Die Wehrmacht



Adolf Hitler

hrer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht

DIE WEHRMACHT

Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht

Um die Freiheit Europas

1941

VERLAG »DIE WEHRMACHT« · BERLIN

DIE WEHRMACHT

1941

Um die Freiheit Europas

Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht

bearbeitet von Karl Fischer

Schutzumschlag: Theo Matejko

Kupfertiefdruck Steyrermühl, Wien

Inhaltsverzeichnis

III. KAPITEL: Den Helm fester gebunden . . .

IV. KAPITEL: Sand, Sonne, Sieg . . .

V. KAPITEL: Krieg auf dem Balkan

VI. KAPITEL: Verrat im Osten

Einführung

von Oberst d. G. v. Wedel.

„Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes" war der Titel des vorjährigen Wehrmachtbuches gewesen. „Um die Freiheit Europas" steht auf dem Titelblatt des neuen Bandes, der die Zeit vom 1. September 1940 bis zum 31. August 1941, also das zweite Kriegsjahr umfaßt.

Der neue Titel kennzeichnet die Wandlung, die der Sinn dieses Krieges im zweiten Kriegsjahr erfahren hat. Waren die Feldzüge der ersten zwölf Monate im Grunde nichts anderes als der Sturm gegen das Diktat von Versailles, das seit 1918 Deutschland in Fesseln gelegt und die Vollendung der deutschen Einheit verhindert hatte, so änderte sich der Sinn des Krieges im Lauf des zweiten Kriegsjahres sehr wesentlich: Der Krieg wurde zum Krieg um die Freiheit Europas, um die Befreiung von angelsächsischem Imperialismus und bolschewistischer Bedrohung.

Mit dem Südostfeldzug wurde Europa vom Feind befreit; kein Engländer stand mehr — wenn man von Gibraltar absieht — auf europäischem Boden. Aber immer drohender war die Gefahr eines bolschewistischen Überfalls auf Europa geworden, seit nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, daß der Aufmarsch der Sowjetarmeen in der Nähe der deutschen Ostgrenze nur den einen Zweck haben konnte, über Europa herzufallen, sobald die deutsche Wehrmacht im Westen durch den Kampf gegen England gebunden war.

Das Spiel wurde durchschaut. Bevor die Sowjets zum Zuge kommen konnten, schlug der Führer zu. Europa begriff, daß der Kampf im Osten nicht mehr nur ein Krieg Deutschlands ist. Europa marschiert und kämpft um seine Freiheit.

In blindem Haß gegen das neue Deutschland verschließen die Demokratien jenseits des Kanals und jenseits des Atlantik Augen und Ohren vor dem Sinn und Ziel dieses Krieges, und die Welt erlebt das beschämende Schauspiel, die beiden angelsächsischen Nationen Arm in Arm mit dem Vernichter aller Ordnung und Kultur zu sehen.

Der vorliegende Band, der zweite in der vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegebenen Reihe „Die Wehrmacht", kann von dem gewaltigen Geschehen unserer Tage naturgemäß nur in Streiflichtern und Momentbildern berichten. Aber auch in ihnen wird der Leser die Größe der geschichtlichen Aufgabe und den unvergleichlichen Heroismus unserer deutschen Wehrmacht erkennen.

Berlin, im September 1941.

Der Beginn des zweiten Kriegsjahres

1. September 1940

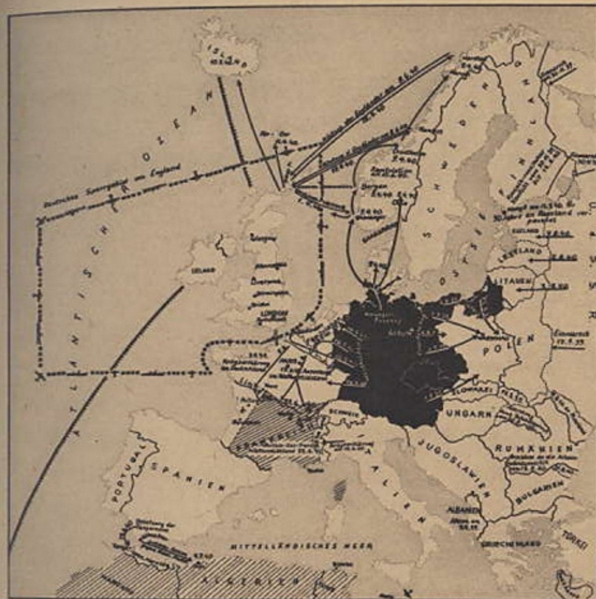
Von Karl Fischer

Zwölf Monate sind eine kurze Spanne Zeit im Dasein eines Menschen. Sie sind ein Nichts im Leben eines Volkes. Aber ein Dutzend Monate kann entscheidend sein, wenn es erfüllt ist vom Kampf um Leben und Freiheit, und dann kann von diesem einen Dutzend Monaten das Leben von Generationen abhängen.

In den zwölf Monaten, die am 1. September 1940 hinter uns lagen, wurde alles, was deutsch heißt und deutsch ist, vom Schicksal gewogen, die Führung, das Volk, die Wehrmacht, jeder einzelne von uns. Und mit der Gewißheit, daß keiner zu leicht befunden wurde, gingen wir in das zweite Kriegsjahr, von dem in diesem Buch berichtet werden soll.

Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich lagen hinter uns, ein makelloses Zeugnis und Verzeichnis deutscher Siege. Wir konnten Atem holen und die Muskeln spannen und uns vorbereiten auf den letzten Gegner – England.

Dieses England, gewohnt seine Kriege mit den Waffen und dem Leben anderer Völker zu führen, taub jedem Appell an seinen von ihm selbst so oft gepriesenen gesunden Menschenverstand, beschloß, nach Frankreichs Niederlage den Krieg gegen „Nazi-Deutschland" weiterzuführen. Aber beileibe nicht mit seinen eigenen Soldaten und mit seinen eigenen Waffen. Alles das, was sich im Laufe des zweiten Kriegsjahres ereignete, von dem Versuch der Durchdringung des Balkans bis zu dem gigantischen



Das war die Lage in Europa nach den ersten zwölf Monaten des Krieges. Die Einzeichnungen auf der Karte geben die gesamteuropäische Entwicklung wieder, außer den Feldzügen des Reiches und dem Kriegseintritt Italiens vor allem auch die imperialistischen Zielsetzungen der Sowjetunion gegen Finnland, die baltischen Länder und Rumänien, ferner die ersten Aktionen Englands gegen seinen ehemaligen Verbündeten Frankreich (die Unternehmung gegen Oran). Island ist bereits von den Briten besetzt, aber noch sind die Vereinigten Staaten auf der östlichen Hemisphäre nicht aktiv in Erscheinung getreten. Erst im Laufe des zweiten Kriegsjahres wird Island von den Amerikanern besetzt und damit Vorposten der USA. im Osten des Atlantik.

Ringen im Osten, wurde von den Briten eingeleitet und eingefädelt, als es ihnen klar war, daß Englands „Degen auf dem Kontinent", Frankreich, zerbrochen war.

In England selbst herrschte nach dem ersten Kriegsjahr nicht der geringste Zweifel, daß England allein diesen Krieg niemals gewinnen würde und daß die einzige Waffe, die England rücksichtslos und brutal anzuwenden entschlossen war, die Blockade, Deutschland niemals auf die Knie zwingen würde. Es streckte daher, unmittelbar nach dem Ende des Westfeldzuges, seine Hände nach allen Richtungen der Windrose aus. Mit dem Appell an die Vereinigten Staaten begann es. Obwohl der nordamerikanische Präsi-



Von England gekauft! Der französische Landesverräter General de Gaulle im Gespräch mit dem englischen König. Mit Hilfe des französischen Exgenerals glaubte England Zwietracht in die Reihen der Franzosen tragen zu können. Frankreich bezahlte jedoch den Verrat seines einstigen Generals mit den 'Überfällen auf Oran und Dakar und — im Verlauf des zweiten Kriegsjahres — mit dem Verlust von Syrien.

dent Roosevelt vor seiner dritten Wahl feierlich erklärt hatte, daß er das Volk der Vereinigten Staaten unter allen Umständen aus dem europäischen Kriege heraushalten wollte, benutzte er bald nach seiner Wiederwahl die gute Gelegenheit, imperialistische Ziele der Vereinigten Staaten der Verwirklichung näherzubringen. Gegen das Linsengericht von fünfzig alten Zerstörern kaufte er England eine Reihe wichtiger Stützpunkte an der Ostküste des nordamerikanischen Kontinents für die Zeit von 99 Jahren ab. Damit begann die sogenannte Amerikahilfe, auf die England so große Hoffnungen setzte und heute noch setzt. —

Der Balkan war schließlich der letzte Flecken europäischen Bodens, auf dem die Engländer — im Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten — noch eine Front gegen die Achsenmächte aufzurichten hoffen konnten.

Rumänien war bereits vor dem Kriege ein Spielfeld mannigfacher britischer Interessen gewesen. Als der Krieg ausbrach und sich im Laufe der ersten zwölf Monate immer mehr zu einem Krieg um die europäische Ordnung entwickelte, wurde Rumänien zu einem Spielball in den Händen englischer Agenten größeren und kleineren Kalibers. Sogar der damalige König Carol ahnte etwas von den Wehen einer neuen Zeit, gegen die er sich mit gutem Grund zu wehren versuchte. Er gründete eine „Partei der Nation" und übernahm deren oberste Führung. Es war ein mißlungener Versuch, das Land von nun ab radikal im Kielwasser Englands laufen zu lassen.

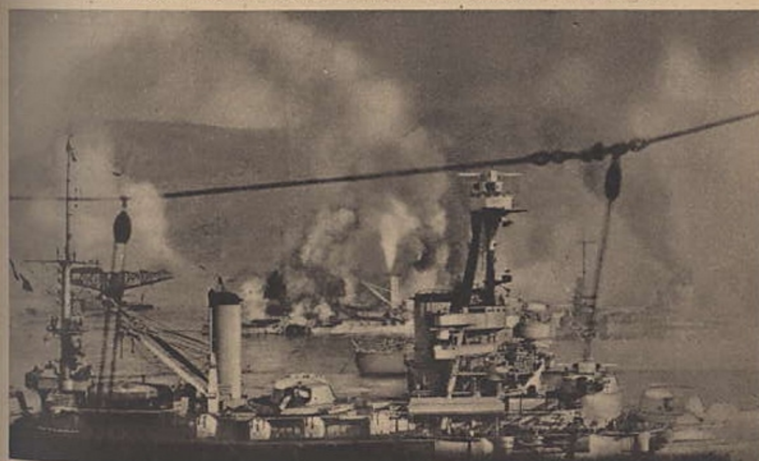
Die gleichen britischen Kräfte, die Rumänien räumen mußten, versuchten ihr Heil in Jugoslawien und Griechenland. Als das zweite Kriegsjahr begann, war es der militärischen und politischen Führung in Deutschland bereits bekannt, wie weit beide Länder sich den Briten verschrieben und den Versprechungen der Amerikaner hingegeben hätten. —

Am 1. September 1940 ahnte das deutsche Volk noch nicht, welches Gewitter sich an einer England scheinbar völlig abgewandten Front zusammenziehen sollte. Aber damals schon, am 1. September 1940, wußte die deutsche Führung, daß sie über kurz oder lang gezwungen sein würde, auch im Osten reinen Tisch zu schaffen. Die Sowjetunion hatte Stützpunkte in allen baltischen Ländern besetzt. Als der deutsche Feldzug in Frankreich kaum zu Ende war, wurden den wehrlosen baltischen Staaten die ersten Daumenschrauben angelegt. Unter fadenscheinigen Vorwänden wurden die Regierungen Litauens, Lettlands und Estlands gezwungen, zurückzutreten, um neuen Führungen Platz zu machen, die bereit waren, sich der Sowjetunion restlos zu unterwerfen. Das geschah auch binnen kurzem, und die Welt erlebte das tragische Schauspiel, daß die „demokratischen" Parlamente der drei kleinen Länder „einstimmig" ihren Eintritt in die Sowjetunion verkündeten.

Dies alles, wie auch die Einverleibung des rumänischen Bessarabiens und der nördlichen Bukowina in die Sowjetunion, war geschehen, ohne daß die Sowjets daran gedacht hätten, sich mit der Reichsregierung über diese Dinge zu beraten, wozu sie nach dem Vertrag vom August 1939 verpflichtet gewesen wären.

Aber das war noch nicht das Entscheidende, das dem zweiten Kriegs-

Der Dank Englands an seinen Verbündeten: Auf Anraten des Verräter-Generals de Gaulle hatten britische Kriegsschiffe im Morgengrauen des 3. Juli 1940 französische Seestreitkräfte im Hafen von Oran überfallen und zum Teil vernichtet. Auch hier enthüllte sich England nicht nur als Feind Deutschlands, nicht nur als Verräter an seinem Bundesgenossen, sondern als Feind Europas, der auf den Ruinen des Kontinents seine Weltmacht zu befestigen hofft.





„Ich trete an die Spitze der ‚Partei der Nation'!" Auch diese Parteigründung rettete den ehemaligen König von Rumänien Carol nicht vor den Folgen seiner probritischen Politik. Die Nation folgte ihm nicht, und erst sein Nachfolger zog die einzig möglichen Konsequenzen aus der europafeindlichen Einstellung Englands. Rumänien schuf sich eine neue Führung und reihte sich in die europäische Front ein. Im Laufe des zweiten Kriegsjahres wurden alle südöstlichen Völker frei von der Herrschaft des Gegners Europas, frei vom britischen Joch.

jahr sein Gesicht geben sollte. Schon Ende Juni 1939 meldeten ausländische Zeitungen, daß 100 bis 150 sowjetische Divisionen in Litauen und an der deutsch-sowjetischen Grenze zusammengezogen seien. Die amtliche sowjetische Nachrichtenagentur Tass dementierte diese Nachricht. Sie dementierte weiter alle Truppenkonzentrationen, als bereits das Deutsche Reich gezwungen war, zum Schutz seiner östlichen Grenzen immer stärkere Truppenteile aus dem Westen zurückzuziehen und nach dem Osten zu verlegen.

Nahezu ein Jahr lang dauerte der Aufmarsch der Sowjettruppen und die dadurch erzwungene Sicherung der Ostgrenze des Reiches. Jeder weiß heute, daß die deutsche Führung entschlossen war, trotz aller Vertragsbrüche durch die Sowjets das Äußerste zu vermeiden. Jeder weiß heute aus dem Aufruf des Führers vom 22. Juni 1941, daß im Lauf der Kriegsentwicklung der Appetit der Sowjets unersättlich geworden war, daß die Ränkeschmiede in Moskau ihre Hände nicht nur gegen die baltischen Staaten, gegen Bessarabien und die Bukowina ausstrecken wollten, sondern daß auf ihrem bolschewistisch-imperialistischem Programm auch Finnland und der europäische Teil der Türkei standen.

Es war seit langem klar, daß die Sowjetunion ein doppeltes Spiel trieb



Der Präsident der Vereinigten Staaten Franklin D. Roosevelt, der seinem Volk vor seiner dritten Wiederwahl versprochen hatte, Amerika aus dem europäischen Kriege herauszuhalten, änderte seine Haltung nach der Wahl vollkommen und unterstützte England in einem solchen Maße, daß er heute von England als Verbündeter betrachtet wird. Auf unserem Bild fordert Roosevelt die amerikanische Presse auf, für den „totalen Sieg über die Diktatoren" zu arbeiten. In der Mitte (zweiter von links) der bigotte britische Kriegshetzer Botschafter Lord Halifax.

und daß hinter den Männern vom Kreml niemand anders stand als England. Längst hatten die Sowjets sich selbst verraten, als sie versuchten, verwirrte Köpfe der rumänischen Legion zum Aufstand gegen die Regierung aufzuputschen, als sie immer deutlicher den Willen zeigten, sich in die Politik des Balkans einzumischen, als sie den Gedanken erwogen, Bulgarien zu ihrem Verbündeten zu machen und sowjetische Truppen in dieses Land zu schicken, als sie durch ihren Außenkommissar Molotow in Berlin erklären ließen, daß die Sowjetunion sich durch Finnland erneut bedroht fühle, als sie der Rebellenregierung Jugoslawiens ihre Freundschaft und wirtschaftliche Unterstützung anboten.

160 bis 200 bolschewistische Divisionen waren an der deutschen Ostgrenze aufmarschiert, als die Dinge so weit gediehen waren und es feststand, daß Deutschland einen hinterhältigen Angriff der Sowjets unter allen Umständen zu erwarten hatte, sobald sich seine geballte Kraft im Westen gegen den britischen Feind wenden würde. Noch anderes ergab sich im Verlauf dieser Entwicklung, nämlich das große Interesse, das die Vereinigten Staaten an der immer zweifelhafter werdenden Haltung der Sowjetunion nahmen. Als die Bolschewisten den Belgrader Putschisten ihre Freundschaft anboten, erklärte der Unterstaatssekretär im Außenamt



Die deutsche Antwort auf das plutokratisch-bolschewistische Komplott: die Wehrmacht des großdeutschen Reiches wurde vom Schicksal berufen, für die Freiheit Europas zu kämpfen. Das Bild zeigt deutsche Soldaten im Ostfeldzug bei einem Angriff auf einen bolschewistischen Ort.

der Vereinigten Staaten Sumner Welles, daß dieser Pakt zwischen den Sowjets und den serbischen Rebellen von größter Bedeutung sei. Das war um die gleiche Zeit, in der Deutschland gezwungen war, den britischen Einfluß in dem ehemaligen Jugoslawien und in Griechenland endgültig zu vernichten. –

Immer mehr sollte sich im Laufe des zweiten Kriegsjahres die Überzeugung durchsetzen, daß aus dem großdeutschen Freiheitskampf ein Kampf um die Freiheit Europas geworden war. Ein Kampf, dessen Ziel die Neuordnung eines Kontinents ist, der sein Leben nicht unter den Polizeivorschriften gewinnsüchtiger Demokratien und außereuropäischer plutokratischer Imperialisten und vor allem nicht unter der Knute bolschewistischer Terroristen zu leben gewillt ist.

Es geht gegen London . . . !

Von Hauptmann Wilhelm Renner

Herbst 1940! – Woche um Woche ging das nun schon mit den nächtlichen Flügen nach drüben. Zwischen der Nordsee und der Irischen See zuzüglich dem St.-Georgs- und dem Bristol-Kanal gab es kaum mehr Orte von einiger industrieller oder rüstungswirtschaftlicher Bedeutung, die unsere Gruppe nicht schon einige oder viele Male mit Bomben bedacht hätte. Mit Ausnahme von London! Und dabei lasen wir seit Monaten, seit Beginn der deutschen Offensive im Westen, von den englischen Bombenangriffen auf die Wohngebiete deutscher Städte, von den Versuchen, Goethes Gartenhaus in Weimar, das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh zu zerstören, von den verruchten – Gott sei Dank praktisch unwirksamen – Phosphorbrandplättchen, mit denen die Engländer von der Luft aus die deutsche Getreideernte, bäuerliche Anwesen und Waldgebiete zu vernichten dachten.

In den ersten Wochen, solange die Kämpfe in Frankreich noch dauerten, war das ja nicht so gefährlich gewesen. Das Geschwader hatte genug zu tun damals. Noch jetzt wurde jede Gelegenheit benutzt, um denen, die seinerzeit noch nicht dabei gewesen waren oder die neu zur Gruppe kamen, die Bunker im Holländischen Tief und an den mächtigen Waalbrücken zu zeigen, die die Gruppe seinerzeit dort breitgeklopft hatte, um den Fallschirmjägern den Weg zu bereiten. Von da war es dann weitergegangen nach Dünkirchen und bis zum Atlantik. Nun aber hockte man schon Wochen hier und karrte nächtlicherweile Bomben nach England – mit Ausnahme von London!

Dann kamen Mitte August die ersten Angriffe auf Wohnviertel in Berlin. Es erwies sich als absolut unmöglich, selbst bei weitherzigster

„Schwere Brocken", Bomben schweren Kalibers auf dem Weg zum Einsatzflughafen





Noch ist die Kanzel der He 111 verhängt, aber schon ist das Bodenpersonal an der Arbeit. Bomben schweren Kalibers werden mit Hilfe eines Spezial-Hebewagens eingehängt.

Einkalkulierung von Abwurffehlern, herauszufinden, welchen militärischen, industriellen, verkehrs- oder rüstungswirtschaftlichen Zielen die Bombenabwürfe gegolten haben könnten. London versuchte der Welt Sand in die Augen zu streuen: Potsdamer und Anhalter Bahnhof u. a. seien „pulverisiert". Die Reichsregierung zeigte den in Berlin tätigen Auslandsjournalisten und diplomatischen Vertretern die Bahnhöfe: Nicht eine Spur von Bombentreffern weit und breit. Wohl aber in reinen Wohnvierteln, in Krankenhäusern, in Kirchen.

Wie oft hatten der Führer und hatten andere berufene Stellen die Engländer gewarnt und klargestellt, daß sie eine vielfache Vergeltung herausforderten! Vergeltung? War das Vergeltung für das Gefühl von Leuten, die sich eigentlich jeden Morgen fragen mußten, ob nicht eine der heimtückischen englischen Bomben ihre Eltern, Frauen, Kinder oder Geschwister getroffen habe? War das Vergeltung, wenn sie fast Nacht für Nacht durch die Gegend krebsen mußten, um auf ganz eng und eindeutig umgrenzte Ziele, auf reichlich mit Flak und Scheinwerfern gespickte Werke, Docks oder Werften ihre Bomben abzuladen? Wenn sie immer noch und immer wieder an dem Nervenzentrum des Gegners, an London, vorbeigucken und vorbeifliegen mußten, wenn sie unter Umständen, falls weder das Hauptziel noch die befohlenen Eventualziele etwa aus Witterungsgründen anzufliegen waren, ihre Brocken sogar wieder nach Hause bringen mußten?!



Letzte Einsatzbesprechung vor dem Start gegen England. Die Flugzeugkommandanten tragen bereits die Fliegerkombination. Kurz vor dem Start erst lernen sie ihre Aufgabe kennen.

Gewiß, es ist sehr befriedigend, seine Eier richtig ins befohlene Nest gelegt zu haben. Man schwirrt, vor allem wenn Mondschein ist, nach Möglichkeit noch ein bißchen über der Gegend herum, um zu sehen, ob die Geschichte da unten auch richtig brennt. Gelegentlich hat man vielleicht sogar die Genugtuung, beobachten zu können, wie sich mit grünlich weißem Aufleuchten unten Explosionen fortpflanzen und einem beweisen, daß es wirklich richtig hingefleckt hat. Da können sich dann die Gelehrten zu Hause die Köpfe zerbrechen, ob das nun nicht weit genug auseinandergezogene Munitionsdepots oder ein Umspannwerk oder irgendwelche chemischen Angelegenheiten oder wer weiß was sonst waren. Man selbst hat nur zu melden, was man gesehen hat. Man kann sich natürlich auch etwas dabei denken. Aber wenn man versucht, etwaige Gedankensplitter in der dienstlichen Meldung unterzubringen, dann kriegt man möglicherweise zu hören: „Überlassen Sie das Denken den Pferden, die haben größere Köpfe!" Wenn sich dann der freundliche Mentor zu einer Diskussion über diese Frage versteht, trägt man todsicher die peinliche Gewißheit nach Hause, daß er sogar recht hat. Die „größeren Köpfe", die natürlich keineswegs Pferdeköpfe sind, wissen nämlich meistens tatsächlich mehr als ein junger Franz. Vielleicht gelangen ähnliche Beobachtungen anderer Besatzungen anderer Gruppen über die gleiche Angelegenheit zu ihnen. Aus einer Mehrzahl von Beobachtungen des gleichen Vorganges kristallisiert sich dann möglicherweise dank der Detailkenntnisse der Sach-

verständigen ein klares Bild heraus, vielleicht eine wichtige, gänzlich überraschende Feststellung, zu der der Weg verbaut gewesen wäre, wenn die reinen Tatsachenmeldungen durch subjektive Zutaten erweitert worden wären.

Immerhin – ein richtiger Trost ist das auch nicht. Es enthebt einen nicht des Gefühls, daß es unser Los ist, stur unser Eisen an sicherlich wichtige, für uns persönlich aber uninteressante Orte zu karren und meistens nichts von dem erzielten Effekt sehen zu können. Wer besonderes Glück hat, kriegt vielleicht nach Tagen einmal die Luftaufnahme eines Aufklärers in die Finger, die Spuren seiner Tätigkeit erkennen läßt. Aber das sind, wie gesagt, Ausnahmen. Der Kommandeur begreift durchaus die psychologische Belastung, die diese ewige nächtliche Eisenkärrnerei den Besatzungen auferlegt. Um so unentwegter nimmt er sich ihrer an; wenn sie nachts starten, ist er da, vorausgesetzt, daß er nicht gerade selbst mitfliegt, und erst recht, wenn sie heimkehren. Für jeden findet er das richtige Wort, meisterlich spielt er auf dem Nervenklavier und zaubert, unauffällig, aber zielbewußt, bei dem Frühstück, das den heimgekehrten Besatzungen zusteht, die Stimmung herbei, in der das Erlebnis der vorangegangenen Stunden richtig abklingen kann. Gerade bei diesen nächtlichen Sitzungen ergibt sich für ihn unendlich viel menschlich und dienstlich Aufschlußreiches, hier erkennt er am sichersten, was mit den einzelnen Männern los ist, ob einer Urlaub braucht oder einen kleinen, Abwechslung bringenden Sonderauftrag oder ein Tagesziel. Denn das ist das Wunderbare bei diesen Kerlen: sie karren ihr Eisen Nacht für Nacht; das ist anstrengend, aber nicht übermäßig gefährlich, wenn schon die englischen Scheinwerfer, Flaks und Nachtjäger rege und keineswegs schlecht sind. Aber eine befriedigende Tätigkeit ist das nicht. Jedoch – wie leuchten die Augen, wenn es wieder einmal – sei es auf See, sei es drüben auf der Insel – ein Tagesziel gibt, wo man sehen, vielleicht sogar photographieren kann, was man geschafft hat! Und wenn der Auftrag auch ein besseres „Himmelfahrtskommando“ ist, d. h. eine Sache, die sehr leicht schief gehen kann – die Männer empfinden ihn als Belohnung für manche jener Kärrnernächte.

Eines Tages aber gibt es geheimnisvolle Bewegung in den oberen Regionen der Stäbe. Was los ist oder sich vorbereitet, wird streng geheim gehalten. Allein schon die Tatsache, daß etwas Neues in Sicht ist, möbelt die Geister auf. Und dann ist die Stunde der historischen Einsatzbesprechung da: der Führer hat endlich Vergeltungsangriffe auf militärisch und wehrwirtschaftlich wichtige Ziele auch in London befohlen. Vier Monate sind verstrichen, seit die englischen Bombenangriffe gegen die deutsche Zivilbevölkerung begannen, vierzehn Tage lang gehen sie nun auch schon auf Wohnviertel in Berlin – endlich darf man den Cityleuten zeigen, daß es nicht Schwäche ist, wenn man ihre Stadt bislang verschonte! Mit fanatischem Eifer knien sich die Besatzungen in das Studium der Zielunterlagen. Auch hier wird mit deutscher Gründlichkeit gearbeitet. An sich wäre es ja einfach: auf der 10 km langen, 2 km breiten Strecke zwischen



Wie Scheiben aus Milchglas sehen die von einem Scheinwerfer angestrahlten rasenden Schrauben des Kampfflugzeuges aus.



Eine Kette nach der anderen ist gestartet. Unter den Kampfflugzeugen liegt bereits Feindesland.

selbständig machen will, richtig zu verankern – ich habe ja „als Gast" nur einen behelfsmäßigen Platz –, höre ich, wie der Pilot den Kommandanten seelenruhig fragt: „Was macht eigentlich die Vereisung? Wir haben draußen minus 25 Grad." Verdammt ja, hatte nicht der Wettermacher gesagt, daß innerhalb der Gewitterfronten Vereisungsgefahr bestände? Der Kommandant gibt ganz gelassen die beruhigende Auskunft: „Na, noch geht es!" – Das freut einen denn ja auch. Weniger erfreulich ist es, daß er im Anschluß daran feststellt, daß sein MG. eisern eingefroren ist. Aber schließlich – dagegen sind englische MG. ja auch nicht gefeit, und in diesem Gewitter wird uns wohl auch kein feindlicher Nachtjäger suchen.

Plötzlich wandelt sich die feuerdurchlohte Finsternis zu milder silbriger Helle. Es schienen Stunden, aber es waren nur sieben Minuten, die wir gebraucht haben, um diese Hölle zu durchstoßen. Schon taucht hinter letzten Wolkenfetzen der Mond wieder auf und wirft seinen silbernen Schein auf das hinter uns verschwindende Wolkengebirge – eine grandiose Landschaft, über die hin und wieder noch der rötlichblaue Schein der Blitze zuckt.

Kommandant und Pilot haben keine Zeit, sich dem Genuß dieses wunderbaren Bildes hinzugeben; für sie existieren vorläufig nur Kurszahlen und Minutenziffern. Es kümmert sie auch nicht, daß das eherne Gesetz des errechneten Kurses uns nach wenigen Minuten wieder in eine Gewitterfront hineinzwingt. Allerdings sind wir inzwischen doch noch

um einiges gestiegen, und es sieht so aus, als ob wir diese zweite Gewitterfront doch würden überfliegen können. Aber kaum sind wir über die ersten, von Lichtfluten umbrandeten Vorläufer dieser Wetterfront hinweg, da sitzen wir auch schon wieder in den so beliebten „Quellungen" drin. Sie türmen sich in Gedankenschnelle vor uns auf, manchmal hat man den Eindruck, als brächen sie in dem Sekundenbruchteil, in dem wir sie überfliegen, zu uns empor und wollten nach uns greifen – ein wüstes, tobendes, blitzdurchzucktes Chaos. Und dann wieder das befreiende Durchstoßen ins Helle. Und noch einmal dasselbe erregende Schauspiel. Nun genießt sich's schon erheblich ruhiger.

„Na also!" resümiert der Kommandant, „das ging ja noch mal!" Er rüttelt wieder an seinem MG., aber das ist noch wie festgeschmiedet. Auf der Stirn der Kanzel liegt noch ein dicker Eiswulst, ebenso auf den Propellernaben und den Vorderkanten der Tragdecks, aber der Moment, wo es bedenklich wird, wenn nämlich die Propeller anfangen, Eisbrocken gegen die Glasscheiben der Kanzel zu schleudern, ist noch nicht erreicht, und nun sind wir ja aus dem Dreck heraus.

Letzte helle lichtdurchflossene Wolkenschwaden treiben unter uns weg, und unversehens sind wir dann auf der Rückseite der Wetterfront, von der uns die Meteorologen so gute Dinge erzählt hatten und die sie allerdings noch ein gut Stück weiter westlich vermuteten. Sie läßt in der Tat nichts zu wünschen übrig. Jetzt bedarf es keiner Kurszahlen und keiner naviga-

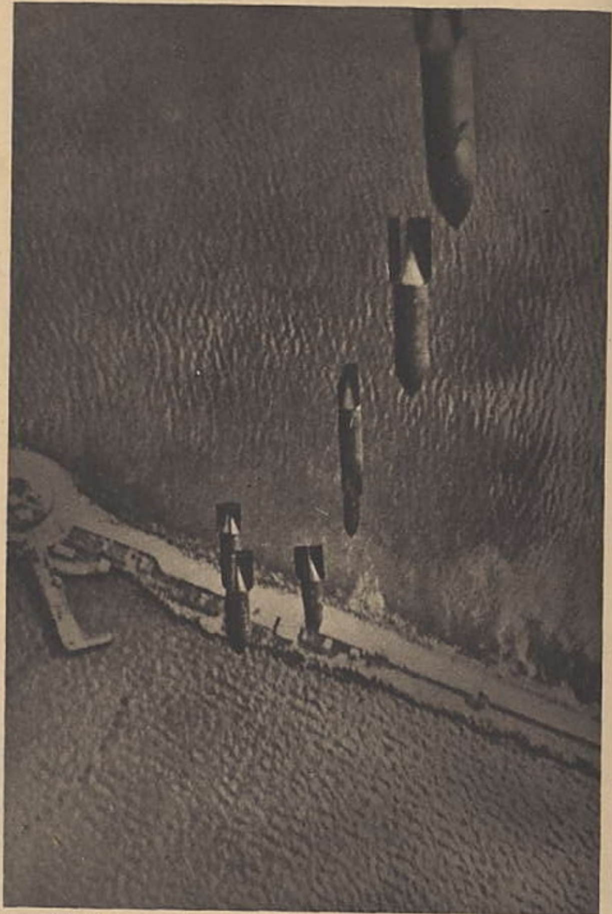
Von unten blenden Scheinwerfer auf, aber an den Wolken brechen sich ihre Strahlenbündel.





Der englische Flughafen Eastchurch vor und nach dem Angriff. Eine Halle (1) wurde völlig zerstört, eine zweite (2) schwer beschädigt. Zahlreiche Bombentreffer liegen außerdem auf dem Rollfeld.





Bomben fallen! Sekunden später werden die Detonationen anzeigen, ob sie im Ziel gesessen haben.



So sieht der Flieger die Brände, die unmittelbar nach dem Abwurf von Spreng- und Brandbomben in den kriegswichtigen Bezirken einer feindlichen Stadt in Sekunden entstehen.

torischen Kunststücke mehr. Wie auf einer idealen riesigen Reliefkarte liegt vorwärts unter uns im Mondglanz die englische Küste. Wir brauchen kaum die Karte, denn die – übrigens höchst charakteristischen – Konturen dieses Teiles der britischen Insel sitzen längst fest in unseren Köpfen: Der Einschnitt der Themsemündung vollends ist gänzlich unverkennbar. Wir empfinden alle lebhafteste Befriedigung: trotz des komplizierten Weges, trotz Gewittersturm und Wolkenflug sind wir beinahe auf den Kilometer genau an der vorausberechneten Stelle aus den Wolken heraus auf die englische Küste gestoßen. Eine luftnavigatorische Meisterleistung!

Nun weist uns die Themse klar und eindeutig den Weg. Bald taucht



Es ging gegen London! Die City von London, das Zentrum des gesamten britischen Empire, der Stolz Englands, ist ein Trümmerfeld. Die Aufnahme — eine englische — stammt aus den letzten Dezembertagen des Jahres 1940. Sie zeigt das gewaltige Ausmaß der Zerstörung.



Präzisionsarbeit unserer Kampfflieger! Ein ganzer Stadtteil ist zerstört, aber unversehrt steht inmitten der Trümmer die Kirche. Die Aufnahme wurde einer amerikanischen Zeitschrift entnommen; sie strafe die britischen Behauptungen über „barbarische" Angriffe deutscher Flieger Lügen.

ein riesiger Gürtel milchigweißer Lichtsäulen am Horizont auf: die Scheinwerfer von London. Hier und da greifen nun auch schon vereinzelte Scheinwerfer nach uns, aber die Sicht von unten muß schlecht sein: mehrere Male gleitet der grelle Strahl über die Maschine hin, bleibt aber nicht an ihr haften. Voraus, in Richtung London, sehen wir immer deutlicher und immer zahlreicher unzählige flirrende Blitze, am Boden und am Himmel – das sind die Abschüsse und die Detonationen der Londoner Flak. Dazwischen hinein von Zeit zu Zeit vereinzelt oder serienweise feuriges Auflodern von der vielfachen Stärke jener Blitze – das sind die Grüße, die die uns vorausgeflogenen Verbände hinabgesandt haben. Nun sind wir dem Herzen des Weltreiches schon nahe genug, um uns einen Begriff davon machen zu können, wie es da unten aussieht. Wie wenn im Krater eines noch tätigen Vulkans die halbflüssige Lavadecke immerfort bald hier, bald da aufreißt und die feurige kochende Glut durchscheinen läßt, so bietet sich in dieser Nacht das Bild dieses Teiles der Weltstadt dar, an der sich nun schon seit Tagen das von ihren Regierenden freventlich über sie heraufbeschworene Schicksal erfüllt. Vor der charakteristischen Südschleife der Themse liegt wie ein gigantischer Feuerriegel ein neuer Brandherd, der offenbar erst vor kurzem durch unsere Vorgänger entfacht worden ist. Es sind die großen West-India-Docks. Drüben auf der anderen Seite des Flusses, in dem umfangreichen Komplex der Commercial-Docks, beleuchten frische Feuergluten weißliche Qualmwolken, die an zahlreichen Stellen aufsteigen: zweifellos verdunsten hier auf immer noch schwelenden Brandherden der letzten Tage die Wasserfluten der Gewittergüsse, die hier im Laufe der Nacht heruntergekommen sind. Aber jetzt ist nicht mehr Zeit, sich diesem ungeheuerlichen Schauspiel zu widmen. Vorn in der Kanzel liegt schon der Kommandant über seinem Zielgerät und gibt dem Piloten mit sparsamen Handbewegungen die letzten Feinkorrekturen für den Anflug auf unser heutiges Ziel – eines der wichtigsten Verkehrszentren der Riesenstadt. Es kommt viel darauf an, unsere Brocken – es ist das schwerste Kaliber, über das wir verfügen – genau hineinzusetzen.

Daß wir schon seit geraumer Zeit im Bereich der Londoner Flak sind, ist uns eigentlich bisher gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Zu gewaltig war das unerhörte Bild, das sich dort unten uns darbot; es nahm alle unsere Sinne gefangen. Außerdem widmeten die Flaks zunächst noch einigen anderen, vor uns angekommenen Kameraden den größeren Teil ihrer Aufmerksamkeit. Aber jetzt, als ob sie ahnten, daß wir uns dem entscheidenden Moment nähern, decken sie uns ein, daß es nur so eine Art hat. Mit harten Stößen rütteln einige besonders gut liegende Detonationen an unserer Maschine. Aber in diesem Moment können wir keine Rücksicht darauf nehmen. Endlich! „Ab dafür!" Mit einem machtvollen Sprung quittiert unser Vogel die erfreuliche Tatsache, daß er der Riesenlast ledig geworden ist, die er so brav hergeschleppt hat. So, und nun Kurve und Gegenkurs, denn, wenn irgend möglich, wollen wir doch sehen, wie es hingehauen hat. Da kommt durchs Sprechgerät die Stimme des Funkers: „Achtung! Achtung! Nachtjäger! Zwei Maschinen hinter uns auf gleicher

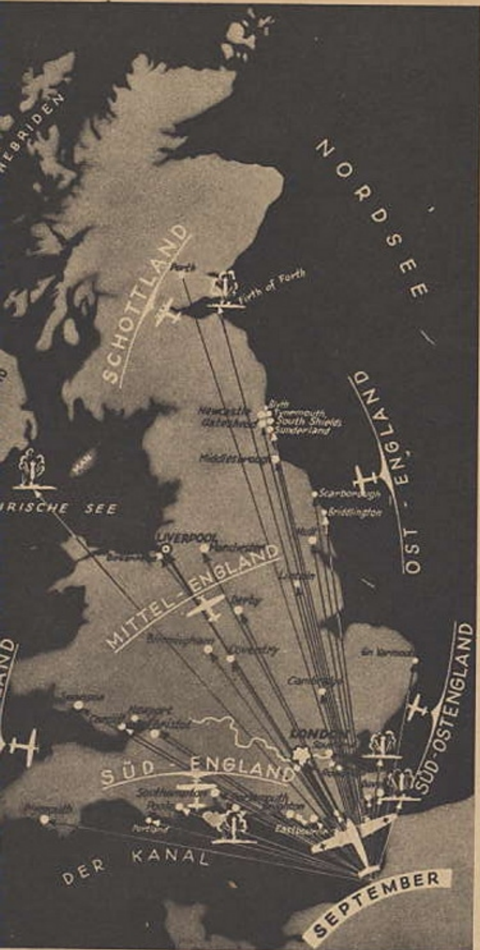
Höhe!" So, das fehlte gerade noch. Bei Nachtjägern hilft nur Kurven. Also los! Wir drücken mit Vollgas weg und merken denn auch nichts mehr von unsern unerwünschten Begleitern. Immerhin haben wir uns mit dem Nachhausekommen doch ziemlich beeilt, so beeilt, daß wir sogar noch ein Wiedersehen mit unseren Gewitterfronten feiern konnten, die doch auch „allerhand Sachen drauf" hatten.

Daß unser Einsatz sich auch gelohnt hatte, erfuhren wir mit Sicherheit. Aber erst einige Tage später, und zwar aus Meldungen, die ausländische Korrespondenten über die Ereignisse der betreffenden Nacht von London aus an ihre Blätter gegeben hatten: unsere Bomben hatten nicht nur im Zielraum, sondern im Ziel selbst gelegen.



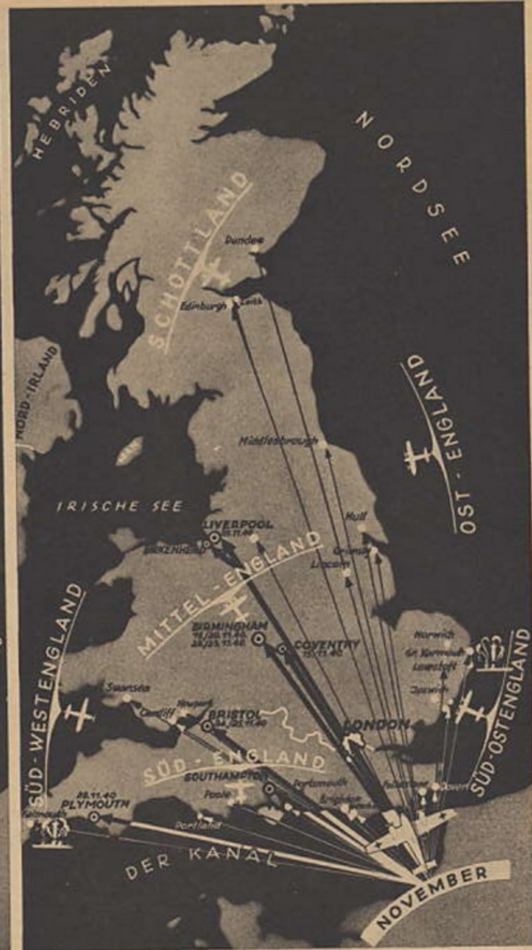
Rüstungszentrum London

3









Anfang September 1940 begannen die Vergeltungsschläge der deutschen Luftwaffe gegen kriegswichtige Ziele Englands, nachdem die britische Luftwaffe monatelang vorher in Nachtangriffen nichtmilitärische Ziele im Reichsgebiet mit Bomben belegt hatte. Die Kartenskizzen geben einen Überblick über die deutschen Angriffe im September, Oktober und November des Jahres 1940. Die dünnen Pfeile zeigen Angriffe minderen Umfanges an, während die dicken Pfeile die konzentrierten Schläge unserer Luftwaffe kennzeichnen. Aus den Karten wird ersichtlich, daß die deutschen Angriffe sich im September und Oktober in der Hauptsache gegen wichtige Ziele der britischen Hauptstadt richteten und daß im November außer London auch andere Industrie- und Rüstungszentren unter das massierte Feuer deutscher Bomben genommen wurden (z. B. Coventry, Birmingham, Bristol, Southampton, Liverpool usw.). In einem einzigen Monat (November) wurden 6747000 kg Sprengbomben auf Großbritannien abgeworfen, wovon 5055000 kg auf 23 Großangriffe entfielen. Allein auf London wurden insgesamt 3187000 kg geworfen, davon 2664000 kg bei 13 Großangriffen. Nicht mit eingerechnet in diese Zahlen sind die Brandbomben. Vergleicht man die drei Kartenskizzen, so fällt auf, daß die Zahl der kleinen Angriffe fortschreitend zugunsten der massierten Angriffe abgenommen hat. Auf den Karten nehmen alle Angriffsflüge von einem einzigen Punkt aus ihren Anfang; das entspricht natürlich nicht der Wirklichkeit, sondern ist lediglich ein Mittel zur Vereinfachung und Übersichtlichkeit.

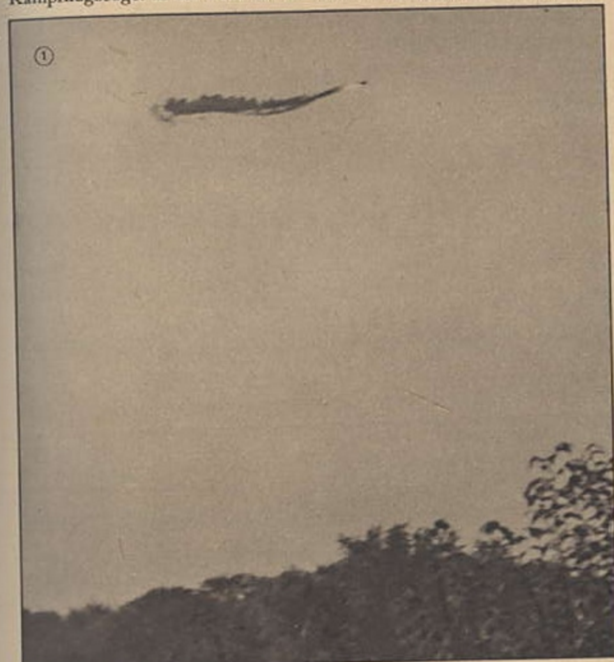


„Da unten liegt der Themse-Bogen!" Der Beobachter eines Kampfflugzeuges über dem Blendschutzfächer. Am Themse-Bogen liegen kriegswichtigste Anlagen.

Abschuß!

„Bei Angriffsversuchen britischer Flugzeuge an der Kanalküste schossen Jäger und Flakartillerie elf feindliche Flugzeuge ab . . ." *Aus einem Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht.*

Fast jeder OKW-Bericht enthält einen ähnlichen Satz, nur die Zahlen der abgeschossenen feindlichen Flugzeuge ändern sich; einmal sind es mehr, ein andermal weniger. Die folgenden Seiten zeigen eine Reihe hervorragend gelungener Aufnahmen von dem Abschuß eines britischen Kampfflugzeuges in der Nähe der Kanalküste durch einen deutschen Jäger.





Reichsmarschall Hermann Göring

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe mit General Jeschoneck, dem Chef seines Generalstabs-



Was geschieht …

… bevor die Sirene heult?

Von Hauptmann Schröter

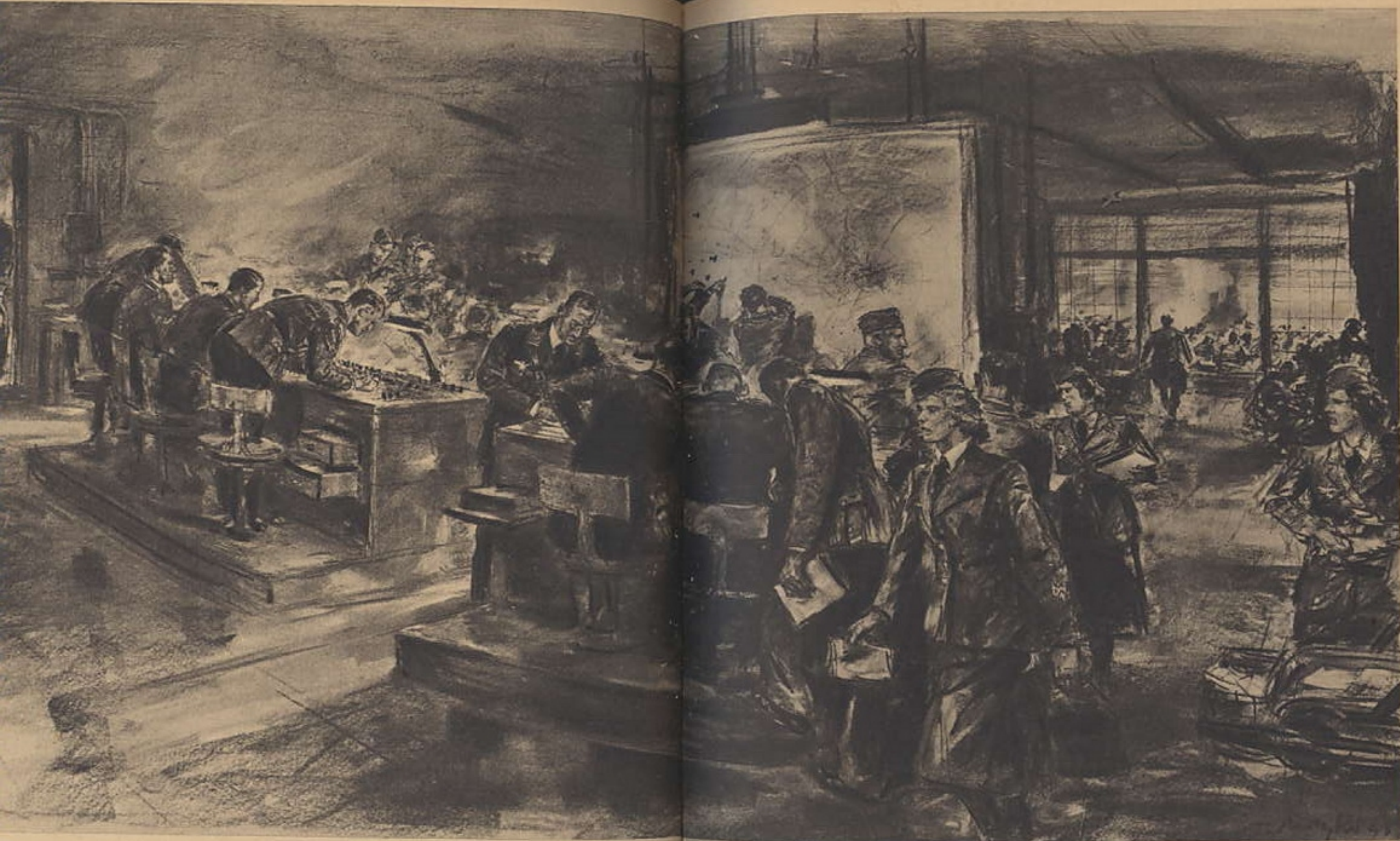
Wenig im Blick der Öffentlichkeit stehend, doch von überragender Bedeutung für die Luftverteidigung im Reichsgebiet, erfüllt der Flugmeldedienst seine verantwortungsvolle Aufgabe.

Über das ganze Reichsgebiet, bis weit auf das Meer hinaus zu den Vorpostenbooten, ist ein Netz von Flugwachlinien gezogen. Mit Auge und Ohr überwachen die Männer der Flugwachen lückenlos den deutschen Luftraum. Sie erfüllen ihre Aufgabe bei jedem Wetter, zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Jede Flugwache ist durch eine unmittelbare Fernsprechleitung mit dem einen sogenannten Flugmeldebereich umfassenden Flugwachkommando verbunden.

Hier werden ankommende Flugmeldungen aufgenommen, ausgewertet und die Ergebnisse mit Fernsprecher oder Flugmeldefunkspruch an die

Von dem Meer bis zu den äußersten Winkeln des Reichsgebietes reicht das dichte Netz unseres Flugmeldedienstes. Auf unseren Vorpostenbooten, die weit in die See vor den Küsten des Reiches und der besetzten Gebiete im Westen vorgeschoben sind, befinden sich, genau wie auf dem Lande, Flugwachposten, die rechtzeitig den Anflug feindlicher Flugzeuge melden-



Im Flugwachkommando gibt es keine Pause im Dienst. Selbst in der „ruhigen" Zeit, wenn kein Einflug feindlicher Maschinen gemeldet ist, wird unablässig gearbeitet, da auch die Flüge der eigenen Maschinen verfolgt werden müssen. Luftnachrichtenhelferinnen stehen dabei den Offizieren und Mannschaften vom Flugmeldedienst in großer Zahl hilfreich zur Seite. Großbetrieb herrscht begreiflicherweise dann, wenn der Einflug feindlicher Flugzeuge gemeldet ist. Auf unserer Zeichnung rollen rechts auf einem laufenden Band ständig die Meldungen ein, die von den Flugwachposten an das Flugwachkommando gegeben werden. Nachrichtenhelferinnen übergeben die Meldungen zur Auswertung an die vor der riesigen Karte sitzenden Soldaten. Auf der Karte werden die jeweiligen Standorte der gemeldeten Flugzeuge eingezeichnet oder mit Modellen abgesteckt. In einem anderen Saal (auf unserem Bild rechts im Hintergrund) werden die Meldungen an andere Flugwachkommandos usw. telefonisch weitergegeben, während sie an den Tischen im Vordergrund der Zeichnung für die Flak und die Luftschutzwarnzentrale ausgewertet werden. Haben die feindlichen Flugzeuge die Warnzone überflogen und nähert sich der Feind dem Sperrgürtel, beispielsweise der Großstadt X, so geht eine entsprechende Meldung von der Zentrale des Flugwachkommandos an die Luftschutzwarnzentrale, und dann wird in dieser Zentrale, wenn nötig, auf den Knopf gedrückt, der die Alarmsirenen auslöst.

Dienststellen der Luftverteidigung, Luftschutzwarnzentralen und Nachbarflugwachkommandos weitergegeben.

Vom Augenblick des Einfliegens in deutsches Reichsgebiet wird jedes feindliche Flugzeug erfaßt. Bei den Dienststellen der Luftverteidigung wird der Flugweg eines jeden Flugzeuges mit genauer Uhrzeitangabe auf Karten eingezeichnet. Die Führer der Luftverteidigung können somit zeitgerecht, je nach Beurteilung der Lage, ihre Entschlüsse über Alarmierung der Luftverteidigungskräfte und Benachrichtigung der Luftschutzwarnzentralen zur Warnung der Bevölkerung treffen.

Zur Verhinderung der irrtümlichen Bekämpfung eigener Flugzeuge werden durch die Flugwachkommandos Start und Flugwegmeldungen der eigenen Verbände und Einheiten an die in ihrem Bereich liegenden Fliegerhorste, Flugplätze, Flakartillerie sowie an benachbarte Flugwachkommandos gemeldet.

Schnellste Zuführung der im Luftspähdienst gewonnenen Aufklärungsergebnisse durch den Flugmeldedienst an die Dienststellen der Luftverteidigung ist die Voraussetzung für den Erfolg.

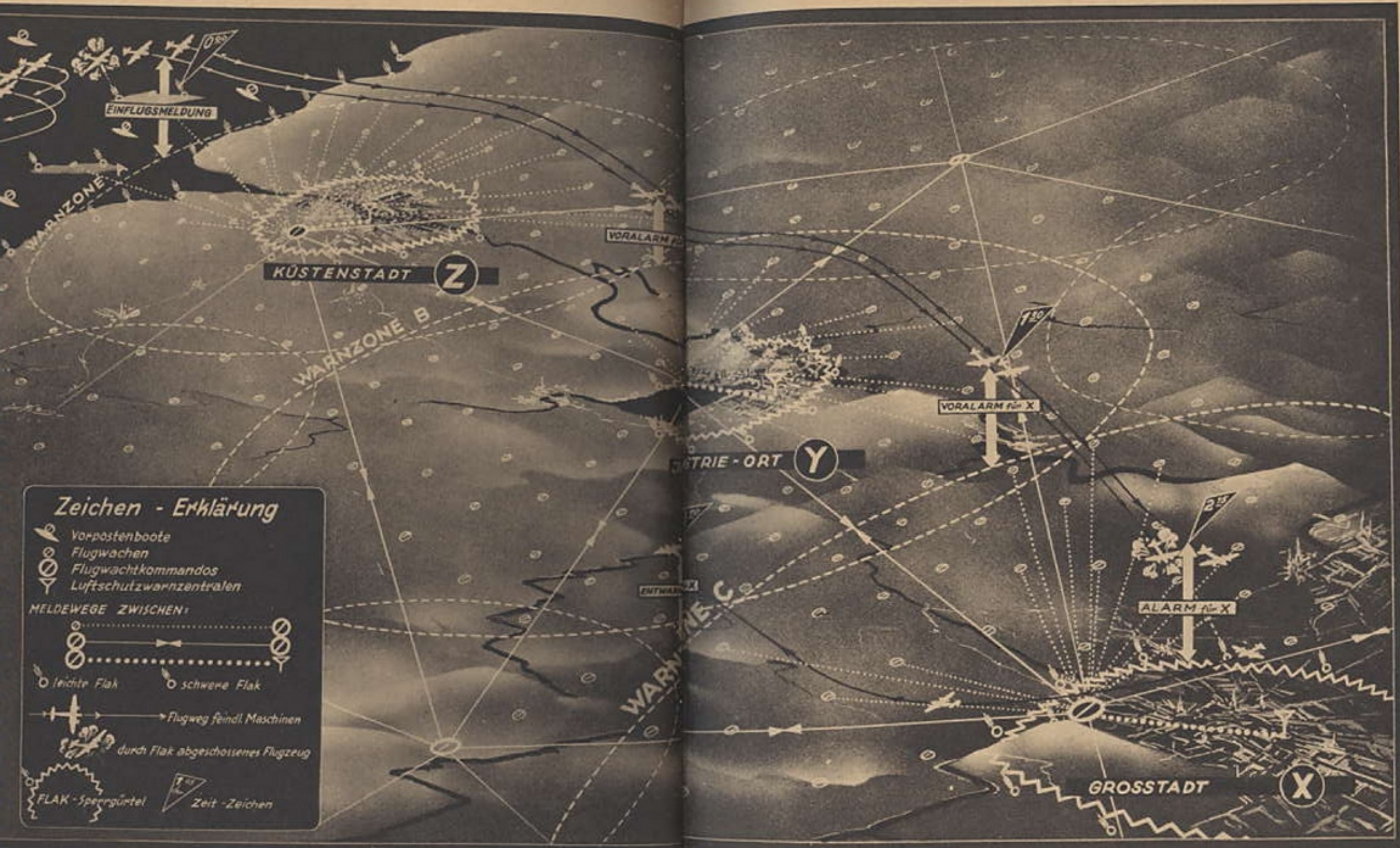
Dieser Aufgabe ist der Flugmeldedienst jederzeit gerecht geworden, und kein einziges feindliches Flugzeug hat bisher das deutsche Reichsgebiet unerkannt und unangemeldet überflogen.

Der Knopf, der die Alarmsirene auslöst und auch das Entwarnungssignal ertönen läßt, ist in einem kleinen Stahlschrank angebracht, dessen Schloß nur von dem verantwortlichen Leiter der Luftschutzwarnzentrale geöffnet werden kann, sobald der Alarm notwendig ist.





Die Flak im Sperrgürtel und im Stadtinnern ist alarmiert. In einem mörderischen Sperrfeuer bricht einer der englischen Luftangriffe auf Wohnviertel einer deutschen westlichen Großstadt zusammen. Noch bevor die eigentlichen Ziele erreicht sind, muß der größte Teil der feindlichen Flugzeuge umkehren, soweit er nicht der Flak oder den Nachtjägern zum Opfer gefallen ist.

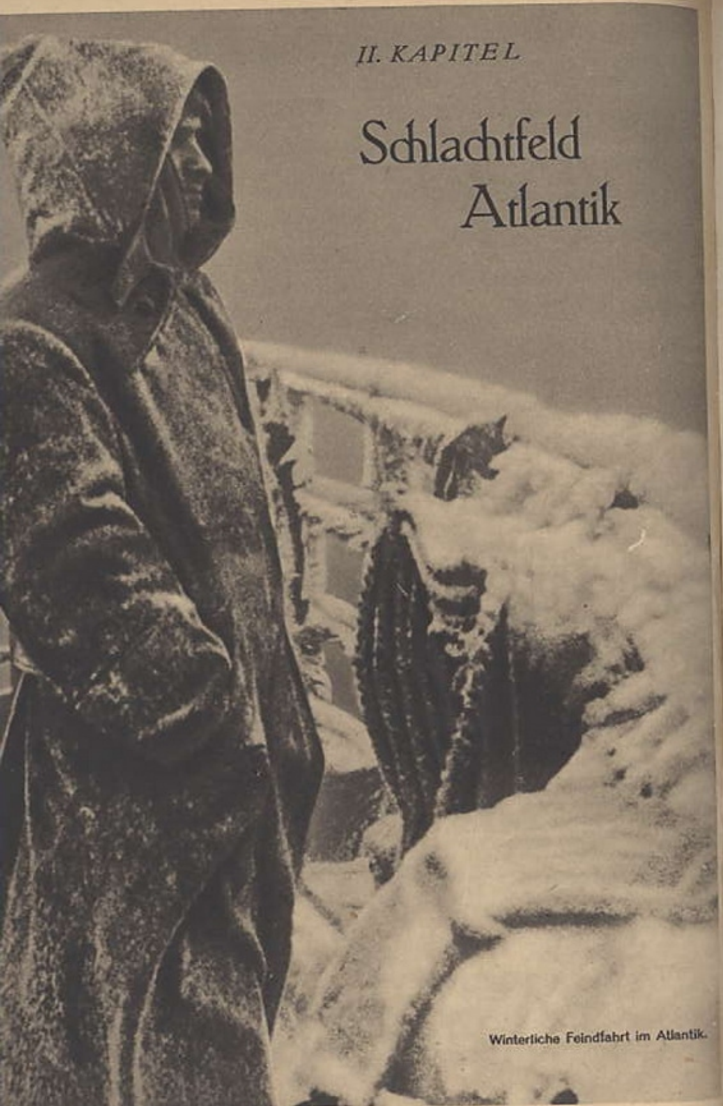


Wenn der Feind einfliegt . . .

Um 0.00 Uhr sind feindliche Flugzeuge an der Küste in der Nähe der Stadt Z (links oben auf unserer Skizze) eingeflogen. Flugwachen der Vorpostenboote haben die Flugzeuge erkannt und ihre Meldungen weitergegeben. Drei der einfliegenden Flugzeuge werden durch die starke Flakabwehr der Küsteninseln zum Abdrehen gezwungen, während von den übrigen drei eins der Flak zum Opfer fällt. Die beiden letzten Flugzeuge streifen die Warnzone A, die sich in großem Abstand um die Küstenstadt Z zieht, schneiden dann die Warnzone B um das Industriegebiet Y und dringen schließlich in die Warnzone C rings um die Großstadt X ein. Um 1.30 Uhr wird der Einflug in die Warnzone C gemeldet und Voralarm für X gegeben. Um 2.15 Uhr erreichen beide Flugzeuge den Flaksperrgürtel um die Großstadt X, der sich in einiger Entfernung um das Weichbild der Stadt zieht. Um diese Zeit wird für X von der Luftschutzwarnzentrale Alarm gegeben, d. h. die Luftschutzsirenen ertönen. Ein Flugzeug wird von der Flaksperre des Vorfeldes der Großstadt abgeschossen; die letzte feindliche Maschine versucht, von Nordosten her in die Stadt einzudringen, es gelingt ihr jedoch infolge des Feuers der in der Stadt selbst aufgestellten Batterien lediglich, den Stadtrand zu schneiden. Sie wird dann gezwungen, abzudrehen, ohne zu einem eigentlichen Angriff auf die Großstadt X gelangt zu sein. Der Feind entfernt sich aus der Warnzone C; damit ist die Gefahr für X beseitigt, und um 3.10 Uhr kann das Entwarnungssignal gegeben werden, während für den Industrieort Y und später die Küstenstadt Z bzw. deren Warnzonen der Voralarm (Vorwarnung) bestehen bleibt, bis es sicher ist, daß die feindliche Maschine beide Warnzonen verlassen hat. — Auf unserer Karte sind die Städte und das Industriegebiet der Übersichtlichkeit halber eng aneinandergerückt. Aus den angegebenen Zeiten ergibt sich jedoch bereits, daß die Entfernung von der angenommenen Reichsgrenze bis zur Großstadt X mehr als zwei Flugstunden erfordert, also bei einer angenommenen Geschwindigkeit von 400 km rund 800 km beträgt. Entsprechend groß muß man sich auch die Warnzonen vorstellen, die danach also einen Radius von einigen 100 km hätten.

II. KAPITEL

Schlachtfeld Atlantik



Winterliche Feindfahrt im Atlantik.

„An Kommandant! Rauchwolken in 120°"

Mit Dieselpanne und Sehrohrausfall gegen den Feind

Von Kriegsberichter Dr. Wolfgang Frank

In der kleinen, ihm zur Verfügung stehenden Nische zwischen Messe und Zentrale sitzt der Kommandant an dem winzigen Schreibtisch, die Gummihosen und Stiefel noch am Leibe, Mantel, Schal und Mütze neben sich auf die Koje gelegt, und versucht, während er sich gleichzeitig mühsam im Gleichgewicht hält, sein Kriegstagebuch zu schreiben. Es ist Vormittag, sein dritter Tag in See, einer dieser blödsinnigen Sturmtage, die selbst den hartgesottensten Kleinbootfahrer die christliche Seefahrt als zweifelhaftes Vergnügen erscheinen lassen. Nebenan in der Messe sitzen die wachfreien Offiziere. Der Backschafter klappert mit dem Geschirr. Der Duft des fertigen Mittagsmahles zieht durch das ganze Boot. Ein Teil des Gespräches in der Messe erreicht den Kommandanten: „. . . Mensch, schon den dritten Tag in See – und noch nischt gefunden . . ." Den Rest verschlingt in einem weiten Überholer des Bootes das Klirren und Klingeln durcheinanderstürzenden Backsgeschirrs. Nun ein Lachen: „. . . bitte iß ruhig aus meinem Teller weiter." Aha, da war also wieder einmal jemand das Besteck auf den Teller des Nachbarn gerutscht.

Der Kommandant achtete kaum auf den kleinen Vorgang. Er saß mit gerunzelter Stirn. Der erste der beiden Sätze haftete ihm im Ohr. Vor kurzem erst hatte er das Boot übernommen; heute war der dritte Tag seiner ersten Reise als Kommandant. Das Boot war an Erfolge gewöhnt – er trat kein leichtes Erbe an; die Bemerkung nebenan hatte es ihm erneut bewiesen. Er schloß das Kriegstagebuch. Wartet nur, dachte er, ihr werdet mich schon noch kennenlernen – und ich euch; laßt uns nur mal den ersten Geleitzug haben.

*

Um die Abendstunde nahte die erste Entscheidung. Der LI (Leitende Ingenieur) erschien und meldete: „Steuerbord-Diesel-Abgasleitung gerissen, Dieselgase treten ins Boot."

Der Kommandant sah seinen Leitenden an, einen jungen, aber erfahrenen Offizier, der den Blick ruhig erwiderte. „Lassen Sie den Schaden unter-



Die Abgasleitung der Dieselmaschine ist gerissen. Im Maschinenraum nimmt der Dunst der Abgase zu. „Tauchretter anlegen!" befiehlt der Leitende Ingenieur. Es ist



die höchste Zeit; schon kippt ein Mann um. Der E-Maschinenraum muß geräumt werden. Das heißt: Das Boot ist nicht mehr tauchfähig. Trotzdem geht es gegen den Feind.

suchen", befahl der Kommandant, „und melden Sie mir, ob und in welcher Zeit Sie die Reparatur durchführen können."

„Jawohl, Herr Kaleu." Der Leitende verschwand.

Im Dieselraum traf er seine Anordnungen. Der beschädigte „Bock" stand still, der arbeitende erfüllte den niedrigen Raum mit seinem Schwall metallischer Geräusche, der jede andere Verständigung als lautes Schreien ausschloß. Der Dunst des eingetretenen Dieselgases hing noch, süßlich und bitter zugleich, unter der mit Schweißwasser beperlten niederen Decke. Der Obermaschinist hatte bereits die Flurplatten aufnehmen lassen und war, mehr Akrobat als Soldat, durch das Gewirr von Rohren, Stutzen und Leitungen in die Bilge (unterster Boden) hinabgekrochen. Ihm folgten der Leitende und ein Dieselmaat, während ein anderer die notwendigen Werkzeuge klarlegen ließ.

Binnen Sekunden waren die Männer in der Bilge mit Rückständen von Schmieröl beschmutzt, ihre Kleidung von der Nässe des unablässig rinnenden Schweißwassers durchfeuchtet. Hitze stand über ihnen; der Stahlboden, über den sie auf Bauch und Knien hinkrochen, war kalt wie Eis.

Die Untersuchung des Schadens ergab wenig Erfreuliches. In einem Knie, ausgerechnet an der unzugänglichsten Stelle, war die mächtige Abgasleitung, durch die die Verbrennungsgase des großen Motors aus dem Boot geführt werden, in einer Länge und Breite gerissen, die jede wirkliche Reparatur ausschloß. Was man tun konnte, würde sofort in Angriff genommen werden, aber der fortgesetzte Eintritt von Dieselabgasen in die Maschinenräume war für die weitere Dauer der Unternehmung unvermeidlich.



Im Feindraum!

„Schiet", sagte der Obermaschinist, achselzuckend, „wird ein lahmes Fahren, Herr Oberleutnant." Der LI nickte. Dann ging er und meldete dem Kommandanten.

Der sah ihn an, überlegte, stellte kurze, sehr genaue Fragen, vor allem: „Kann die Maschine die bevorstehende Unternehmung durchstehen?" – Und: „Wie stark ist die Leistung der Maschine für den Angriff herabgesetzt? – Ungünstigstenfalls?"

Der LI meldete. Der Kommandant hörte aufmerksam zu. Dann sagte er: „Sie sind sich darüber klar, daß ich unter Umständen von Ihnen und Ihrem Personal das Unmöglichste verlangen muß?"

„Jawohl, Herr Kaleu."

„Dann setze ich die Unternehmung fort."

So fingen sie an, einander kennenzulernen, Besatzung und neuer Kommandant.

Am anderen Tage zeigte sich, daß das Sehrohr ausgefallen war. Nun war das Boot einer seiner wichtigsten Eigenschaften beraubt. Nicht nur, daß es erheblich an Geschwindigkeit verloren hatte, es mußte auch jedes Tauchen nach Möglichkeit vermeiden, denn war es einmal unten, so war es blind, da ihm die Möglichkeit fehlte, durch sein Sehrohr festzustellen, ob oben die Luft rein sei. Auch konnte es nun nicht mehr unter Wasser angreifen. Es war eigentlich bloß noch ein ganz gewöhnliches Überwasserboot, ein langsames dazu, das eine Torpedoanlage besaß. Unter diesen Umständen schien es fast sinnlos, die Unternehmung fortzusetzen.

Der Kommandant rang mit sich um die Entscheidung. Sollte er aufgeben, im Stützpunkt reparieren und mit heilem Boot wieder auslaufen? Oder weiterfahren mit einem Boot, das durch die Ausfälle einen so zweifelhaften Gefechtswert bekommen hatte? Gab es nicht ein zu schlechtes Omen, die erste Unternehmung abbrechen zu müssen? War er nicht andererseits verpflichtet, solche persönlichen Gedanken auszuschalten? Dranbleiben, dachte er schließlich, immer dranbleiben, solange mit der gegebenen Gefechtskraft überhaupt noch ein Angriff möglich ist. „Die Unternehmung wird fortgesetzt", befahl er endlich, „durchsagen an alle Stellen: die Unternehmung wird fortgesetzt."

*

Der erste Gegner kam in Sicht. Der Maat auf der Brücke hatte schon eine Weile gezweifelt, ob das, was er da im Glase hatte, ein Regenwölkchen sei oder eine kurze, vorsichtig oder unversehens ausgestoßene Rauchfahne. Bewegungslos blickte sein Auge hinter dem Glas. Der Mund war fest geschlossen, als wolle er eine verfrühte Meldung verhindern, denn wer durch falsche Meldungen unnötige Unruhe ins Boot brachte, bekam einen Anpfiff und hatte den Kameradenhohn gratis. Für die erste echte Rauchwolke hingegen hatte der „Zwo We O" (II. Wachoffizier) vorgestern einen Kasten Bier ausgelobt, ganze fünfundzwanzig Flaschen.

Da! Der Maat kniff die Augen hinterm Glas spalteneng zusammen, jetzt



U-Boot im Angriff! Der Kommandant am Sehrohr des Bootes beobachtet mit gespannter Aufmerksamkeit den feindlichen Frachter und wartet auf die günstigste Schußposition.

war es aber klar! Zweimal kurz aufeinander stießen dünne schwarze Rauchballen über die Kimm empor. Er setzte das Glas ab und atmete tief. „Herr Leutnant, ich hab' den Fünfundzwanzig-Röhrenempfänger gewonnen! Rauchwolken in 120 Grad."

Ein kurzer Blick, ein Einweisen durch den Unteroffizier, da sieht auch der Leutnant, und schon beugt er sich auch übers offene Luk: „An Kommandant! Rauchwolken in 120 Grad!"

Wenige Augenblicke später änderte das Boot Kurs. Der Leitende wurde zum Kommandanten befohlen. „Was können wir äußerst mit dem beschädigten Bock laufen?"

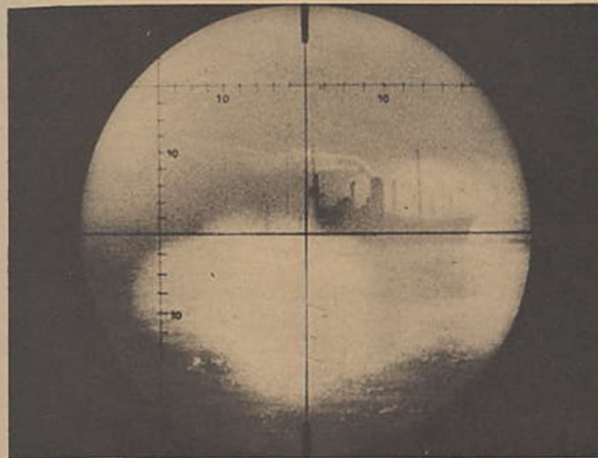
Der LI nannte die Meilenzahl. „Ist nicht viel", sagte er entschuldigend, „aber für den eigentlichen Anlauf tut er's auch mal kurze Zeit mit mehr."

„Danke. Sorgen Sie vor allem für Ihr Personal. Daß da keine Ausfälle durch Vergiftung eintreten können."

„Jawohl, Herr Kaleu, ich lasse die Tauchretter (U-Boot-Sauerstoffapparate) klarlegen."

Der Kommandant kletterte die schmale Eisenleiter durch den Turm zur Brücke hinauf. „Genau Kurs halten, Rudergänger", mahnte er im Vorbeisteigen, „jetzt müssen wir mit jedem Meter geizen. Fahren Sie mir keine Schlangenlinien in den Atlantik."

Er kam nach oben, sah durchs Doppelglas nach den Rauchwölkchen hin-



Deutlich hebt sich im Sehrohr die Silhouette des feindlichen Frachters ab. Er fährt im Geleit, also zweifelsfrei für England. Eine willkommene Beute für das deutsche U-Boot!

über, die von Zeit zu Zeit sichtbar wurden, und besprach sich mit seinen Wachoffizieren. Wenn er einmal hinunter ging, um an der Karte mit Zirkel und Dreiecken zu arbeiten, nickten die Offiziere hinter ihm drein. Er gefiel ihnen, der neue „Alte". Für einen Anfänger, meinten sie, die Erfahrenen, mache er seine Sache gut. Er sagte nicht viel, das wenige jedoch auf eine langsame und unmißverständlich klare Weise, fragte sie um ihren Rat, entschied aber danach in einer Art, die keinen Zweifel darüber ließ, daß hier ein eigener Befehl gegeben, nicht etwa ein Ratschlag ohne große Überlegung befolgt sei. Er dachte an das Nötige. Torpedos und Torpedoanlagen erhielten eine Überprüfung, der Stand der Dinge in der Maschine wurde beaugenscheinigt, die Essenszeit entsprechend der vorberechneten Angriffszeit eingerichtet. Was er tat, war klar und überlegt. Und immer mehr fühlte er, wie die alte kampf- und erfolggewohnte Besatzung ihn zu verstehen, mit ihm mitzugehen, seine Besatzung zu werden begann.

Im Dieselraum hämmerten die Motoren. Schneller, als das Auge zu verfolgen imstande war, hoben und senkten sich die Kipphebel der Ventile. Der Sauerstoffbedarf der beiden mächtigen „Böcke" schuf einen Sog, der auf das Eisenschott zur Kombüse drückte, daß man Mühe hatte, es zu öffnen. Der Rhythmus des Seeganges teilte sich dem Tempo der Diesel mit; je nachdem sie ein wenig stärker oder schwächer belastet waren, änderten sie schwach, aber doch hörbar die Drehzahl. Und: jedesmal, wenn das Boot

weit nach Steuerbord überholte, stieg eine Wolke beizender Dieselgase auf, ließ die Augen der Männer tränen und ihre Lungen zum Husten ansetzen. Schweiß lag auf den Gesichtern und Nacken der Männer, Schweißwasser lief unablässig an den weißen Wänden des stählernen Druckkörpers herab. Unendlich langsam rückte der Uhrzeiger voran. Immer häufiger sahen sie hinauf. Jeder von ihnen wußte, daß erst die Nacht den Angriff, aber auch die härteste Belastung für Maschine und Personal bringen würde. Je eher sie kam, desto besser.

Plötzlich nahm der Dunst der Dieselgase an Dichte zu. Meldung an LI — an den Kommandant.

Vorübergehend muß der Diesel abgestellt werden. Wieder kriechen schwitzende, verschmierte Männer akrobatengleich durch die Maschinenbilgen. Der Riß in der Abgasleitung nimmt zu!

Der Kommandant fragt nun nicht mehr: Können wir soundso, LI? — Jetzt heißt es: „LI. Wir müssen für drei Stunden diese Fahrtstufe laufen. Sagen Sie den Männern, wir müssen, sonst kommen wir nicht heran."

Der Kommandant zeigt mit wenigen Hinweisen die Lage auf der Karte. Der LI begreift sofort. Für ihn ist eine Seekarte längst kein Geheimnis mehr. Seit einem Jahr fährt er auf dem Boot. „Jawoll", sagt er, „seh' ich ein", und geht in die Maschine. „Tauchretter anlegen!" befiehlt er. Es ist gerade höchste Zeit! Schon kippt da plötzlich ein Mann „aus den Latschen" und muß hinausgetragen werden. Die anderen legen das Sauerstoffgerät an. Es ist ein tadelloses, bewährtes Gerät, aber damit zu üben ist doch verdammt etwas anderes als jetzt in dem beizenden Dieselqualm darin zu arbeiten. Der Raum ist so blau, daß man kaum noch einen Meter weit sieht. Im E-Maschinenraum klappt ein zweiter Mann um.

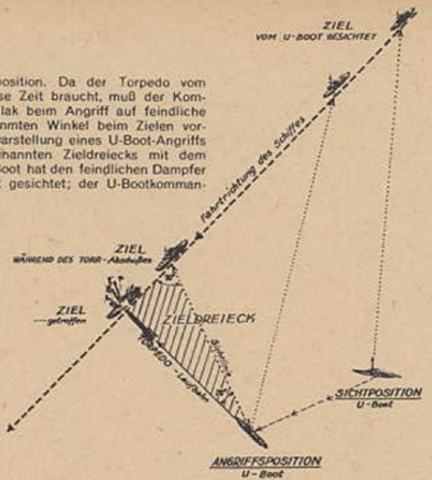
„Von LI an Kommandant: ‚E-Maschinenraum muß geräumt werden, um möglichst viele Leute frisch zu halten.' Frage: Kann geräumt werden?"

„E-Maschine räumen", kommt zurück. Der Kommandant weiß genau: nun ist das Boot nicht mehr alarmtauchbereit. Die Bedienung für die Elektromaschinen, mit denen allein das Boot unter Wasser fahren kann, hat ihre Stationen verlassen müssen. Doppelte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit der Ausgucks muß jetzt die Notwendigkeit zum Alarm ausschließen. Ich wollte, es wäre Nacht, denkt der Kommandant.

*

Es wird Nacht. Und das Boot steht am britischen Geleitzug. Mit der wachsenden Dämmerung hat es sich näher und näher herangemacht an den einen großen und schnellen Dampfer, der unter den ersten Rauchwolken dahingebraust war, und dann entdeckte der Ausguck plötzlich neue Rauchwolken, hier, da, dort, „eine ganze Kimm voll".

Die Männer in dem qualmerfüllten Dieselraum, den lästigen Apparat, die unbequeme Nasenklemme seit Stunden aufgesetzt, seit Stunden mit tränenden Augen arbeitend, mühsam die Atemluft durch das Gummimundstück holend, die Männer strahlen auf, als sie hören, wie ihr Durchstehen sich zu lohnen verspricht. Sie sind allmählich in eine Stimmung geraten, wie sie



Das U-Boot geht auf Angriffsposition. Da der Torpedo vom U-Boot bis zum Ziel eine gewisse Zeit braucht, muß der Kommandant — genau wie es die Flak beim Angriff auf feindliche Flugzeuge tut — in einem bestimmten Winkel beim Zielen vorhalten. Aus der schematischen Darstellung eines U-Boot-Angriffs wird die Bestimmung des sogenannten Zieldreiecks mit dem Vorhaltwinkel ersichtlich: Das U-Boot hat den feindlichen Dampfer in der Sichtposition am Horizont gesichtet; der U-Bootkommandant stellt nun Kurs und Geschwindigkeit des Schiffes fest, während der Obersteuermann mit diesen Werten die beste Angriffsposition und das Zieldreieck errechnet (in dem dargestellten Fall beträgt der Vorhaltwinkel 20°). Diesen errechneten Vorhaltwinkel stellt nun der Kommandant im Sehrohr ein, so daß der Dampfer um den Vorhaltwinkel früher im Sehrohr erscheint. Auf diese Weise ergibt sich das in der Skizze angegebene Zieldreieck, dessen Seiten die Fahrtrichtung des Schiffes, die Sichtlinie und die Torpedolaufbahn bilden.

Sportsleute zuweilen bei großen Dauerleistungen befällt: ist erst ein gewisser Totpunkt überwunden, so scheint es kein Ende der Kräfte mehr zu geben; der Wille, der Kampfgeist beherrschen den zur Maschine gewordenen Körper in einem Umfange, der nicht für möglich gehalten und daher mit doppeltem Genuß empfunden wird.

Die Augen der Männer hängen fragend an ihrem LI, der kaum minutenlang von ihnen weicht, um sich in der Zentrale über den Stand des Bootes zu informieren. Auch er kann nicht sprechen, weil er das Tauchrettermundstück zwischen den Zähnen hat, aber sie sehen an seinen Augen, seiner Haltung, seinem Nicken: es geht alles klar, der Angriff kommt zustande.

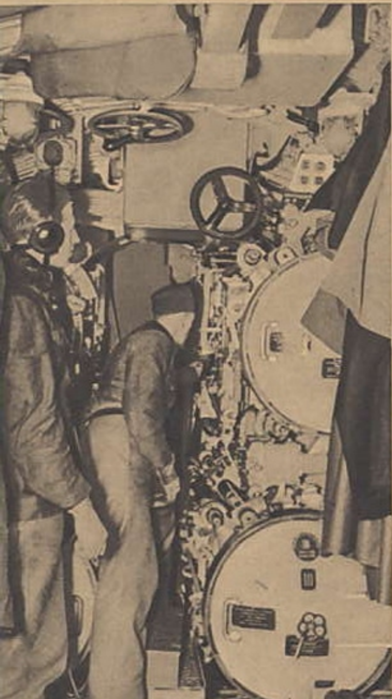
Und dann heißt es: Auf Gefechtsstationen!

Nun, das Maschinenpersonal ist seit Stunden in ungewohntestem Maße „Auf Gefechtsstation!" Wache und Freiwache wechseln in kürzesten Abständen im vergasten Dieselraum ab, damit jeder so oft wie möglich frische Luft schnappen kann. Und oben beginnt der Angriff!

Zum ersten Male in seiner Laufbahn, zum ersten Male als Kommandant eines Unterseebootes, gibt Kapitänleutnant Mengersen den Befehl zum Herandrehen an den Feind, zum ersten Anlauf.

„Es war ein eigenartiges Gefühl", bekannte er später, „ich hatte doch ein wenig Herzklopfen, aber ich fühlte mich deutlich getragen vom Vertrauen meiner Besatzung und von der Unterstützung durch meine Offiziere."

. . . getragen vom Vertrauen meiner Besatzung . . . Kapitänleutnant Mengersen war in Hemdsärmeln, als er mir das erzählte, er hatte eine gepumpte, für ihn zu lange blaue Hose an, und überdies rasierte er sich gerade



Immer wieder hat der Kommandant seine Besatzung durch das Mikrophon über die Lage des Kampfes orientiert. Es herrscht höchste Spannung. Da ertönt das Kommando: „Rohr 2 klarmachen zum Schuß!" Der Torpedomaat bewässert das Rohr, füllt die Luftpatrone, die den Torpedo aus dem Rohr treiben soll, auf und spannt den Verschluß. Kurz danach befiehlt der Kommandant: „Mündungsklappe öffnen!" Schnell überprüft der Kommandant noch einmal seine Einstellung im Sehrohr. „Rohr 2 fertig!" Langsam nähert sich das Bild des feindlichen Dampfers dem Fadenkreuz. Endlich, es ist soweit: „Rohr 2 — los!"

und hatte das halbe Gesicht voll Bart und Seifenschaum; trotzdem — oder vielleicht besser gerade deshalb — fühlte ich die Wahrhaftigkeit, die Größe und die Kraft, die darin liegt, daß einer von sich sagen kann: . . . getragen von dem Vertrauen . . . Für einen Kommandanten muß das einer der größten und schönsten überhaupt möglichen Augenblicke sein. —

Hart drehte das Boot zu — zum Angriff. Dunkel war die Nacht, ohne Mondlicht, der Wind eingeschlafen, die Dünung abnehmend. Zielend stand der Torpedo-Offizier.

„Feuererlaubnis!" Das erste Ziel, ein mächtiger Dampfer, wandert ahnungslos dahin. Unten lauern die Torpedobedienungen in höchster Bereitschaft.

„Rohr . . . Achtung!" kommt es von der Brücke, — „Rohr . . . los!"

Und dann schüttelt sich das Boot. Preßluft springt an, der Aal ist ausgestoßen! Aber während er noch läuft, wird das zweite Ziel aufs Korn genommen, wird der zweite Aal geschossen, — dann das dritte Ziel und der dritte Aal, dessen Abschuß fast zusammenfällt mit der harten, gewaltigen Detonation, die das erste Opfer in die Luft jagt.

Der junge Kommandant auf der Brücke fühlt mit dem Schlag, der drüben Vernichtung bedeutet, die Freude des ersten Erfolges. Und schon wieder steigt, an dem zweiten Schiff, die dunkle Todessäule auf, dieses vergängliche Denkmal, das der detonierende Torpedo an der Trefferstelle aufsteigen läßt, ein Gemisch aus Wasser und Pulvergasen.

„Schatten Backbord achteraus", meldet plötzlich der achtere Ausguck, und dann hat das Boot Mühe, mit erhöhter Fahrt den heranbrausenden feindlichen Sicherungsstreitkräften auszuweichen.

Sie alle wissen: jetzt dürfen wir nicht gesehen werden, beschränkt tauchklar wie wir sind. Wieder einmal erleben sie, wie unendlich und gummidehnbar Sekunden sein können. Dann ist die dringendste Gefahr vorüber, und sie suchen sich ein neues Opfer.

Kalt und scharf rechnet der Kommandant. Ein Frachter und nach ihm ein Tanker, halb gedeckt jetzt noch durch jenen, sind seine nächsten Ziele. Schon läuft er an, da hört er, weit hinter sich, eine Detonation, die nicht von ihm herrührt. Und schon spricht es auch einer aus: „Da schießt noch einer! Prima!"

In den neuen Anlauf hinein erscheint für einen Augenblick der LI. „Müssen wir noch lange dieses Tempo durchhalten, Herr Kaleu?"

„Können Sie's nicht mehr?"

„Wie lange müssen wir's noch?"

„Ich will den Frachter da vorn und den Tanker neben ihm."

Der LI folgt dem ausgestreckten Arm, schätzt und legt die Hand an die Mütze: „Das halten wir noch, ich bitte nur, diese Fahrstufe nicht länger zu verlangen, als unbedingt erforderlich. Meine Männer sind schon fast über das Zumutbare hinaus."

In der Maschine schuften Dieselheizer, Unteroffiziere, Maschinisten und Obermaschinisten. Jeder tut selbständig das Erforderliche. Es handelt sich

„Rohr . . los!" ist befohlen. Mit der Stoppuhr in der Hand überprüft der Torpedo-Offizier die Laufzeit des Torpedos. „60 . ., 40 . ., 25 . ., 10 . ." Trifft er? Sekunden von unvorstellbarer Spannung!



längst nicht mehr darum, wer für einen Handgriff zuständig ist, nur noch darum, wer genug Luft hat, ihn auszuführen. Sie alle sind ausgepumpt, aber nicht einer, der ausfällt, nicht einer, der nachgibt. Ihr Boot ist im Angriff. Ihr Boot, das sind bis in die letzte Faser sie selbst. Wer könnte da schlappmachen? Ein Blick auf den LI, ihren LI, und sie wissen: oben ist was los, und von uns, den Stokern, dem Maschinenpersonal, hängt es ab, daß der Erfolg groß wird. Sie haben die Detonationen gehört; jede war ein Salutschuß für die Leistung der „Maschine". Sie kennen sich selbst nicht mehr, jeder von ihnen ist nur noch besessen von dem selbstgegebenen Befehl, nicht eine Sekunde eher auszufallen, als bis der letzte Aal aus den Rohren ist.

Oben gibt der Kommandant zum zweiten Male den Befehl zum Zudrehen zum Angriff. Scharf wie ein Scherenschnitt hebt sich die Silhouette des Fünftausendtonners gegen den Himmel. Für den Bruchteil einer Sekunde regt sich Bedauern im Herzen des Mannes, der mit dem Wort „Feuererlaubnis" das schöne große Schiff der Vernichtung freigibt. Ist es nicht ein Jammer? Diese Linien, von einem Schiffbauer in einer glücklichen Stunde aufs Zeichenpapier geworfen, von tausend fleißigen Händen in vielen tausend Arbeitsstunden zum Schiffskörper umgeschaffen, – in wenigen Sekunden werden sie nicht mehr sein!

Nicht den Bruchteil einer Sekunde hindern diese schnellen Gedanken die Wachsamkeit des Kommandanten, und da er gerade abdrehen läßt, um auf den Tanker zu schießen, erreicht ihn als ersten der Ruf, der ihn zu blitzhaftem Handeln bringt:

„Ööi! Wahrschau!! – Ich habe hart Backbord liegen – legen Sie hart Steuerbord!!!"

Schemenhaft sieht er das andere U-Boot, und schon dreht er ab, aus beiden Maschinen herausholend, was in diesen Sekunden mobilisierbar ist. Verdammt, denkt er, schade um den Tanker, und sieht im gleichen Augenblick die Stichflamme, die den Tanker blitzartig erleuchtet und dann wie ein im Sprung tödlich getroffenes Wild zusammensinken läßt. –

Das Boot, das in dieser Weise den Angriff Mengersens unterbrach, befehligte kein anderer als Günther Prien, der „Erste Seewolf"!

So schnell die beiden Boote einander gesehen, so schnell verloren sie sich aus den Augen. Priens Boot war leergeschossen, es verließ den Kampfplatz. Mengersen machte weiter! Mengersen ließ den Geleitzug nicht mehr aus den Fingern, bis auch er seinen letzten Aal aus den Rohren hatte. In unerhörter Zähigkeit hielt sein Maschinenpersonal durch. In ungewöhnlicher Klarheit und Zähigkeit verstand er, der „Jungfernkommandant", die Leistungsfähigkeit seines Maschinenpersonals, das in dieser Nacht Übermenschliches in den vergasten Dieselräumen leistete, den unbedingt notwendigen Erfordernissen erfolgreichen Angreifens anzupassen. Und als das Boot, leergeschossen und über jedes zumutbare Maß der Leistung von Mann und Material hinaus belastet, von dem bereits um ein Drittel seiner ursprünglichen Stärke verminderten Geleitzug abließ, griffen andere, inzwischen herangekommene Boote an und setzten sein Werk fort.



Haargenau hat der Torpedo gesessen. Die Detonation kündet den U-Boot-Männern den Erfolg.

Seekrieg im zweiten Kriegswinter

Von Konteradmiral Friedrich Lützow

Der Kampf gegen die unbestritten starke Seemacht England hat an die Kriegsmarine von Kriegsbeginn an die höchsten Anforderungen gestellt. Mit der Versenkung des Flugzeugträgers „Courageous“ und des Schlachtschiffes „Royal Oak“ — Taten, die von großem Können und außergewöhnlichem Schneid zeugen — war ihr ein guter Start geglückt. Im übrigen war klar, daß Kriegsglück und Kriegskunst solche Treffer nur in Ausnahmefällen bescheren würden. Denn: die Grundeinstellung, die England in jedem Kriege einzunehmen versuchte, war auch diesmal die gleiche: kriegswichtige Entscheidungen sollten grundsätzlich durch risikolose und damit ungefährliche Maßnahmen unter Außerachtlassung des Faktors Zeit erreicht werden. So lagen — von England aus gesehen — die notwendigen Voraussetzungen für eine „Fleet in being“ auch für den gegenwärtigen Krieg auf der Hand. Dabei nahm man Prestigeverluste, die die Seemacht schlechthin damit erleiden mußte, bewußt und gelassen in Kauf.

Dieser Tatbestand machte der angriffsgewohnten deutschen Kriegsmarine, die mit der Norwegenaktion eine wichtige Teilaufgabe dieses Krieges erfolgreich gelöst hatte, die Weiterführung des Seekrieges zu Beginn des zweiten Kriegswinters nicht allzu leicht. — Wohl waren unsere Unterseeboote weiterhin unermüdlich am Feind und erzielten in neuartigem, gruppenweisem Einsatz Erfolgsleistungen von im Weltkriege nicht gekanntem Ausmaß. Doch das Gros der Flotte blieb ohne Feindberührung. Nur leichte und leichteste Überwasserstreitkräfte fanden in Fortsetzung ihrer schon während des Westfeldzuges gezeigten Angriffstaktik im Kanalgebiet ein Feld reicher Betätigung vor. Dabei erlebte die Schnellbootwaffe, deren taktische Einsatzmöglichkeiten im „nassen Dreieck“ problematisch zu sein schienen, ihre Wiedergeburt und schritt seitdem von Erfolg zu Erfolg, ohne daß nennenswerte Verluste eintraten. Mit fortschreitender Sicherung angefallener neuer Küstengebiete und dazugehöriger Küstenvorfelder konnte man dazu übergehen, auch Einheiten mittlerer Größen in diesem Seegebiet zum Ansatz zu bringen. Dies geschah unter teilweiser Mitwirkung beschleunigt übernommener und instandgesetzter bzw. neueingebauter Küstenbatterien, deren Bedienungspersonal — den Marineartillerieabteilungen entstammend — in zäher Friedensausbildung an unseren einstigen Seegrenzen zwischen Borkum und Pillau geschult war.



Großadmiral Raeder



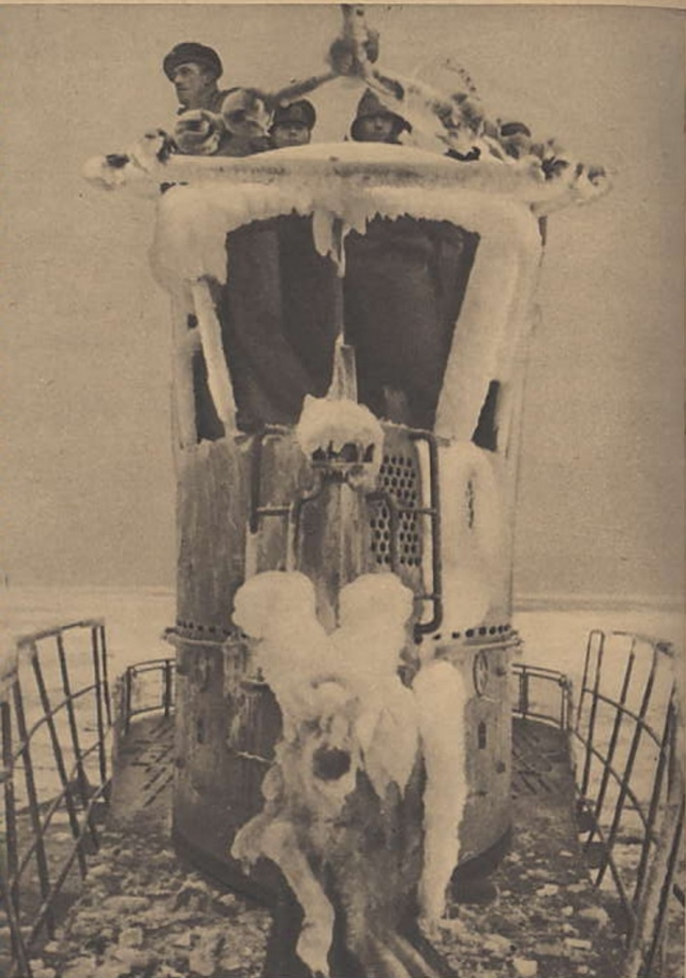
Deutsches U-Boot im Atlantik. Im Hintergrund ein feindlicher Frachter, dem die Manöver des U-Bootes gelten. Noch bevor es vom Feind bemerkt ist, geht das Boot auf Sehrohrtiefe.

War mit dem Heldenkampf unserer Zerstörer vor Narvik und ihrem Untergang zunächst die Vorstellung verbunden, als seien alle Zerstörer dort verloren gegangen, so wurde man zu Beginn dieses Winters eines Besseren belehrt, als plötzlich von neuen Stützpunkten ausgehende Zerstörerunternehmungen gegen englische Küstenstriche bekannt wurden, an denen sich deutsche Überwasserstreitkräfte bisher noch nicht gezeigt hatten. Das war um so bemerkenswerter und für den Feind sogar um so unangenehmer, als gerade diese Fahrzeuge sich im ersten Kriegswinter an anderer Stelle erfolgreich eingesetzt hatten. – Im übrigen ist insbesondere dieser Schiffstyp hervorragend geeignet, bestimmte operative Unternehmungen mit der Durchführung praktischer Kriegsaufgaben, z. B. im Handelskrieg, zu verbinden. – So geschah das, was der Gegner zunächst nicht wollte: Er mußte sich zum Kampfe stellen – und wurde verlustreich heimwärts geschickt. – Auf einem Gebiet jedoch, im Geleitzugdienst, suchte England sich voll zu behaupten. Waren ihm die wichtigen Zufuhren aus dem skandinavischen Raum und bald auch aus den Niederlanden abgeschnitten, so galt es nun um so mehr, diese über den Atlantik hinweg zu organisieren. So sah sich hier unsere Unterseebootwaffe einem zäh um die Erfüllung seiner Aufgaben ringenden und auf die Existenz seines Volkes bedachten Gegner gegenüber. Seine allmähliche Niederringung – im Seekrieg gibt es nun mal keine blitzartigen Unternehmungen und Entscheidungen – erfordert vollen Einsatz. Und dieser Einsatz geschieht um so bedingungsloser, als die dem U-Booteinsatz während des Weltkrieges auferlegten – politisch vermeintlich bedingten – Hemmungen nunmehr innerhalb der von der Reichsregierung zum Seekriegsgebiet erklärten Zone in Fortfall geraten waren.

Im übrigen: Die dem Großdeutschen Reiche zukommende Seemacht war infolge der langen Bauzeiten, die schwere Seestreitkräfte, z. B. Schlachtschiffe, erfordern, erst im Aufbau begriffen. So sah man sich – auch zur Entlastung der kaum wieder erstarkten U-Bootwaffe – zu vermehrter Entsendung von Hilfskreuzern in überseeische Gewässer veranlaßt. Mit dem Ziel der Störung des feindlichen Handels und damit der Bindung von feindlichen Seestreitkräften operierten diese nun in allen Weltmeeren. Manche von ihnen haben bereits erfolgreiche Seegefechte geliefert, und zwar trotz eindeutiger strategischer Unterlegenheit, aber unter Ausnutzung aller taktischer Möglichkeiten, die zu enträtseln die feindliche Seekriegführung ebenso eifrig wie erfolglos bemüht ist. Die Tatsache, daß bereits vier Hilfskreuzerkommandanten nach Durchführung ihrer Unternehmungen mit dem Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz ausgezeichnet werden konnten, spricht für sich.

Es können diese Betrachtungen nicht abgeschlossen werden, ohne der entsagungsvollen und außerhalb der Kriegsmarine nur wenig bekannten Kleinkampftätigkeit unserer Sicherungs- und Vorpostenstreitkräfte zu gedenken. Tag um Tag tun diese unermüdlich ihre Pflicht, und ihr bedingungsloser Einsatz hat es an Erfolgen nie fehlen lassen. Immer wieder sind gerade sie für feindliche Flugzeuge scheinbar günstige Angriffsobjekte, während reguläre Kriegsschiffe dem Feind anscheinend zu gefährlich waren. Zahlreiche Flugzeugabschüsse kommen auf ihr Konto, während sie selbst die auf sie abgefeuerten Torpedos durch geschickte Abwehrmaßnahmen ausmanövrieren konnten.

So stand die Kriegsmarine auch im zweiten Kriegswinter unermüdlich am Feind. Sie war sich der Schwere ihrer Aufgaben im Kampf gegen einen übermächtigen Gegner in vollem Umfang bewußt. War ihr Durchhalten möglich trotz Übernahme und Durchführung kaum lösbar erscheinender Aufgaben im Kampfgebiet selbst, so erscheint es fast rätselhaft, daß auch Kriegsschiffneubauten planmäßig fertig geworden sind und in den Dienst der aktiven Flotte eingereiht werden konnten. – Ihr Einsatz erfolgte im Sommer 1941, und das „seebeherrschende" Albion mußte dann sehr bald erleben, was aufgeboten und eingesetzt werden muß, um die See wirklich so zu beherrschen, wie die britische Propaganda es tagtäglich dem Volk einzureden versucht.



U-Boot auf Winterfahrt im Atlantik. Turm, Deck und Geschütz sind völlig vereist.

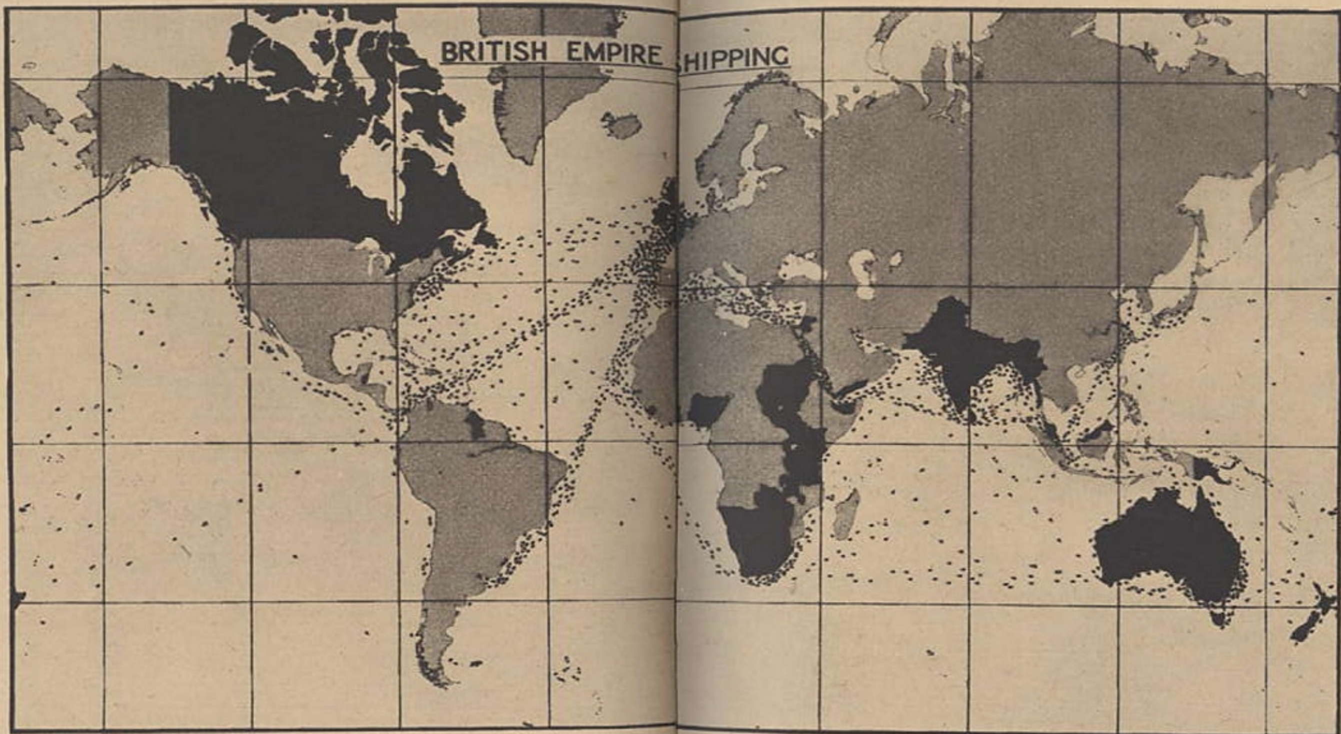
Die „Schlacht im Atlantik"

Eine „Schlacht" haben die Briten die Störung ihres überseeischen Handels durch deutsche Streitkräfte genannt, ja sogar die wichtigste „Schlacht", von der Sein oder Nichtsein der Insel abhänge. Als das erste Kriegsjahr zu Ende ging, standen England in der Tat nur noch überseeische Zufuhrstraßen offen – ganz im Gegensatz zum Weltkrieg, in dem die Verbindung zwischen einer ganzen Reihe von europäischen Ländern, Skandinavien, Holland, Frankreich, den Mittelmeerländern, auf der einen und England auf der anderen Seite wohl gestört, aber niemals, wie in diesem Kriege, völlig abgedrosselt werden konnte. Ohne Zufuhren aus Amerika, Afrika und dem Osten muß England unweigerlich zusammenbrechen. Der Kampf um die Aufrechterhaltung dieser Verbindungen ist daher für die Insel in der Tat eine „Schlacht" von außerordentlicher Bedeutung.

Bereits im Lauf des ersten Kriegsjahres (bis Oktober 1940) verlor England 7162200 BRT. Handelsschiffsraum. Davon hatten U-Boote 3714000, Überwasserstreitkräfte 1810000 und die Luftwaffe 1638200 BRT. versenkt. Das war ziemlich genau ein Drittel der gesamten britischen

Ein Torpedo eines deutschen U-Bootes hat einen britischen Tanker getroffen. Noch einmal richtet sich das Schiff hoch auf, um dann, mit dem Bug voran, in Sekunden zu versinken.



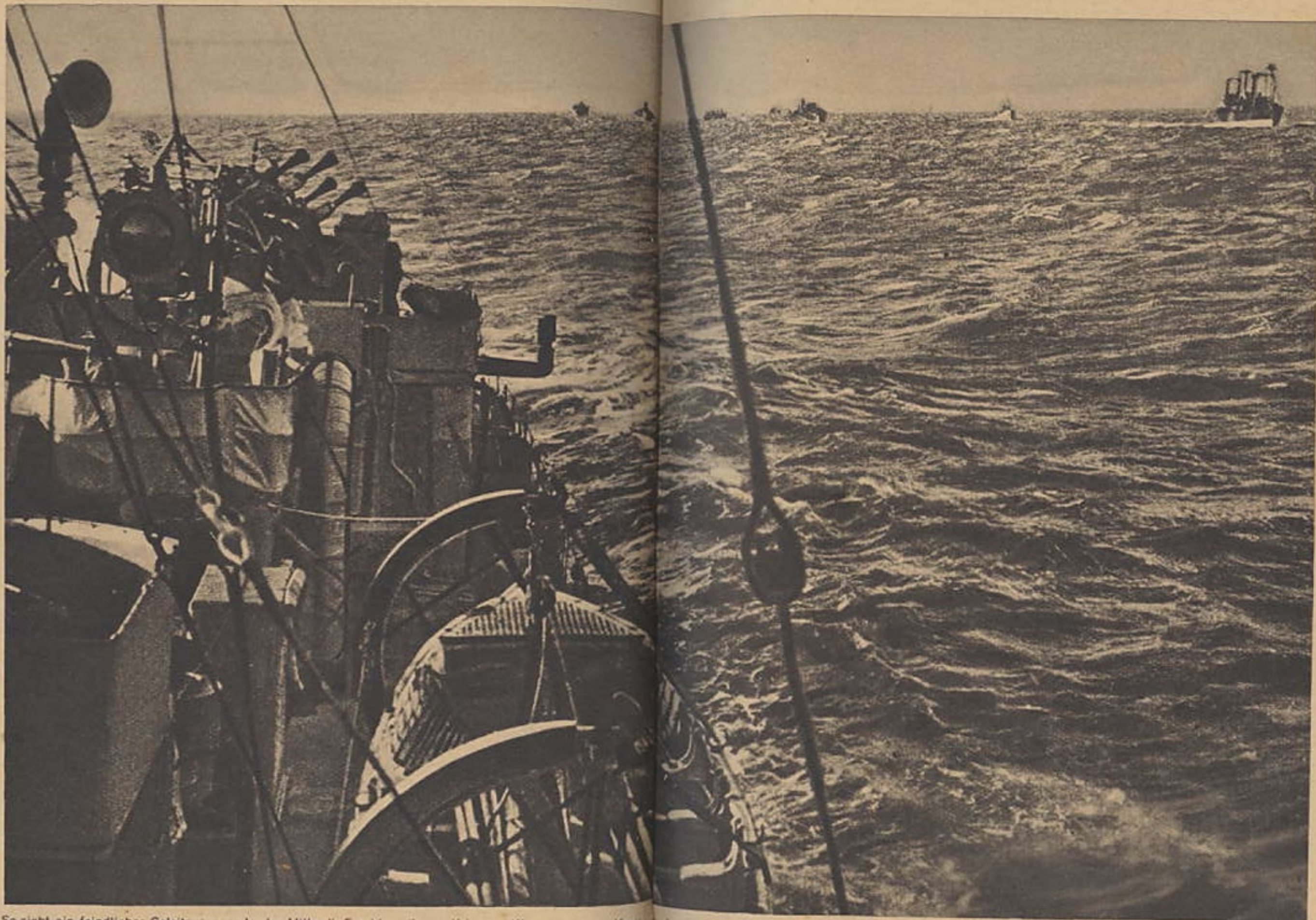


Wie empfindlich und verletzbar die Lebensadern des britischen Empire sind, geht deutlich aus der Karte hervor. Jeder Punkt auf der Skizze bedeutet eine Schiffsposition, die an einem bestimmten Tage (7. März 1936) der Londoner Admiralität gemeldet worden war. An diesem Tage waren 1462 Schiffe, also mehr als die Hälfte der damaligen Empire-Handelsflotte (2457), unterwegs; dabei sind Schiffe von weniger als 3000 BRT. in dieser Zahl nicht enthalten. Über die Hälfte dieser Schiffe war nach dem zweiten Kriegsjahr versenkt, nämlich über 13 Millionen BRT. von insgesamt 21215000 bei Beginn des Krieges.

und Empire-Tonnage (21215000 BRT., davon 17984000 englische Tonnage), also ein empfindlicher Verlust, wenn England auch ein gewisser Teil der übrigen Welttonnage zur Verfügung steht.

Aber auch im zweiten Kriegsjahr ging die „Schlacht" mit unverminderter, ja sogar verstärkter Heftigkeit weiter. Vom November 1940 bis zum Februar 1941 wurden 2037000, im März 718000, im April 1000211 BRT. versenkt. Im Mai kamen 746000, im Juni 768950 dazu. Und so ging es weiter. Immer lagen die Verluste hoch über den Neubaumöglichkeiten, selbst wenn man die Vereinigten Staaten mit ihren Produktionsmöglichkeiten hinzurechnet.

Keinem Kriegsschauplatz schenkte England daher auch eine solche Aufmerksamkeit wie dem atlantischen, und es ist sich, so heftig es auch das Gegenteil behauptet, völlig klar darüber, daß bei jedem versenkten Schiff der prozentuale Verlust immer größer wird, als in der reinen Tonnagezahl zum Ausdruck kommt; je weniger Schiffe fahren, um so wertvoller wird jedes einzelne.



So sieht ein feindlicher Geleitzug aus: In der Mitte die Frachter, die von Kriegsschiffen — Leichten Kreuzern, Hilfskreuzern, Zerstörern usw. — gesichert werden. Auf dem Bild oben ist im Vordergrund das Achterschiff eines Hilfskreuzers zu sehen; am Heck des Schiffes ein Vierlings-Fla-MG. Rechts und im Hintergrund der Geleitzug. Das Bild wurde von einem englischen Hilfskreuzer aus aufgenommen.



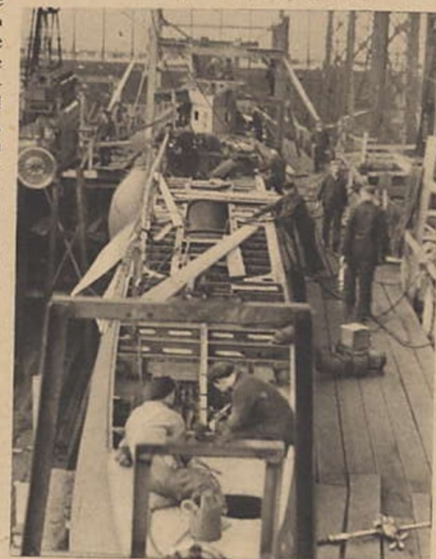
Auch das gehört zu den Aufgaben unserer Kriegsmarine in den besetzten Gebieten! Die Leuchttürme an den Küsten von Norwegen bis zur Biskaya müssen von deutschen Soldaten besetzt werden.

U-Boote am laufenden Band

Rund zehn Millionen Tonnen feindlichen Frachtraumes hatten die deutschen U-Boote, Überwasserstreitkräfte und Flugzeuge bis zum Frühjahr des Jahres 1941 versenkt, als das britische Schlagwort von der „Schlacht im Atlantik" ein äußerst bedrohliches Gesicht anzunehmen begann – bedrohlich für England. Trotz aller Schönfärbung der Lage konnten die Engländer nicht mehr verheimlichen, daß diese „Schlacht im Atlantik" möglicherweise zu einer Schlacht um ihre Existenz werden könnte. Obwohl sie in der Regel fünfzig Prozent der Versenkungen in ihren Veröffentlichungen unterschlugen, benutzten sie die Höhe ihrer Verluste zu einer emsigen Propaganda in den Vereinigten Staaten, um die Kriegslust des amerikanischen Präsidenten Roosevelt nach Möglichkeit zu stärken.

Deutschland aber war und ist auf jede nur mögliche Entwicklung des Krieges und der internationalen Lage gefaßt und hat, wie aus der Führerrede vom 24. Februar 1941 hervorging, auch auf dem Gebiet des U-Boot-Baus jede nur denkbare Vorsorge getroffen, um den Erfordernissen der „Schlacht im Atlantik" gewachsen zu sein. Die nachstehenden Ausführungen gehen von einer Versenkungsziffer von 10 Millionen Tonnen aus, einer Ziffer, die inzwischen gewaltig gewachsen ist.

Zehn Millionen Tonnen – das ist eine Zahl, die unser Fassungsvermögen bei weitem übersteigt. Um zehn Millionen Tonnen Güter zu transportieren, braucht man rund eine Million Güterwagen, doppelt soviel, wie zum Beispiel das Deutsche Reich besitzt. Zehn Millionen Tonnen sind mehr als die Hälfte der britischen Tonnage zu Kriegsbeginn (17,78 Millionen), mehr als ein Drittel des gesamten Frachtraums, der England im bisherigen Verlauf des Krieges zugänglich war, also ursprünglicher Eigenbesitz plus Neubauten



Ein U-Boot nach dem anderen entsteht auf den deutschen Werften, fast wie am „laufenden Band". Ohne Unterlaß dröhnen die Hämmer und fauchen die Schweißbrenner. Immer stärker und vollkommener wurde und wird die Waffe, die am Ausgang der „Schlacht im Atlantik" einen entscheidenden Anteil haben wird. Rund 30 Boote im Monat sah das letzte deutsche U-Bootprogramm im Weltkrieg vor — trotz der vielfachen materialmäßigen, technischen und sonstigen Hemmungen jener Zeit. Man wird sich vorstellen können, zu welchen Leistungen unsere heutige, bis ins kleinste organisierte und auf den höchsten Touren laufende Schiffbauindustrie fähig ist.

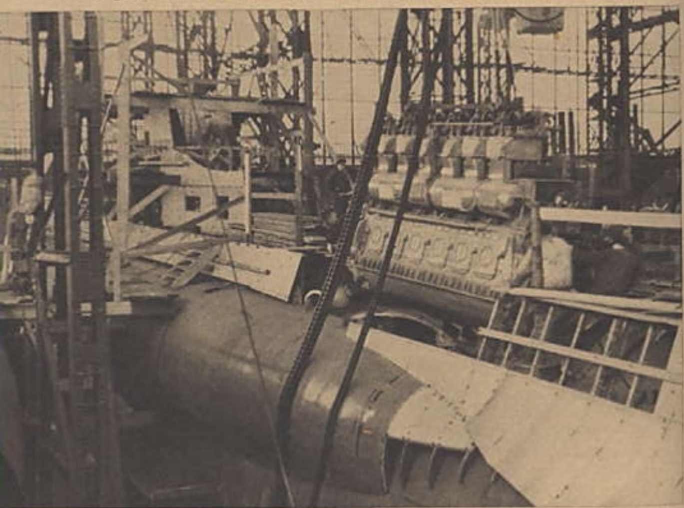
plus Ankauf plus Beschlagnahme neutraler Tonnage (26,76 Millionen). Nur rund 16,5 Millionen Tonnen blieben England in dem Augenblick, in dem die „Schlacht“ begann.

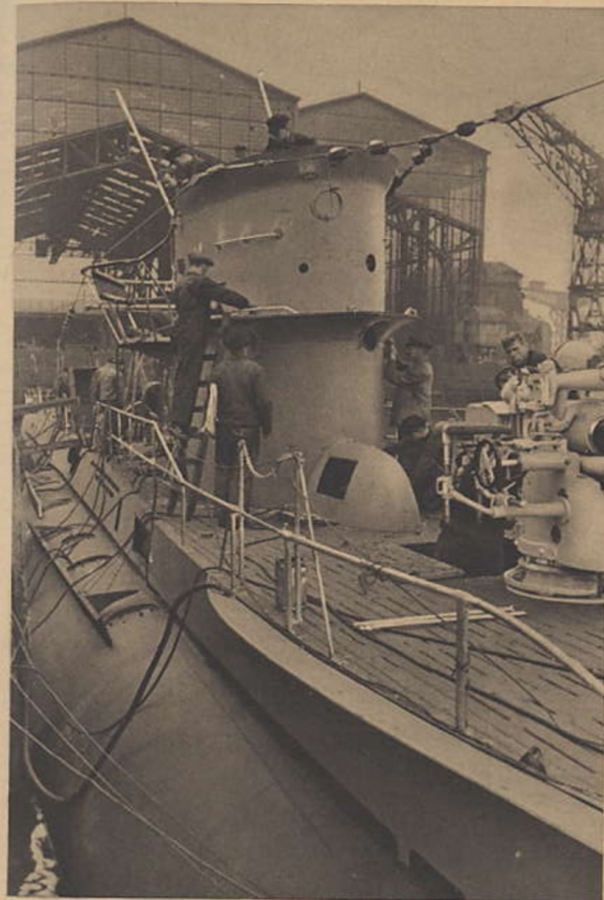
Indem die Briten die Versenkung ihrer Tonnage und Absperrung ihrer Transportwege durch deutsche Streitkräfte eine „Schlacht“ nennen, geben sie zu, wie lebenswichtig und entscheidend die Entwicklung der Dinge auf dem Atlantik für England sein wird.

Welche Reserven hat England in dieser Schlacht? Da ist zunächst die große Hoffnung auf die Vereinigten Staaten, die über einen Frachtraum von 7,6 Millionen Tonnen verfügen und in deren Häfen rund 1,7 Millionen Tonnen deutschen, italienischen und neutralen Schiffsraums lagen. Ihre eigene Handelsflotte brauchen die Amerikaner selbst, zumal wenn sie zugunsten Englands ihre industrielle Produktion bedeutend steigern müssen; die Beschlagnahme des deutschen und italienischen Frachtraums war ein Tropfen auf einen heißen Stein. Was durch Neubauten eingeholt werden kann, ist zunächst nicht sehr viel. Amerika hatte für 1941 achthunderttausend Tonnen an Neubauten angekündigt, und Englands eigene Leistung blieb hinter dieser Zahl noch weit zurück.

An der Versenkung feindlichen Frachtraums sind unsere U-Boote bisher maßgeblich beteiligt gewesen. Kann England die U-Boot-Gefahr wirk-

Serienmäßig wird alles am U-Boot hergestellt, was sich serienmäßig herstellen läßt. Auch das war im Weltkrieg nur in einem sehr beschränkten Maße möglich. Die am laufenden Band in Serien hergestellten Dieselmotore werden in den nahezu fertigen Bootskörper eingelassen.





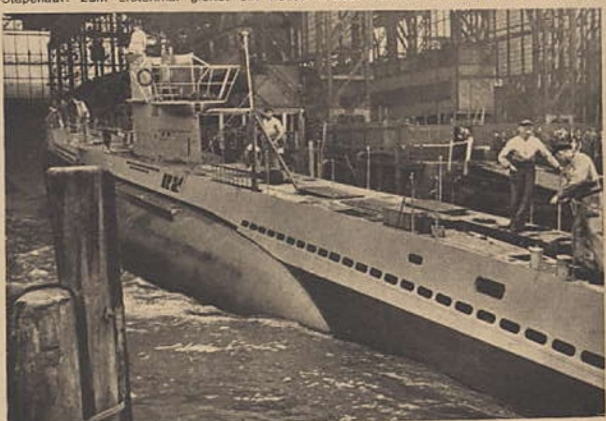
Geschützmontage! Sie ist die letzte Arbeit am U-Boot. In Kürze ist es so weit, daß die Besatzung mit dem Boot vertraut gemacht und schließlich das U-Boot in Dienst gestellt werden kann — eines von vielen, die im Kriegsjahr 1941 in die „Schlacht im Atlantik“ eingriffen.

sam bekämpfen? England hat sofort bei Beginn des Krieges das Konvoisystem eingeführt, durch das es sich in dem Weltkriegsjahr 1917 vor der drohenden Vernichtung seines Überseehandels retten konnte. Heute liegen die Dinge aber anders als damals, denn es steht unserer U-Boot-Waffe eine Front zur Verfügung, die vom Nordkap bis zur Biskaya reicht, heute arbeiten U-Boote und Luftwaffe wirksam zusammen, was im Weltkrieg ebenfalls nicht möglich war.

Wie sieht es heute mit der Zahl unserer U-Boote aus? Das letzte U-Boot-Bauprogramm des Weltkrieges sah eine Monatsproduktion von 30 Neubauten vor. Dieses Programm hätte trotz des ungeheuren Material- und Menschenmangels, trotz der schlechten Organisation der Weltkriegswirtschaft spielend verwirklicht werden können. Nach den bisherigen Leistungen unserer Rüstungsindustrie mußte man auch in England dem Führerwort Glauben schenken: „Wir bauen U-Boote noch und noch!"

Deutschland produziert U-Boote sozusagen am laufenden Band, und die Engländer werden sich selber leicht ausrechnen können, daß die Versenkungsziffern sich, im Durchschnitt der Monate gesehen, höchstens vorübergehend verkleinern werden. England hat allen Grund anzunehmen, daß es in dem Wettlauf zwischen Versenkungsziffer und Neubeschaffung von Frachtraum wenig günstige Aussichten hat. Das trifft auch dann zu, wenn sich der Tonnageverlust gelegentlich verringert, denn je kleiner die England zur Verfügung stehende Handelsflotte an BRT. wird, um so empfindsamer wird jeder Verlust.

Stapellauf! Zum erstenmal gleitet ein neues U-Boot von der Helling in sein Element.



Begegnung mit „Carnarvon Castle"

Von Kriegsberichter Jochen Brennecke

Vom ersten Tag des Kriegsbeginnes an konnte das Oberkommando der Wehrmacht immer wieder berichten, daß deutsche Überwasserstreitkräfte im Atlantik und in Übersee dem Feind erheblichen Schaden zufügen konnten. Die ersten Erfolge konnte das Panzerschiff „Admiral Graf Spee" für sich buchen, das im Verlauf seiner Operationen später der feindlichen Übermacht weichen mußte und von seiner Besatzung in die Luft gesprengt wurde. Immer wieder aber erfuhr die Heimat, daß deutsche Überwasserstreitkräfte im Atlantik und in Übersee, also in Gewässern jenseits des Atlantik, im Stillen Ozean oder im Indischen, die feindliche Schiffahrt störten und beunruhigten.

Der Laie wird kaum ermessen können, was es für ein Kriegsschiff oder Hilfskriegsschiff bedeutet, viele Tausende Seemeilen von der Heimat entfernt, völlig auf sich selbst gestellt, die Rolle eines Handelsstörers zu spielen und die feindliche Schiffahrt soweit lahm zu legen, wie es in seinen Möglichkeiten liegt. Nicht nur der Mangel an Stützpunkten spielt dabei eine Rolle, sondern jedes Kriegsschiff oder Hilfskriegsschiff hat stündlich damit zu rechnen, daß es einem Kriegs- oder Hilfsschiff des zahlenmäßig weit überlegenen Feindes begegnet.

Daß unsere Kriegsschiffe und Hilfskreuzer trotzdem dem Feind erhebliche Schlappen zufügen konnten, zeigt der nachfolgende Bericht, der einen für einen deutschen Hilfskreuzer mit außerordentlichem Erfolg ausgegangenen Zusammenstoß mit dem weit stärkeren britischen Hilfskreuzer „Carnarvon Castle" schildert. Dieser englische Hilfskreuzer war etwa 700 Meilen nordöstlich von Montevideo in Sicht eines deutschen Hilfskreuzers gekommen. Nach der britischen Mitteilung habe sich das deutsche Hilfskriegsschiff sofort zum Gefecht gestellt, das aus großer Entfernung mit einem heftigen Schußwechsel begonnen habe. Mehrmals, berichteten die Engländer, sei das englische Hilfskriegsschiff getroffen worden, jedoch habe man nicht feststellen können, ob der deutsche Hilfskreuzer Beschädigungen erlitten habe.

Der Sieg des deutschen Schiffes ging schon daraus hervor, daß der britische Hilfskreuzer den Hafen von Montevideo anlaufen mußte und daß die Regierung von Uruguay dem Kommandanten des Hilfskreuzers eine geraume Frist zur Wiederherstellung der erlittenen Schäden einräumte — ganz im Gegensatz zu dem Fall des deutschen Panzerschiffes „Admiral Graf Spee", dem bekanntlich eine angemessene Frist zur Reparatur verweigert worden war.

Der nachstehende Bericht stützt sich auf authentische Ausführungen von Besatzungsangehörigen des deutschen Hilfskreuzers, der im Gefecht mit dem britischen Hilfskreuzer „Carnarvon Castle" den Sieg erfochten hat. (Die Bilder auf den folgenden Seiten beziehen sich n i c h t *auf das Gefecht mit der „Carnarvon Castle").*

Einer unserer Wachoffiziere, Bootsmann M., ein Dortmunder Junge, der als „soon Kumpel" gilt, hat Geburtstag. Er ist ein nimmermüder Soldat, der es mit seiner Wache genau nimmt, sich in seiner Freizeit aber als prächtiger Kamerad erweist. Wir sind nur ein paar Mann an Bord, ein kleiner Haufen, und weit, sehr weit sogar von der Heimat entfernt.

Zur Feier des Tages präsentiert uns Bootsmann M. wunderbares Speiseeis. Da wir mit Eiern und Milch (diese Zutaten hatten uns die Engländer auf unseren Kreuzerfahrten freundlichst „angeboten") nicht zu sparen



Deutsche Überwasserstreitkräfte haben einen feindlichen Geleitzug gestellt. Der erste bewaffnete Frachter (in der Mitte des Bildes) ist in der Wasserlinie getroffen und beginnt zu sinken.

Der zweite Dampfer hat einen Volltreffer ins Achterschiff bekommen. Schwarze Rauchwolken wälzen sich über die Meeresfläche, eine starke Schlagseite kündet das nahe Ende des Schiffes an.



brauchten, schmeckte es großartig und erfrischte unsere in tropischer Hitze ausgedörrten Kehlen. Da zu einem Geburtstag schließlich noch ein anständiger Köhm gehört, opferten wir die letzte Flasche, die wir „für alle Fälle" an Bord hatten.

So saßen wir in einer freien Stunde zusammen und verordneten dem Geburtstagskind trotz allen Widerstrebens ein paar wachfreie Stunden. Und einer von denen, die sich in die Wache teilten, war Stabsoberbootsmann B., den wir von einem anderen Hilfskreuzer bekommen hatten. Wir begannen Erlebnisse auszutauschen. M. sprach über seine Fahrten in Pazifischen Gewässern; ich berichtete über unsere Erfolge in Zonen südlicher Breiten. Dann packte B. aus:

„Wir schipperten auf Suchfahrt durch die Gegend. Nebel, der vom südlichen Südamerika herüber wehte, erschwerte uns das Dasein und die Aussicht, einen feindlichen Handelsdampfer auszumachen und zu greifen. Trotzdem sprang der Maschinentelegraf eines Tages auf große Fahrt. Ohne Rücksicht auf die Gefahr einer Kollision gingen wir auf anderen Kurs und liefen mit allen verfügbaren Meilen vorwärts. Was die Ursache dieses Kurswechsels und der gesteigerten Fahrt war, gehört nicht hierher. Vielleicht wollte unser Kommandant gerade dem ausweichen, was uns einige Tage später genau vor die Flinte lief. Es ist nämlich nicht die Hauptaufgabe unserer Hilfskreuzer, sich mit feindlichen Streitkräften herumzubalgen, aber . . .

Wir hatten wohl erfahren, daß ein britischer Hilfskreuzer widerrechtlich einen Neutralen, einen Brasilianer, angehalten und 22 Deutsche von Bord heruntergeholt hatte. Wir schrieben damals den 4. Dezember 1940, der für uns kein Dezember im üblichen Sinne war. Die Hitze schien unerträglich, und auch in der Nacht zum 5. Dezember besserte sich die Wetterlage nicht. Immer wieder steckten wir die Nase in dicke Nebelschwaden.

Es dämmerte. Die Sonne ging eben auf, hier und dort zerrissen graue Schleier. Unser Kommandant ging diesmal nicht von der Brücke.

Die Augen der Ausguckleute hingen weiter am Nebel. Die Schwaden brodelten, zerfetzten sich flammengleich.

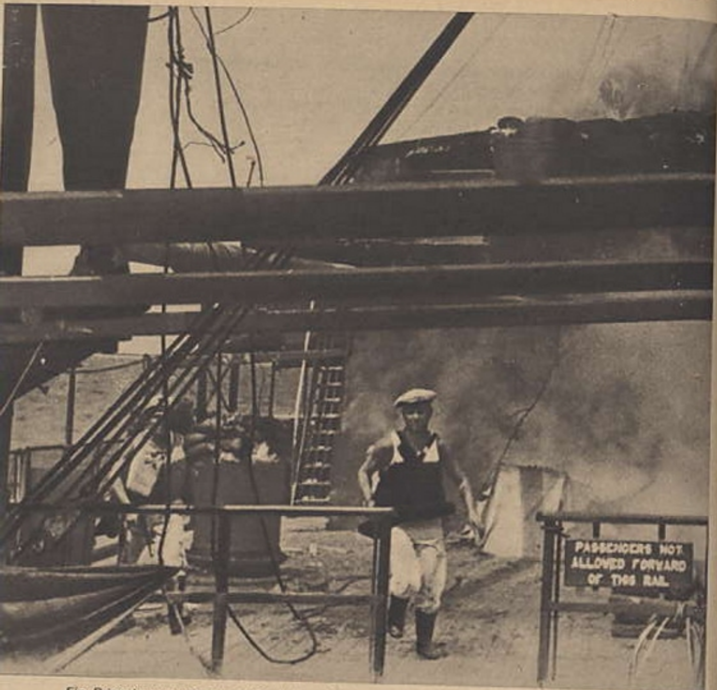
Da — der Ausguck rieb sich die Augen. Es war doch nicht möglich . . .

Da zuckte auch der Navigationsoffizier, der im Frieden bei einer deutschen Afrika-Linie Dienst tat, zusammen. Auch er hatte den Schatten zwei Strich an Steuerbord ausgemacht.

„Himmel noch mal!" Er sieht erneut durch das Glas. „Wenn das kein Hilfskreuzer ist!"

Alles spielte sich nun in Sekundenschnelle ab. Die Aufregung, das Trappeln der Leute hatten genügt, um den Kommandanten, der sich später ins Kartenhaus zurückgezogen hatte, aus seinem leichten Schlaf zu reißen. Ihn brauchte niemand mehr zu wecken. Männer, die solche Verantwortung tragen, sind empfindlich für das leiseste fremde Geräusch. Fast zur Sekunde stand er draußen, erkannte die Lage, wußte, wer da vor uns stand: „Feindlicher Hilfskreuzer!"

„Alarm, höchste Alarmstufe!"



Ein Prisenkommando ist an Bord eines britischen Handelsschiffes gegangen, das sich der Aufbringung widersetzte und niedergekämpft werden mußte. Auf dem brennenden Schiff wird nach Verwundeten gesucht, die die geflohene Besatzung möglicherweise im Stich gelassen hat.

Zweimal, dreimal schrillten die Alarmglocken durch das Schiff. Halb angezogen, einige nur mit Turnhosen bekleidet, andere nackt (der Hitze wegen legten sich viele nur mit einer Bauchbinde bekleidet in die Kojen), die Hose in der Hand, der im Schlafanzug und der im Bademantel, so rasten die Freiwachen auf ihre Gefechtsstationen. Das fremde Schiff stand, wie wir es sichteten, ungefähr zweieinhalb bis drei Seemeilen, also ungefähr 5000 Meter, von uns ab. Da der Nebel plötzlich aufriß, vermochten wir den Unbekannten gut auszumachen und schätzten ihn an die 20000 BRT, eine Größe also, die uns bei weitem überragte und die auch für eine stärkere Geschwindigkeit sprach.

Drüben hatte man uns anscheinend erst viel später gesehen; denn das Gegnerschiff ging auf unsere sofort vorgenommene Kursänderung nicht



Ein deutsches Kriegsschiff übernimmt die Besatzung eines in Brand geschossenen Briten.



Ein Frachter, der seine für England bestimmte Ladung mit Kanonen zu schützen versuchte, wird aus nächster Nähe in Grund geschossen, nachdem ihn seine Besatzung verlassen hat.

ein. Wir versuchten, nach Backbord abzudrehen. Ein neuer Nebelschleier entzog den Hilfskreuzer unserer Sicht.

Als die Sicht um 6 Uhr wieder aufklärte, schwamm der feindliche Hilfskreuzer gemütlich in unserem Kielwasser einher. Er rief uns nun laufend mit einem Scheinwerfer an und forderte unser Erkennungssignal. Auf diese Anrufe reagierten wir sauer und taten, als hätten wir sie gar nicht gesehen. Nach einer guten halben Stunde unterstrich der englische

Kommandant seine Aufforderung: „Stoppen Sie sofort!" durch einen Schuß vor den Bug. Vor den Bug – das hatte er sich so vorgestellt –, der „Blumentopf" stand gut 4000 Meter zu kurz auf dem Wasser.

Darauf hatten wir gewartet. Also ran! Hart Steuerbord das Ruder! Bei hoher Fahrt krängte unser Schiff schwer über. In das glockenhelle Glasen der 7-Uhrzeit donnerte die erste Salve aus unseren Rohren. Die ersten Salven des englischen Hilfskreuzers, der sofort zurückschoß – es handelte sich um die 20122 BRT große „Carnarvon Castle" –, lagen der Seite nach sofort im Ziel. Doch dabei blieb es auch. Durch geschickte



Schon die erste Salve hat gesessen. Das brennende Schiff legt sich auf die Seite, und die Wellen des Atlantik spülen über das Deck. Noch Sekunden, und der Englandfahrer ist verschwunden. Wieder ist die feindliche Handelsflotte um ein paar tausend Tonnen Frachtraum ärmer.

Manöver entzogen wir uns stets dem näher kommenden feindlichen Feuer, während wir schon nach den ersten Salven Treffer auf dem Gegner beobachten konnten.

Unsere Männer ließen sich weder durch das häßliche Orgeln der über uns hinweg heulenden Granaten noch durch die brüllend aufstürzenden Wasserfontänen in unmittelbarer Nähe unseres Schiffes stören. Durch ihre Besonnenheit und Ruhe erreichten die Geschützbedienungen eine unglaubliche Feuergeschwindigkeit, die dem Tommy – seinen ausführlichen Berichten in südamerikanischen Zeitungen zufolge – unerklärlich geblieben ist. Die Engländer haben, um ihre Niederlage zu verschleiern oder tatsächlich aus fester Überzeugung, behauptet, der deutsche Hilfskreuzer sei ein als Handelsschiff getarntes, schwer gepanzertes Kriegsschiff gewesen.

Auf dem Achterschiff des Gegners landeten mehrere schwere, wirksame Treffer. Hohe Feuergarben standen in dem morgendlichen Himmel,

und von da ab schwiegen die feindlichen Geschütze auf dem Achterschiff. Zunehmende Rauchentwicklung ließ vermuten, daß außerdem noch ein Brand entstanden sein mußte. Und immer wieder spien die Schlünde unserer guten Geschütze Tod und Verderben auf den sich verzweifelt wehrenden, an sich weit überlegenen Gegner. Er lag prächtig im deckenden Feuer. Er versuchte zu nebeln. Vergebens! Unser Kommandant hatte ihn in eine so ungünstige Lage gedrängt, daß die Nebelschwaden unwirksam achteraus segelten, dem Feinde nichts nützend.

Triefend naß, fast nackt, wuchteten unsere Männer. Ein Treffer nach dem anderen. Wir zählten mit bloßen Augen auf dem nunmehr ausreißenden englischen Hilfskreuzer allein acht schwere Treffer. Unsere Artilleriebeobachtung machte mit ihren guten Gläsern 20 Einschläge aus. Obwohl der Gegner noch immer schoß – er traf kein einziges Mal. Manchmal klirrten Sprengstücke ans Oberdeck. An ihnen stellten wir später fest, daß der Gegner mit Geschützen von Kaliberstärke 15,2 oder 15,3 ausgerüstet war. Zu seiner überlegenen Geschwindigkeit noch ein solches Kaliber . . .!

Über eine Stunde dauerte das Gefecht schon an. Das bereits schwer



Für Besatzungen und Passagiere der versenkten bewaffneten Britenschiffe wird auf deutschen Kriegsschiffen bestens gesorgt. Unser Bild zeigt einen Kinderspielplatz auf einem Hilfskreuzer.

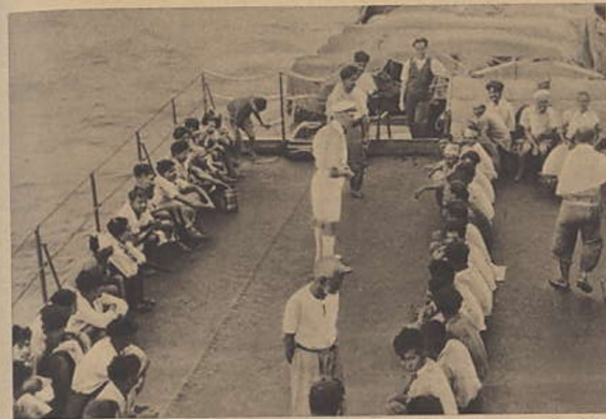
getroffene Schiff, an verschiedenen Stellen brennend und in der Gefechtsbereitschaft gelähmt, versuchte nun immer offensichtlicher, sich uns zu entziehen. Eine Dunstwolke nahm es auf. Sein Glück!

Während der deutsche Hilfskreuzer nach kurzer Zeit, die die Aufräumungsarbeiten, das Verstauen der Kartuschhülsen, das Reinigen der Geschütze usw., in Anspruch nahmen, wieder gefechtsklar war, lief der englische Hilfskreuzer, unaufhörlich um Hilfe funkend, ab und erreichte mit Müh und Not das nahe Montevideo.

22 vernichtende Treffer hat die „Carnarvon Castle" erhalten. Einige zerfetzten das Achterschiff, andere rissen die Platten unterhalb der Wasserlinie mittschiffs auf, andere trafen die Brücke und die Achterkante des großen Schornsteins. Den Berichten südamerikanischer Zeitungen zufolge war der englische Hilfskreuzer derart schwer beschädigt worden, daß mit einem Einsatz in diesem Kriege kaum noch gerechnet werden konnte. Und ausgerechnet diesen Hilfskreuzer hatte man als Ersatz für den in den westindischen Gewässern durch den gleichen deutschen Hilfskreuzer angegriffenen, ebenfalls größeren und schnelleren Hilfskreuzer „Alcantara" eben ausgerüstet und in See geschickt.

Selbst ein Laie wird aus dieser Darstellung erkennen, wie groß der Erfolg des deutschen Hilfskreuzers war, dessen tapferer Kommandant heute das Ritterkreuz und dessen Besatzung geschlossen das Eiserne Kreuz tragen.

An Bord des deutschen Hilfskreuzers befanden sich übrigens mehrere



Gefangene werden gemustert. Zum großen Teil sind es indische Seeleute (Laskaren) und farbige Heizer, die in steigendem Maße die Ausfälle an britischen Seeleuten ersetzen müssen.

englische Kapitäne von versenkten feindlichen Frachtschiffen. Als man ihnen sagte, daß der deutsche Hilfskreuzer im Gefecht mit dem englischen Hilfskreuzer „C. C." stünde, war ihnen ehrlich bange. Später wollten sie nicht glauben, daß man ihren kriegerischen Kollegen „abgetrocknet" habe. Wir fanden dann auf aufgebrachten Schiffen Zeitungen, die über den Verlauf des Gefechtes und über das Vernichtungswerk deutscher Granaten und über die sogar von englischer Seite eingestandene Niederlage berichteten.

Die Kapitäne hielten diese Berichte in den Händen und schwiegen erschüttert.

Anders verhielten sich die auf englischen Schiffen ebenfalls aufgebrachten Neutralen, ein Finne und ein Däne. Beide waren heiter und vergnügt und erlebten das Gefecht fast wie im Kientopp. Sie kannten den Rummel nämlich von dem „Alcantara"-Gefecht her. Sie waren sich einig in dem Ausspruch: „Dem deutschen Hilfskreuzer passiert nichts. Der versteht seinen Kram."

Das gaben schließlich sogar die Engländer zu, wenn auch nur sehr indirekt und verklausuliert, indem sie amtlich mitteilten: es sei nicht festzustellen gewesen, ob der deutsche Hilfskreuzer Beschädigungen erlitten habe.

Ehrlicher kann ein Engländer nicht sein, aber wir können seine Zweifel beheben: Der deutsche Hilfskreuzer hatte tatsächlich keine Schrammen abbekommen, geschweige denn Beschädigungen erlitten.



Zeichnung von F. Friedel

Vorpostenboot in schwerer See

Wir kämpfen bis zur letzten Granate

Schlachtschiff „Bismarcks" Sieg und Ende

Von Erich Glodschey

„Ein im Atlantik operierender deutscher Flottenverband unter Führung des Flottenchefs Admiral Lütjens stieß im Seegebiet um Island auf schwere englische Seestreitkräfte. Das Schlachtschiff „Bismarck" hat hierbei einen englischen Schlachtkreuzer, wahrscheinlich die „Hood", vernichtet. Ein weiteres englisches Schlachtschiff wurde zum Abdrehen gezwungen. Die deutschen Seestreitkräfte setzen ohne nennenswerte Beschädigung ihre Operationen fort."

Das gab am 24. Mai 1941 das Oberkommando der Wehrmacht bekannt. Gleichzeitig erfuhr das deutsche Volk, daß bereits vier Tage vorher, am 20. Mai, deutsche Fallschirmjäger und Luftlandetruppen auf der Insel Kreta abgesprungen oder gelandet waren. Ein doppelter Triumph der deutschen Kriegführung! Aber während man – nach den Berichten des Oberkommandos – annehmen durfte, daß unsere Soldaten auf Kreta das Schwerste bereits hinter sich hatten, mußte man damit rechnen, daß die Briten nach dem Ende der „Hood", des stolzesten Schiffes ihrer Schlachtflotte, alles daransetzen würden, die „Bismarck" zu stellen.

Am 27. Mai wurde bekannt, daß „Bismarck" seit dem Abend des Vortages wieder in einem schweren Kampf gegen eine feindliche Übermacht stehe. Unglückliche Zufallstreffer hatten das deutsche Schlachtschiff manövrierunfähig gemacht. Wie „Bismarck", Sieger über das größte Kriegsschiff der Welt, die „Hood", bis zur letzten Granate kämpfend, vielfacher feindlicher Überlegenheit erlag, schildert der folgende Bericht.

Die englische Admiralität hat es sich bei Kriegsbeginn nicht träumen lassen, daß deutsche schwere Seestreitkräfte immer wieder wuchtige Vorstöße auf den Ozean unternehmen würden. Als England im September 1939 dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, gehörte es zum eisernen Bestand der englischen Erwartungen über den Verlauf des Seekrieges, daß die kleine deutsche Kriegsmarine es niemals wagen könne und würde, schwere Seestreitkräfte auf den Atlantischen Ozean zu entsenden. Heute aber ist es so weit, daß England sogar seine schwersten Schlachtschiffe für den Schutz des Seeverkehrs auf dem Nordatlantik einsetzen muß. An dieser Tatsache hat sich durch den Verlust eines der deutschen Schlachtschiffe nichts geändert, denn nach englischem Eingeständnis müssen die Gegenmaßnahmen Englands auf dem Atlantik auch nach dem heroischen Endkampf des Schlachtschiffes „Bismarck" weiter fortgeführt werden. Die Initiative im ozeanischen Seekrieg ist bei der deutschen Kriegsmarine und bleibt in ihrer Hand.

Seit dem Anfang des Krieges sind stets von neuem deutsche Seestreitkräfte auf dem Atlantik erschienen und haben den Einsatz der Unterseeboote und Handelsstörer ergänzt. Aber wir wollen hier nur das letzte Halbjahr herausgreifen. Im November 1940 wird im Nordatlantik, 1000 See-

meilen von Neufundland, ein britischer Geleitzug von deutschen schweren Seestreitkräften zertrümmert. Über 86000 Bruttoregistertonnen an britischem Schiffsraum sinken mit dem Hilfskreuzer „Jervis Bay“ und dem Konteradmiral Maltby auf den Meeresgrund. Weihnachten 1940 greift wieder ein starkes deutsches Kriegsschiff einen britischen Geleitzug an, versenkt einen Dampfer, beschädigt mehrere andere und erzielt Treffer auf dem englischen schweren Kreuzer „Berwick“. Im Februar 1941 wird im mittleren Atlantik auf der Höhe von Madeira ein britischer Geleitzug durch schwere deutsche Seestreitkräfte zertrümmert. 14 Dampfer mit 82000 Bruttoregistertonnen werden versenkt, andere beschädigt. Dann kommt im März die Meldung, daß ein deutscher Schlachtschiffverband unter dem Flottenchef Admiral Lütjens in mehrwöchiger Unternehmung im Nord- und Mittelatlantik über 116000 Bruttoregistertonnen an feindlichem Handelsschiffsraum versenkt hatte. Bis heute hat sich England über diese ozeanischen Erfolge schwerer deutscher Seestreitkräfte fast vollständig ausgeschwiegen, ein Beweis für ihre weitreichenden Folgen, die England zu größtem Kräfteeinsatz genötigt haben.

Alle diese ozeanischen Vorstöße der deutschen Kriegsmarine waren ohne Schiffsverluste auf unserer Seite geblieben. Ohne Risiko ist im Kriege kein Erfolg zu erringen: das gilt ganz besonders für den Seekrieg mit seiner Konzentration der Kampfmittel. Das Schlachtschiff „Bismarck“ aber hat bewiesen, daß die deutschen Soldaten zur See auch in schwierigster Lage den unbeugsamen Kampfeswillen eines Volkes zeigen, dem der Sieg über die britische Seetyrannei gewiß ist.

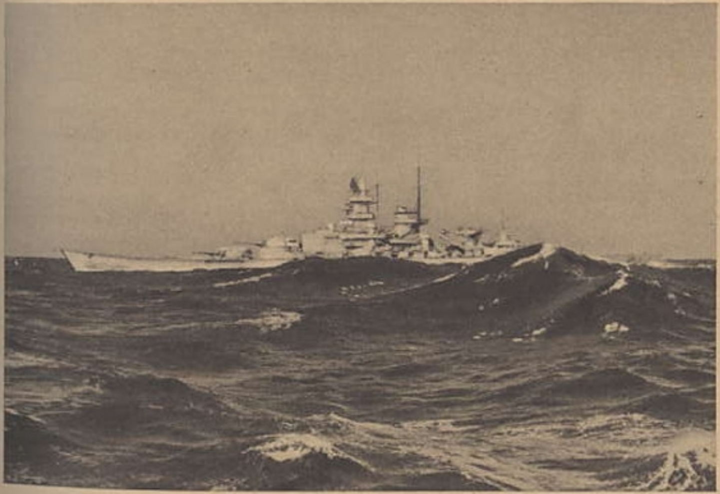
Die Engländer hatten ihre stärksten und ihre neuesten Schlachtschiffe gegen den deutschen Flottenverband heranholen müssen, mit dem es am 24. Mai in den Gewässern um Island zur Gefechtsberührung kam. Der englische Admiral Holland, den man wegen seines Überfalles auf die nicht gefechtsbereite französische Flotte den „Sieger von Oran“ zu nennen pflegte, wollte überlegen mit dem größten Kriegsschiff der Welt, dem Schlachtkreuzer „Hood“, in Begleitung des neuesten englischen Schlachtschiffes „Prince of Wales“ das deutsche Schlachtschiff „Bismarck“ niederzwingen. Aber Admiral Holland täuschte sich. Schon nach wenigen Minuten ging er mit seinem Schlachtschiff unter! Ein Engländer, der auf einem anderen Kriegsschiff das Gefecht mitgemacht hat, schildert den Untergang der „Hood“ mit folgenden Worten:

„Vor uns auf der Backbordseite jagte die ‚Hood‘ (wenige hundert Meter entfernt) auf einem parallelen Kurs vorwärts. Wasserberge schossen hinter ihr hoch. Da — wurde sie plötzlich getroffen. Eine oder mehrere Granaten schienen genau vor ihrem hinteren Turm einzuschlagen. Ein gewaltiges Feuer brach unter schwarzer Rauchentwicklung aus. Der Anblick würgte uns in der Kehle. Eine ungeheure Explosion folgte, und das ganze große Schiff war in einen Blitz von Flammen eingehüllt. Der Rauch hob sich wie ein riesiger Pilz empor. Teile des Schornsteins und der Masten wurden Hunderte von Fuß hoch in die Luft geschleudert und fielen dann teils auf das Schiff, teils in die See zurück. Der lange scharfe Bug der ‚Hood‘ erhob

sich senkrecht in die Luft. Drei bis vier Minuten nach dem Einschlagen der Granaten war alles, was von dem Schlachtkreuzer übrigblieb, nur noch einige Wrackstücke und Flammen und Rauch an der Oberfläche der See. Ein Zerstörer wurde zur Rettung der Schiffbrüchigen abkommandiert. Es gelang ihm nur, drei Mitglieder der Besatzung aufzufischen, zwei Matrosen und einen Kadetten.“

Das war das Ende des 42000 Tonnen großen Schlachtkreuzers „Hood“ nach kurzem Gefecht mit dem 35000 Tonnen großen deutschen Schlachtschiff „Bismarck“. Die deutschen Panzersprenggranaten hatten auch den besonderen Schutz der Munitionskammern durchschlagen, der nach den bekannten Erfahrungen in der Skagerrak-Schlacht gerade auf der „Hood“ verstärkt worden war. Der Kommandant des Schlachtschiffes „Bismarck“, Kapitän zur See Lindemann, befahl nach der Explosion der „Hood“ Zielwechsel, und es gelang, auch dem britischen Schlachtschiff „Prince of Wales“ einen schweren Treffer beizubringen. Der Brite drehte ab. Nur 93 Schuß brauchte das Schlachtschiff „Bismarck“ in diesem blitzartigen Seegefecht zu feuern, das in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregte. Ein deutsches Schlachtschiff hatte sich im Kampf gegen eine doppelte britische Überlegenheit als siegreich erwiesen, eine bittere Lehre, die England auch für die Zukunft ins Stammbuch geschrieben bleibt.

Ein Schlachtschiff der deutschen Kriegsmarine auf Feindfahrt in schwerer Atlantikdünung.



Der deutsche Flottenverband führte seine Unternehmung weiter fort. Das Schlachtschiff „Bismarck" hatte in dem Seegefecht am 24. Mai einen Treffer im Vorschiff und am Abend durch ein Bordflugzeug eines englischen Flugzeugträgers einen Torpedotreffer erhalten, so daß es seine Höchstgeschwindigkeit nicht ausnutzen konnte. Fünf britische Flugzeuge waren beim Angriff abgeschossen worden. Der Gegner zog weitere Verstärkungen heran, verlor aber trotz Luftaufklärung zeitweise die Fühlung mit dem deutschen Verband. Am Abend des 26. Mai wurden wieder Torpedoflugzeuge eines britischen Flugzeugträgers gegen „Bismarck" angesetzt. Sie erzielten zwei Treffer, von denen der eine nicht wesentlich war, während der andere unglücklicherweise die Schrauben- und Rudereinrichtung des deutschen Schlachtschiffes beschädigte. Es war zu erwarten, daß nunmehr der englische Gegner, der außer der „Prince of Wales" noch die weiteren Schlachtschiffe „King Georg V.", „Rodney", „Renown" und „Ramillies", zwei Flugzeugträger, mehrere Kreuzer und zahlreiche Zerstörer zusammengezogen hatte, das Gefecht mit dem einen manövrierunfähigen deutschen Schlachtschiff aufnehmen würde. In dieser Lage gab der Flottenchef, Admiral Lütjens, an das Oberkommando der Kriegsmarine jenen unvergeßlichen Funkspruch, der in der deutschen Seekriegsgeschichte immer ein Ruhmesblatt des Mannesmutes deutscher Seeleute sein wird:

„Schiff manövrierunfähig. Wir kämpfen bis zur letzten Granate. Es lebe der Führer! Flottenchef."

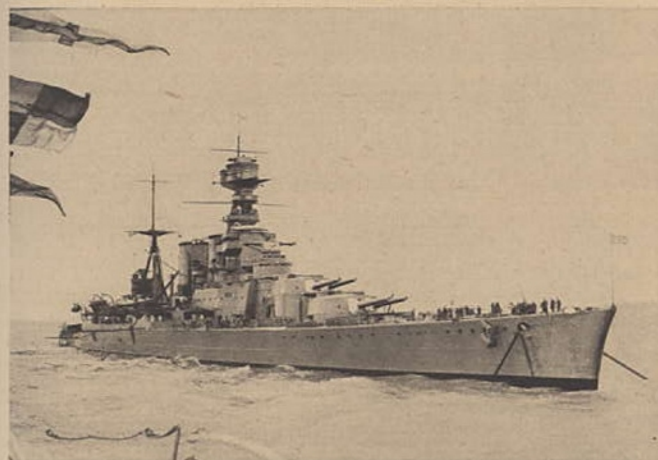
Dieses soldatische Gelöbnis von aufrüttelnder Kürze und Schlichtheit haben die Männer des Schlachtschiffes „Bismarck" wahrgemacht. Wir wissen heute, daß die englische Übermacht selbst in diesem Augenblick noch keinen Artilleriekampf wagte. In der Nacht wurden englische Zerstörer zum Torpedoangriff vorgeschickt. Einer von ihnen wurde versenkt, ein zweiter beschädigt. Zwei Torpedos trafen das Schlachtschiff „Bismarck", das ihnen nicht ausweichen konnte. Aber auch diese Torpedos, von größerer Explosivkraft als die Flugzeugtorpedos, vermochten das deutsche Schlachtschiff nicht zu versenken. Nochmals wurden Torpedoflugzeuge von den Briten vorgeschickt. Doch ihr Angriff scheiterte im Feuer des deutschen Schlachtschiffes. Erst als die Engländer sich davon überzeugt hatten, daß das von ihnen umstellte Schlachtschiff „Bismarck" vollständig manövrierunfähig war, begannen am Morgen die Schlachtschiffe „Rodney" und „King George V." von zwei Seiten her das deutsche Schlachtschiff zu beschießen.

In einem wahren Trommelfeuer hat auch dann noch das Schlachtschiff „Bismarck" alles getan, um dem vielfach überlegenen Gegner Schaden zuzufügen. Die Engländer gestehen ein, daß ihre Schlachtschiffe nicht vermocht haben, das lahmgeschossene deutsche Schlachtschiff durch ihre Salven zu versenken. Stundenlang hat die britische Flotte aus allen Rohren gefeuert, aber immer noch schwamm das deutsche Schlachtschiff, ein Symbol der unbezwinglichen Tapferkeit deutscher Seeleute und zugleich ein Sinnbild für die unübertroffenen Leistungen des deutschen Schiffbaues. Ein englischer Seeoffizier berichtete in Londoner Zeitungen:

„Sooft auch ‚Bismarck' getroffen wurde, es gab niemals ein Anzeichen für eine große auseinanderreißende Explosion, die das Schiff zum Sinken gebracht hätte. Der Feind machte keine Anstalten, sich zu ergeben. Unsere Schlachtschiffe gingen auf kürzere Entfernung heran und schossen nun auch Torpedos auf ‚Bismarck' ab. Ein Torpedo saß mitschiffs. Die britischen Schlachtschiffe ließen weiter Granaten auf das vom Schicksal gezeichnete Schiff niederregnen. Nachdem dieses Bombardement einige Zeit angedauert hatte, erhielt der Kreuzer ‚Dorsetshire' Befehl, seine Torpedos abzufeuern. Drei Torpedos trafen ‚Bismarck', und erst dann ging das Schiff unter."

Mit wehender Kriegsflagge ist das Schlachtschiff „Bismarck" am 28. Mai, 11 Uhr 1 Minute vormittags, auf den Meeresgrund gegangen. Die Männer des Schlachtschiffes „Bismarck" haben durch ihre Pflichterfüllung bis zum letzten sich selbst ein Heldenlied geschrieben, das niemals verklingen wird, solange es deutsches Soldatentum gibt. Die deutsche Nation steht ergriffen vor dem Opfer der Männer, die draußen auf dem Ozean gezeigt haben, daß es für uns im Ringen um das deutsche Recht auf ein freies Meer kein Zurück gibt, sondern nur den Sieg. Die kurze, aber um so glänzendere Laufbahn von „Bismarck", sein Sieg und sein tapferes Ende waren und bleiben Merksteine auf dem Wege zum endgültigen Erfolg.

Der britische Schlachtkreuzer „Hood", der nach kurzem Kampf Opfer des deutschen Schlachtschiffes „Bismarck" wurde. Mit 42000 Tonnen war „Hood" das größte Kriegsschiff der Welt und der Stolz der britischen Flotte. Das Schiff versank so plötzlich, daß von der Besatzung nur zwei Matrosen und ein Offizier durch einen begleitenden Zerstörer gerettet werden konnten.





Flammenwerfer (von Paul Padua)

III. KAPITEL

Den Helm fester gebunden ...

Brief eines jungen Offiziers

Der Verfasser des nachstehenden Feldpostbriefes, Leutnant Paul H., an seinen Bruder ist für Volk und Vaterland vor dem Feind gefallen. Aus den Zeilen, die Leutnant H. kurz vor seinem Tod auf dem Feld der Ehre schrieb, spricht wirkliches Soldatentum, das es so echt nur im deutschen Volk gibt.

Mein lieber Karl-Heinz!

Ich habe mich über Deinen Brief, den ersten aus dem Arbeitsdienst, sehr gefreut. Die Einzelheiten kann ich mir gut vorstellen. Wenn ich auch nicht den Spaten geschultert habe, so habe ich doch Ähnliches erlebt, als ich – immerhin schon Assessor und 28 Jahre alt – erstmalig für 4 Monate als Schütze in ein Waldlager des Ergänzungsbataillons in Arnsberg einrückte. Irgendwie fiel ich am ersten Tage schwer auf: acht Tage lang habe ich ohne und mit Begeisterung, aber immer mit Nachdruck Sonderdienst gemacht.

Ich darf also die erforderliche Erfahrung für einen gelegentlichen Rat in Anspruch nehmen. Nun: je mehr verlangt wird, um so schöner die Erinnerung. Du wolltest Soldat werden, hast jetzt auch alle Konsequenzen gezogen, den alten Adam mit allen Gewohnheiten abzulegen. Wenn die Abteilung in Ordnung ist, wird man dazu ganz klein gemacht, um gehärtet in den neuen soldatischen Menschen hineinwachsen zu können. Vieles erscheint sinnlos, doch das meiste hat einen Sinn, wenigstens den geschilderten.

Du darfst vor Wut kochen, das ist das Schmelzfeuer für den „anspruchsvollen Sohn aus gutem Hause", aber niemals die gute Haltung verlieren. Unverdrossen durch jeden Dreck hindurch, es lohnt sich später. Eifrig bemüht sein, allen Anforderungen gerecht zu werden, aber mit ruhiger Sicherheit. Keine Anbiederung an Vorgesetzte. Der wirklich gute Soldat fällt spät, aber dann nachhaltig und gleichmäßig als gut auf. Keinerlei Extrawurst verlangen, auch nicht innerlich sich wünschen, aber sich immer daran erinnern, daß der Weg nach oben führen soll. Wohlverstanden sich, nicht andere. Auf die Dauer merken es die, die es angeht, und so allein nachhaltig.

Kameradschaft, aber nicht sich von jedem Lümmel unter diesem Deckmantel mißbrauchen lassen! Den Lümmel nicht aufdringlich erziehen, aber durch Beispiel im Kreise der Besten für eine innere und äußere Haltung wirken. Suche die Besten!

Im Rahmen des Möglichen pflege Bedürfnisse der Zivilisation und vor allem der Kultur. Gut und sorgfältig gewaschen, mal richtig bei guter Gelegenheit zurechtgemacht – wie das die Frauen nennen – und die Welt sieht sich schöner und auch edler an. Sperre Dich nicht gegen einen derben Witz, aber spotte oder fahre bei gegebener Gelegenheit dazwischen, wenn

die Armen im Geiste nichts anderes wissen als von morgens bis abends zu zoten.

Einmal eine Stunde, die sich bietet, allein sein und lesen oder auch träumen, läßt vergessen, daß der Kommiß eine Welt für sich, aber nicht die alleinige ist. Einmal eine große und bedeutende Musik: das ist Tau auf die Härte des Soldaten, der ja geschmeidig, nicht spröde sein muß.

Und von da her führt der Weg zur schönsten Seite des Dienstes für den Führer: zum Wissen, daß all der Umfang seinen großartigen Sinn hat, zur Romantik und zum Glauben.

Das Empfinden nicht künstlich hervorholen oder gar versuchen, die am Wege Stehenden mit großen Worten zu belästigen; es wirkt peinlich oder lächerlich und schadet dem großen Sinn, dem die Übereifrigen dienen wollen. Wenn aber einmal die Stunde da ist, dann schäme Dich nicht, den Edlen unter den Kameraden anzusprechen, ob auch bei ihm der Quell fließt.

Und sonst: trage das große Wissen still mit Dir und erinnere Dich seines, es trägt den Bettenbau wie das Sterben vor dem Feinde auf die Höhe eines großen Herzens.

Was die Frauen angeht, so gehört ein derber Tanzboden mit Mariechen (wir nannten alle unsere Mädchen Mariechen!) zum Erlebnis des Rekruten. Tritt Dir ein ernsteres und feineres Erleben in den Weg, so überlasse Dich ihm. Merke aber: Frauen, derentwegen man den Dienst versäumt, taugen nichts.

Nirgends liegt gemeinstes und höchstes Menschentum so nahe beieinander wie hier! Oft ist es im Äußeren nicht, sondern nur durch die innere Haltung zu unterscheiden.

Urteile niemals über Dritte, solange nicht die Gesetze des allgemeinen Zusammenlebens unerträglich verletzt werden. Wirb aber gelegentlich durch ein hingeworfenes Wort für das Edle, anders vertragen es die Menschen nicht, anders wirkt es auch nicht. Handele selbst rückhaltlos, wie Dein Weg es Dir vorschreibt, doch immer so, daß Du Dich an alles mit Schmunzeln und Vergnügen von hoher und reiner Freude erinnern kannst, je nachdem.

Daß Du die allgemeinen Forderungen der Kameradschaftlichkeit, des Gehorsams, der Treue, der Zuverlässigkeit, des Mutes und der Tapferkeit und auch des Fleißes erfüllst, nehme ich als selbstverständlich an. Eine schwere Selbstverständlichkeit. Sie wird immer schwerer, wenn Du erst merkst, daß es auch Lücken gibt. Sie wollen still geschlossen werden, auf jeden von uns kommt es da an!

Den Rekruten geht es aber noch nichts an. Er muß ja erst das große Ganze überschauen lernen. Ihm ist dazu eine Zeit der äußeren Sorglosigkeit gegeben, um die ihn mancher Kompaniechef beneidet. Seine Welt ist so klar, so umgrenzt und in einem bestimmten Sinn ohne Verantwortung — nämlich für das, was befohlen wird, und das ist ja fast alles —, daß es das nur einmal geben kann.

Nutze die Zeit, sei ein rechter junger Soldat, ein fröhlicher Rekrut, ein Rauhbein bei der Arbeit und im Felddienst, ein straffer Kerl beim Exerzieren, ein schneidiger Hund beim Ausgang und ein junger Herr zu seiner Zeit, immer aber innerlich sauber.

Für das Äußere gilt im Dienst: frischer Dreck ehrt den Soldaten, alter schändet ihn.

Genug der Lehren. Ich bin so ganz von selbst ins Schreiben geraten. Wenn ich Zeit hätte, würde ich ein Vademecum für den jungen Soldaten über die Dinge schreiben, die sonst in keinem Lehrbuch stehen. So einen Katechismus, wie ihn E. M. Arndt für den deutschen Kriegs- und Wehrmann geschrieben hat. Ich wollte ihn Dir schicken und kann ihn nicht bekommen. Wenn ich nach Hause komme, ist Dir ein Exemplar sicher. So kann man das Beste nur andeuten. Wir sprechen darüber, ich bin jedenfalls bereit dazu, nachdem ich das Gefühl gewonnen habe, daß Du zu denen gehören willst, auf die es ankommt. Du wirst bemerken, daß sie so eine stille Gemeinschaft bilden: „Ich diene" — ein guter Wahlspruch!

Du sollst und wirst wenig Muße haben. Fülle sie aus, wie ich riet. Das Schreiben kann eine gute Schule und Erholung sein, doch kommt es zuletzt. Ich erwarte daher nur ein gelegentliches Lebenszeichen. Sei aber sicher, daß ich aus der Ferne beobachte, auch Wilma, die an dieser Zeit das Ihre trägt. Der Krieg trennt uns, die zusammensein und -gehen wollen, auf unabsehbare Zeit: die Monate der Erwartung unseres ersten Kindes, die zu den schönsten und wichtigsten einer rechten Ehe gehören, muß sie innerlich alleine verbringen. Sie trägt es tapfer. Bald soll der Stapellauf stattfinden. Ich freue mich sehr.

Wir liegen hier nach wie vor am Rande der großen Ereignisse in Lauerstellung. Mein Posten ist nicht ganz unwichtig, ich führe jetzt eine MG-Kompanie. Uns bleibt nichts als üben und warten..."

Das ist der deutsche Soldat — nach schweren Strapazen lachend dem Kampf entgegen!

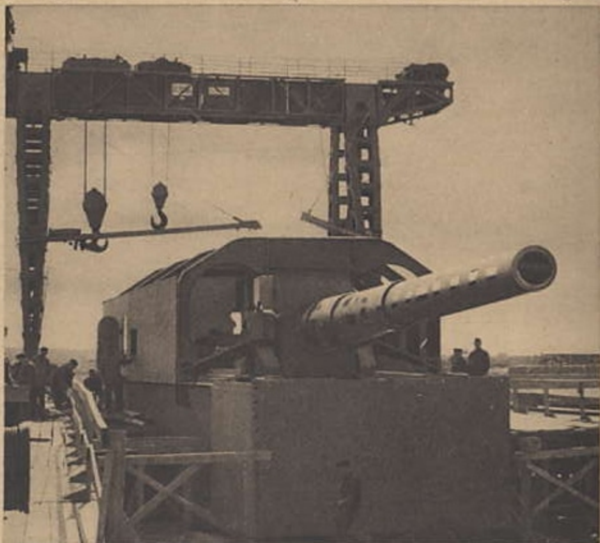


Wenn die Fernkampfgeschütze dröhnen ...

Von Inspektor K. Grünert

Immer wieder erwähnten die Wehrmachtberichte die Tätigkeit unserer Fernkampfbatterien. Sie sprachen davon, daß die englische Küste, daß Dover beschossen wurde. Englische Geleitzüge im Kanal wurden von unseren Küstengeschützen unter Feuer genommen und zersprengt. Hierzu soll die auf den nächsten Seiten dargestellte Schußweitenübersicht einiger Geschütze mit ihren Einsatzmöglichkeiten eine Erläuterung geben.

Nach den Feldzügen in Polen, in Norwegen und im Westen hat man sich gefragt, wie es nur möglich war, die bis dahin erste Militärmacht Europas in wenigen Wochen vernichtend zu schlagen. Es sind viele Faktoren, deren günstiges Zusammentreffen es ermöglichten, solche bis dahin für unmöglich



Montage eines Fernkampfgeschützes an der Kanalküste in einer neu erbauten Geschützstellung.



gehaltenen Siege zu erringen. Nicht nur die geniale Führung, der kampfesmutige Einsatz und die gute Ausbildung unserer Truppen waren es, sondern auch die erstklassigen Waffen, die den Truppen zur Verfügung standen. – Die französische Artillerie hatte bisher Weltruf besessen. Dieser Nimbus ist ihr in den inhaltsreichen Kampfeswochen von der deutschen Artillerie genommen worden. Hierbei waren es nun nicht einige wenige Wundergeschütze, sondern die deutsche Feldartillerie von 1940 war es, die der französischen Artillerie den Garaus machte. Diese 10-Zentimeter-Feldhaubitzen, von einer weitblickenden Führung gefordert und von genialen Ingenieuren konstruiert, wurden bei dem Neuaufbau des Heeres in die Armee eingeführt. Mit größter Zielstrebigkeit wurde damals, unter Verzicht auf alle Experimente, die nach den Versailler Beschränkungen erst wieder anlaufende deutsche Rüstungsindustrie mit der Massenherstellung beauftragt.

Aber neben den Feldgeschützen wurden auch alle anderen für eine moderne Kampfesführung notwendigen Geschütze entwickelt und jede Waffe zu einem Präzisionsinstrument gemacht.

Die 3,7-Zentimeter-Kanone wurde vorwiegend für Panzerkampfwagenbekämpfung geschaffen. Von ihrer schnellen Feuerbereitschaft und einfachen Bedienung hängen in erster Linie ihre Erfolge ab. Der Richtschütze richtet hierbei den Panzerkampfwagen mit dem Zielfernrohr direkt an, feuert selbst ab und beobachtet seine Schüsse auch selbst. Alle Funktionen liegen hier bei einem einzelnen Mann. Beim Schießen mit den Feldhaubitzen werden die Ziele auch größtenteils direkt angerichtet, doch ist die ganze Zielbekämpfung schon umfangreicher. Bei Einsatz der 15-Zentimeter-Kanonen, der Mörser und der Fernkampfartillerie wird das Ziel fast ausschließlich indirekt angerichtet, d. h. angerichtet wird ein Richtpunkt, der in einem bestimmten Zusammenhang zum Ziel steht. Für solches Schießen über größere Entfernungen gehört eine Fülle von Vor- bzw. Nebenarbeit, ehe das Geschütz feuerbereit ist. Umfangreiche und genaue Vermessungen der Geschützstellungen finden statt, Nachrichtenverbindungen von der Feuerstellung zu der Befehlsstelle werden geschaffen, Windrichtung und Windgeschwindigkeit, Luftdruck, Lufttemperatur, die Luftfeuchtigkeit werden gemessen, und in den Rechenstellen werden die Feuerkommandos errechnet. Wenn dann die Geschütze mit größter Treffgenauigkeit Schuß auf Schuß auf die feindlichen Stellungen abfeuern, sind weitere Helfer der eigentlichen Artillerie bei der Arbeit, die Licht- und Schallmeßbatterien oder der Artilleriebeobachter im Flugzeug und im Fesselballon. Sie beobachten die Schußeinschläge und geben ihre Meldungen an die Befehlsstelle, von der nötigenfalls entsprechende Korrekturen an die Feuerstellung durchgegeben werden.

Es gehört so eine mannigfache, präzise Kleinarbeit dazu, bei der jeder

Die Zeichnungen auf diesen und den beiden folgenden Seiten zeigen die Wirksamkeit einiger Geschütze unserer Artillerie an, und zwar von der Feldhaubitze bis zu dem Fernkampfgeschütz, das bei Angriffen auf englische Häfen und auf feindliche Geleitzüge häufig und erfolgreich eingesetzt wurde. Die ballistischen Skizzen (insbesondere die unten wiedergegebene) zeigen auch Geschütze, die nicht unter die Rubrik der Fernkampfgeschütze fallen, so die 10-cm-Feldhaubitze mit einer Reichweite von rund 10000 m und namentlich den 21-cm-Mörser mit einer Gipfelhöhe von 6000 m und einer Reichweite von nur 8000 m; der Mörser eignet sich daher vor allem für den Einsatz in gebirgigem oder unübersichtlichem Gelände.

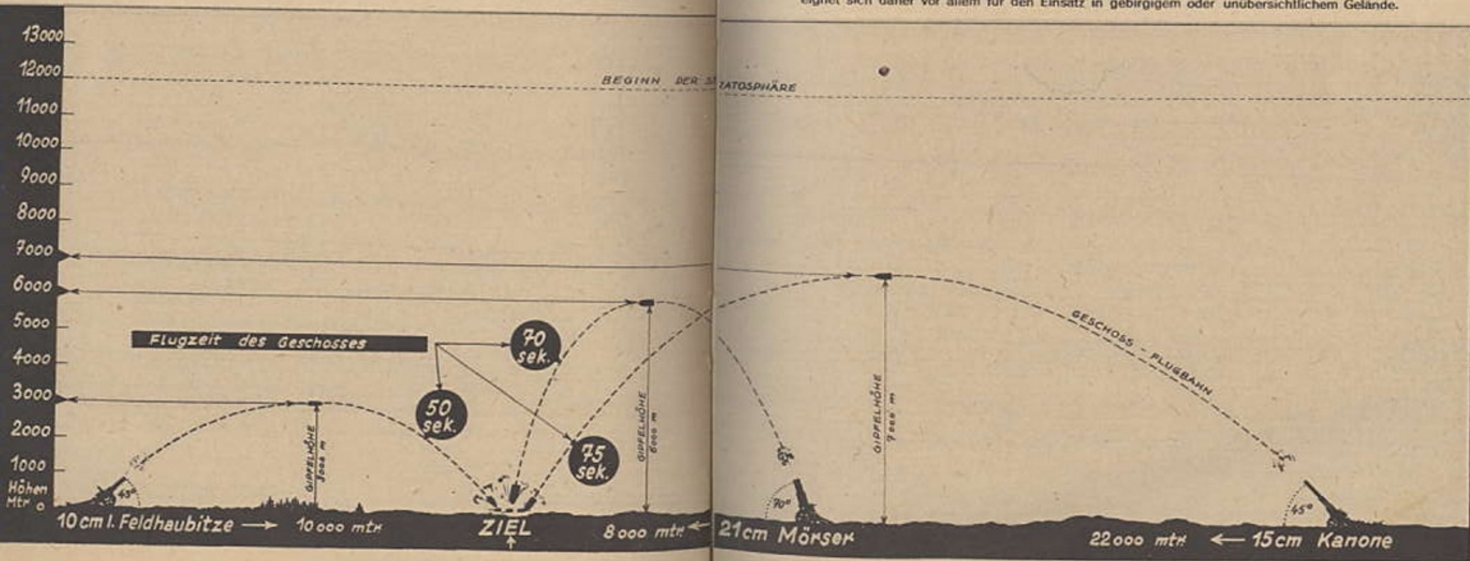




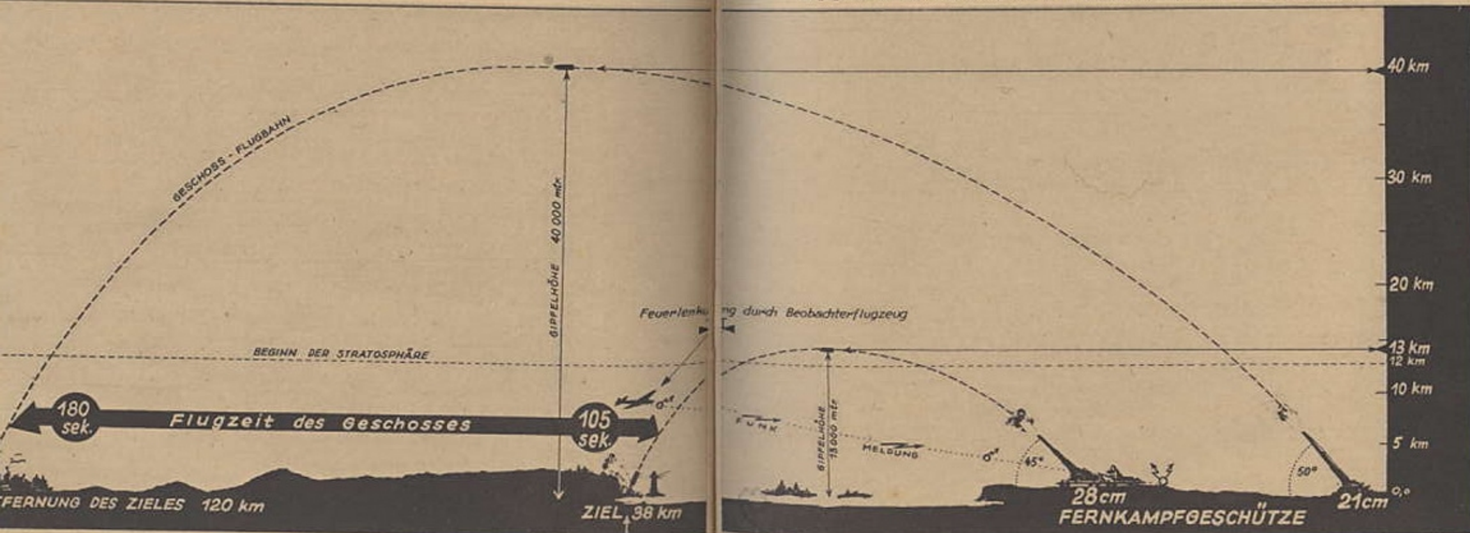
Bild links: Arbeit an der Baugrube für das wuchtige Betonfundament, in das später (s. S. 99) das Geschütz gebettet wird. Riesige Tarnmatten schützen das Baugelände vor Feindeinblick und Überraschungen.



einzelne Mann gewissenhaft und einsatzfreudig seine Pflicht tun muß, ehe die Artillerie und im besonderen die Fernkampfartillerie zum Einsatz gelangen kann. Um so mehr muß man also immer wieder die Erfolge bewundern, die dann in den Wehrmachtberichten genannt werden.

Von der Anlage der Baugrube bis zur Übernahme des Geschützes durch die Wehrmacht ist ein weiter Weg. Für die Betonmischung ist der Sand der Kanalküste zwar „bei der Hand", aber da Salzwasser für die Betonmischung nicht brauchbar ist, mußten eigene Süßwasserbecken angelegt werden. Auch der Transport der Betonmischmaschinen und schließlich der Geschütze selber durch die Dünen war nicht immer einfach. Aber schließlich hat es die OT. geschafft, und drohend richten sich die Mündungen der Geschütze gegen England, den Kanal und die offene See.

Unten: Die Sekundenzahlen neben den Flugbahnen der Geschosse deuten die Flugzeit der Geschosse an. Die höchste Flugzeit hat das 21-cm-Fernkampfgeschütz mit 180 Sekunden. Bei dem an sich noch schwereren 28-cm-Fernkampfgeschütz beträgt die Flugzeit 105 Sekunden, infolgedessen ist die Entfernung entsprechend kleiner, nämlich nur 38 km. Die geringere Zielentfernung wird durch die größere Wucht des Kalibers ersetzt. Auf der Skizze ist auf die Gipfelhöhe des 21-cm-Fernkampfgeschützes zu achten, dessen Zielentfernung mit 120 km angegeben ist. Mit 40000 m Gipfelhöhe fliegt das Geschoß hoch in die Stratosphäre hinein.





„Die deutsche Arbeitskraft

Eine blinkende Geschoßhülse wird auf der Drehbank abgedreht.



— das ist unser Gold!"

An Granaten schwererer Kalibers wird die letzte Hand gelegt.



Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht mit dem Oberbefehlshaber des Heeres Generalfeldmarschall von Brauchitsch.

Frontenwechsel

Von General d. Inf. z. V. Liebmann

Der Beginn des zweiten Kriegsjahres sah das deutsche Heer in einer Sicherungsaufstellung, die sich im Westen wie im Osten weit über die Reichsgrenzen hinaus erstreckte. Im Westen hatte sich seit dem Siege in Frankreich der zu deckende Raum gewaltig erweitert. Zu den besetzten Gebieten in Norwegen und Dänemark waren ganz Holland und Belgien sowie der größere Teil Frankreichs hinzugekommen. Eine Küstenstrecke von mehr als 4000 Kilometern, die Ausgangsstellung für den Kampf gegen England, war zu sichern. Gleichzeitig hatte aber auch die Lage im Osten umfangreiche Abwehrmaßnahmen nötig gemacht. Schon im Frühjahr 1940 hatte die Sowjetregierung begonnen, starke Kräfte an der Ostgrenze des Reichs und des Generalgouvernements zu versammeln. Nachdem die Sowjets sich entgegen allen Vereinbarungen in den Besitz der baltischen Staaten und des rumänischen Bessarabien gesetzt hatten, nahm ihr Aufmarsch immer bedrohlichere Formen an und zwang gebieterisch zu Gegenmaßnahmen. Im Lauf der Zeit mußten immer stärkere Teile des Heeres nach dem Osten verlegt werden. Auch in Rumänien rückten auf Wunsch der dortigen Regierung im Oktober 1940 Verbände des deutschen Heeres und der Luftwaffe ein.

In den Wintermonaten, in denen der Kampf gegen England allein von der Luftwaffe und Kriegsmarine weitergeführt wurde, rüstete sich das Heer für die neuen ihm bevorstehenden Aufgaben. Eine große Zahl von Divisionen wurde neu aufgestellt, die Kampfkraft der bestehenden verbessert und gesteigert. Die umfassenden Kampferfahrungen des Westfeldzuges wurden für das ganze Heer nutzbar gemacht. Wie im voraufgegangenen Kriegswinter setzte bei allen Verbänden eine harte, angespannte Ausbildungstätigkeit ein mit dem Ziel, die Führer auf alle Aufgaben vorzubereiten und die Leistungsfähigkeit der Truppe bis zum äußersten zu steigern.

Nach dem Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 wurde auch das Mittelmeer zum Kriegsschauplatz der Achsenmächte. Während des Herbstes kämpfte Italien dort allein gegen England. Im September traten italienische Truppen von Libyen aus zum Angriff gegen die britische Schlüsselstellung in Ägypten an und drangen bis Sidi el Barani vor. Ferner sah sich Italien Ende Oktober genötigt, gegen Griechenland einzuschreiten, um den fortwährenden Neutralitätsverletzungen zugunsten Großbritanniens ein Ende zu machen. Der italienische Angriff geriet jedoch in dem außerordentlich schwierigen Gebirgsgelände an der Südgrenze Albaniens ins

Stocken und ging von Dezember ab in einen für beide Teile verlustreichen Stellungskrieg über. England sah nunmehr eine Gelegenheit, die in Nordafrika erlittene Schlappe wettzumachen, verstärkte im Laufe des Herbstes seine Kräfte in Ägypten und trat am 9. Dezember längs der nordafrikanischen Küste zum Angriff gegen Libyen an. Im Verlauf der mit starker Überlegenheit unternommenen Offensive verloren die Italiener im Dezember und Januar die gesamte Cyrenaika; Ende Februar 1941 stand der Gegner mit seinen Spitzen nur etwa 500 Kilometer von Tripolis entfernt. Er fühlte sich seiner Sache nunmehr so sicher, daß er einen Teil der in Nordafrika stehenden Kräfte unbedenklich für sein in Vorbereitung befindliches Balkanunternehmen einsetzen zu können glaubte. Daß dies eine Fehlrechnung war, sollte sich bald zeigen. Die Achsenmächte betrachteten auch den Kampf in Nordafrika als gemeinsame Angelegenheit, und nun griffen deutsche Kräfte in den Kampf um Libyen ein.

Anfang Januar traf ein deutsches Fliegerkorps auf Sizilien ein und nahm im Verein mit der italienischen Luftwaffe den Kampf gegen die britischen Seestreitkräfte im Mittelmeer, den Flottenstützpunkt Malta und die feindlichen Flughäfen in der Cyrenaika auf. Von Mitte Februar wurde das von General Rommel geführte, vorwiegend aus Panzerformationen bestehende „Deutsche Afrikakorps" von Süditalien aus nach Tripolis überführt und gleichzeitig starke Teile der deutschen Luftwaffe dorthin verlegt. Noch während der Versammlung des Afrikakorps brachten die deutschen Flieger durch unermüdliche, unter den schwierigsten Bedingungen geführte Angriffe den Vormarsch der Briten endgültig zum Stehen. Das Ziel der nun beginnenden deutsch-italienischen Operation war aber weiter gesteckt: es galt, den Briten ihren Gewinn zu entreißen und ganz Libyen wieder in italienischen Besitz zu bringen. Die Aufgabe war in hohem Maße schwierig, da alle Vorteile sich zunächst auf seiten des Feindes befanden. Die wasserreiche Cyrenaika und die wichtigsten Häfen – Tobruk, Derna und Benghasi – waren in seinem Besitz; seine nach Ägypten führende Nachschublinie war zu Lande wie zur See gesichert. Die Streitkräfte der Achsenmächte dagegen hatten von Tripolis aus zunächst ein 400 km breites, menschenleeres und wasserloses Wüstengebiet zu durchschreiten, das nur von einer einzigen Straße durchzogen wird; zwischen ihnen und ihrer Nachschubbasis in Süditalien lag außerdem das Mittelmeer.

General Rommel stieß mit den zunächst ausgeschickten Aufklärungskräften am 22. Februar bis El Agheila an der Südostecke der Großen Syrte vor und sicherte sich damit eine geeignete Ausgangsstellung, hinter der das Korps im Laufe des Monats März aufmarschierte. Am 24. März trat er zum Angriff an. Am 31. durchbrachen deutsche und italienische Panzer, wirksam von den Fliegern unterstützt, die ausgebauten und zäh verteidigten britischen Stellungen östlich von El Agheila. Am 2. April wurde Agedabia genommen und schon am 4. der wichtige Hafen von Benghasi besetzt. Starke motorisierte Kräfte stießen gleichzeitig in nordöstlicher Richtung quer durch die Wüste vor, brachten dem Gegner am 6. April eine vernichtende Niederlage bei El Mechili bei und nahmen am 8. nach schwerem

Kampf den Küstenplatz Derna. Unaufhaltsam ging es nach Osten weiter; Tobruk wurde umgangen und eingeschlossen, am 12. April Bardia besetzt, kurz darauf Sollum und das Fort Capuzzo genommen.

Damit war den Briten in erstaunlich kurzer Zeit der gesamte, mit schweren Opfern erkaufte Geländegewinn wieder entrissen. Tausende von Gefangenen und umfangreiches Kriegsgerät waren den Siegern in die Hände gefallen; erneut war die britische Stellung in Ägypten unmittelbar bedroht. Seither sind alle Versuche der Briten, Sollum wiederzunehmen, an der libyschen Küste zu landen und den um Tobruk gelegten Ring zu sprengen, verlustreich gescheitert. Mitte Juni erlitt der Gegner bei dem Versuch, mit starken Panzerkräften auf Sollum vorzustoßen, eine neue schwere Niederlage, bei der er mehr als 200 Panzerkampfwagen einbüßte.

Schon vor der Niederlage Frankreichs waren die Blicke Englands auf Südosteuropa gerichtet gewesen. Hier ließen sich vielleicht noch Bundesgenossen gewinnen, hier winkte die Möglichkeit, Deutschland wirtschaftlich zu schädigen und militärisch durch eine neue Front zu fesseln. Hier bot sich vor allem die Aussicht einer Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, um deren Gunst sich die britische Regierung fortdauernd bemühte. Nach dem deutschen Siege in Frankreich und dem Kriegseintritt Italiens war die Lage im Südosten verändert; die franzöische Orientarmee fiel für weitere Pläne aus; für England bot jedoch das Festsetzen auf dem Balkan insofern einen noch größeren Anreiz, als dadurch seine bedrohte Stellung im östlichen Mittelmeer gefestigt und die Möglichkeit für einen Angriff gegen die italienische Ostflanke geschaffen werden konnte. Die britische Diplomatie und der berüchtigte Geheimdienst entfalteten daher im Winter 1940/41 in den Balkanstaaten eine von Tag zu Tag reger werdende Tätigkeit, deren Erfolg zunächst in einer Häufung von Sabotageakten im rumänischen Erdölgebiet sichtbar wurde. Soweit Rumänien betroffen wurde, hatte aber die deutsche Besetzung die britischen Pläne zunichte gemacht.

Von größerem Erfolg begleitet waren die britischen Bemühungen um Griechenland. Die dortige englandhörige Regierung bewegte sich seit dem Kriegseintritt immer offener im Fahrwasser Englands. Auf sein Geheiß lehnte Griechenland im Oktober 1940 die Forderungen Italiens ab und stand seitdem im Kriege. Die britische Hilfeleistung an den neuen Bundesgenossen beschränkte sich zu Lande zunächst auf die Besetzung Kretas; britische Fliegerstaffeln wurden aus Nordafrika nach Griechenland überführt und griffen in den Kampf an der albanischen Südgrenze ein; die britische Flotte trat nur in geringem Maße und ohne nennenswerte Erfolge in Tätigkeit.

Im Frühjahr 1941 nahmen die britischen Balkanpläne feste Formen an; es bestand kein Zweifel mehr, daß England die Überführung einer starken Expeditionsarmee nach Griechenland vorbereitete. Schon zu Beginn des italienisch-griechischen Konflikts hatte der Führer verkündet, daß Deutschland einer solchen Unternehmung, einer Wiederaufnahme der Saloniki-Idee des Weltkrieges, nicht tatenlos zusehen würde; nunmehr handelte er mit gewohnter Entschlossenheit. Am 1. März erlitt England durch den

Vom äußersten Norden Norwegens —



über die flandrischen Dünen —



über die Steinufer des Kanals —

— und die französische Atlantikküste



bis in die Sonnenglut Nordafrikas



reichte die deutsche Front vor dem Balkanfeldzug

Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt eine neue diplomatische Niederlage; am 2. März rückten mit Einverständnis der bulgarischen Regierung deutsche Truppen in Bulgarien ein. Als dann am 25. März sich auch Jugoslawien zum Anschluß an den Dreimächtepakt bereit fand, schien es, als ob die deutschen Bemühungen, dem Südosten den Frieden zu erhalten, trotz aller von außen kommenden Quertreibereien doch noch von Erfolg gekrönt sein würden. Da brachte am 27. März die Belgrader Militärrevolte einen völligen Umschwung. Die von der neuen jugoslawischen Regierung angeordnete Generalmobilmachung und blutige Ausschreitungen der serbischen Bevölkerung gegen Volksdeutsche, die rasch an Ausdehnung gewannen, zeigten mit aller Deutlichkeit, daß Jugoslawien den Einflüsterungen Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika, vor allem aber – wie man heute weiß – dem Druck der Sowjetunion erlegen war und sich gegen die Achsenmächte stellte. Gleichzeitig war die Landung starker britischer Kräfte in Griechenland zur Tatsache geworden. Damit ergab sich eine Lage, die gebieterisch militärische Gegenmaßnahmen erforderte. Diese konnten bei der überraschenden Entwicklung der Dinge nicht von langer Hand vorbereitet sein; in kürzester Frist mußten vielmehr entscheidende Entschlüsse gefaßt und in die Tat umgesetzt werden. Die deutsche Führung erwies sich auch dieser Aufgabe in vollem Umfange gewachsen.

Der von Deutschland gemeinsam mit den Verbündeten aufgestellte Operationsplan sah einen gleichzeitigen Angriff gegen Jugoslawien, Griechenland und die dort gelandeten britischen Kräfte vor. Während deutsche und ungarische Truppen das jugoslawische Staatsgebiet von Norden angreifen und italienische von Norden und Süden längs der dalmatinischen Küste vorstoßen sollten, hatte die in Bulgarien aufmarschierte deutsche Armee in westlicher und nordwestlicher Richtung gegen Griechenland vorzugehen. Damit sollte von vornherein eine Trennung der Jugoslawen von den Griechen und Engländern herbeigeführt und die in Thrazien stehende Ostarmee von ihren nach Westen laufenden Verbindungen abgeschnitten werden; ferner zielte die Operation auf eine frühzeitige Vereinigung mit den in Albanien kämpfenden Italienern ab.

Am 6. April trat die deutsche Südarmee unter Führung des Generalfeldmarschalls List aus dem westlichen Bulgarien zum Angriff an. Ihr folgten am 8. April weitere Teile der Armee – Panzer- und Infanteriedivisionen –, die aus dem Raum um Sofia zum Angriff gegen Mittelserbien vorgingen, während die unter dem Befehl des Generalobersten Frhr. v. Weichs stehende deutsche Nordarmee ihren Aufmarsch in Kärnten, Steiermark und Westungarn beendete und am 10. April zum Angriff antrat.

Auf die Einzelheiten der deutschen Operationen sei hier nicht eingegangen; über sie wird an anderer Stelle berichtet. 24 Tage genügten, zwei von den feindlichen Großmächten verführte Staaten niederzuwerfen, die

Die Bilder auf den beiden vorigen Seiten zeigen: Das nördlichste Feldpostamt der Wehrmacht – Hammerfest (Seite 110 oben); Pak-Übung an der belgischen Küste (Seite 110 unten); MG-Posten an der bretonischen Küste (Seite 111 oben); Geschütz in Feuerstellung vor Tobruk (Seite 111 unten).



Oktober 1940: Rumänien

Im Oktober 1940 zogen auf Wunsch der rumänischen Regierung deutsche Lehrtruppen in Rumänien ein. Auf dem Bild: Der rumänische König Michael; rechts der Befehlshaber der deutschen Truppen, links Marschall Antonescu, der Staatschef des neuen Rumäniens.

britische Hilfsarmee vom Festlande hinwegzufegen und die neue Einfallspforte, die England sich in Südosteuropa zu schaffen gedachte, zu schließen. Was zu tun übrigblieb, war die Besetzung der griechischen Inseln. Sie wurde in den ersten Maiwochen durch deutsche, italienische und bulgarische Truppen ohne wesentliche Kämpfe durchgeführt. Nur die wichtigste Insel, Kreta, blieb noch in der Hand des Feindes.

Der Balkanfeldzug war trotz seiner Kürze für die beteiligten Truppen alles andere als ein militärischer Spaziergang. Zwar stand die deutsche Überlegenheit von vornherein so fest, daß die deutsche Führung sich mit



Mitte Februar 1941: Nordafrika

Im Februar ging unter Führung des Generals Rommel das „Deutsche Afrikakorps" nach Nordafrika. Das Bild zeigt die Ausschiffung von deutschem Kriegsmaterial im Hafen von Tripolis.

dem Einsatz einer im Verhältnis zur zahlenmäßigen Stärke des Gegners erstaunlich geringen Anzahl von Divisionen begnügte. Auch diese war noch zu hoch gegriffen, denn es zeigte sich bald, daß der Gegner weder der Führung, noch der kämpferischen Kühnheit, noch auch dem militärischen Können des deutschen Soldaten Gleichwertiges entgegenzustellen hatte. Außerordentliche Schwierigkeiten aber setzte das Gelände dem Angreifer entgegen. Gewaltige Höhenunterschiede, Wegelosigkeit, Armut an Wasser und Holz und ungünstige klimatische Bedingungen waren zu überwinden und stellten an die Ausdauer der Truppe und die Güte des Materials die höchsten Anforderungen. Aber die deutschen Truppen waren auf diese Schwierigkeiten gefaßt und wußten, ihnen zu begegnen. Panzerverbände kämpften und siegten in einem Gelände, das bis dahin für unpassierbar gegolten hatte; motorisierte Einheiten erzielten auf schlechtesten Wegen Marschleistungen, die ans Unglaubliche grenzen; Gebirgs- und Infanteriedivisionen vollbrachten, namentlich beim Durchbruch durch die mit stärksten Mitteln befestigte feindliche Gebirgsstellung in Thrazien, Wunder an Kühnheit und Ausdauer. Auf grundlosen Wegen, über gesprengte Brücken und Straßen, auf Steinhalden und Geröll, in engsten Felsenpfaden und durch reißende Gewässer, über himmelhohe Pässe und kahle Felsenrücken hinweg ging der Siegeszug des deutschen Heeres, das in wenigen Wochen die Briten ins Meer jagte und den von London und Moskau geschürten Kriegsbrand auf dem Balkan löschte.

Die Insel Kreta war – wie erwähnt – im Herbst 1940 von den Briten besetzt und im Verein mit der griechischen Garnison zu einem starken Stütz-

Anfang März 1941: Bulgarien



Nach dem Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt rückten mit dem Einverständnis des bulgarischen Königs und der Regierung deutsche Streitkräfte zur Sicherung des Balkanfriedens in Bulgarien ein. Das Bild zeigt ein deutsches Geschütz an der Küste des Schwarzen Meeres.

punkt der britischen Flotte und Luftwaffe ausgebaut worden. Teile der britischen Expeditionsarmee hatten sich nach ihrer Flucht vom Festlande dorthin zurückgezogen; nach Churchills Ausspruch sollte die Insel bis zum letzten Mann gehalten werden. Die deutsche Führung war nicht gewillt, dem Gegner dieses Bollwerk zu lassen, das seine Afrikafront in der Flanke sicherte und von dem aus er die Küsten und Gewässer Griechenlands ständig zu bedrohen in der Lage war. Da eine Landung auf dem Seewege angesichts der weit überlegenen feindlichen Flotte nicht in Frage kam, faßte der Führer den unerhört kühnen Entschluß, Kreta auf dem Luftwege zu erobern. Über die Kämpfe auf Kreta wird an anderer Stelle berichtet. Am 1. Juni war die Insel und damit ein wichtiger Stützpunkt in der Hand der Achsenmächte.

Nach der Belgrader Militärrevolte (27. März 1941) brach Jugoslawien aus der Friedensfront aus, nachdem es zwei Tage vorher dem Dreimächtepakt beigetreten war. Die zwangsläufige Folge war:



6. April 1941: Der Balkankrieg

IV. KAPITEL

Sand, Sonne, Sieg ...

Deutsche Soldaten in Afrika

Um die Mitte des September 1940, etwa zwei Monate nach dem Eintritt Italiens in den Krieg, begannen die italienischen Streitkräfte in Libyen ihre Offensive gegen den Feind in Nordafrika, der Ägypten bis zur Grenze an der Cyrenaika besetzt hielt. Am 15. September überschritten italienische und libysche Truppen die Grenze. Schon einen Tag später konnte das Hauptquartier der italienischen Wehrmacht melden, daß das britische Grenzfort Sollum von italienischen Vorhuten besetzt sei. Bei diesem ersten Kampf verlor der Feind rund 50 Panzerwagen, und zahlreiche brennende Lager kennzeichneten den Rückzug des geschlagenen Gegners.

Bis Sidi el Barani drangen die italienischen und libyschen Truppen vor, stets im härtesten Kampf gegen den gutgerüsteten Feind und dessen Seestreitkräfte, die vom Meer her die Vormarschstraßen und Stellungen des italienischen Bundesgenossen unter Feuer nahmen.

Während die italienische Luftwaffe vor allem die Stützpunkte des Feindes und insbesondere Marsa Matruk – gelegentlich auch Alexandria, Kairo und Abukir – unter Feuer nahm, konzentrierten die Briten ihre Luftangriffe ohne wesentliche Erfolge auf die italienischen Häfen Tripolis, Benghasi, Derna, Tobruk und Bardia.

Bei dieser beiderseitigen Fliegertätigkeit, bei Vorstößen von Spähtrupps, Geplänkeln von vorgeschobenen Panzerkampfwagengruppen blieb es bis zum Anfang des Monats Dezember.

Seit Oktober 1940 stand Italien an der albanischen Grenze in hartem Kampf gegen Griechenland, das durch zahlreiche Neutralitätsbrüche seine feindselige Einstellung zu den Achsenmächten bekundet hatte.

England beschränkte sich zu dieser Zeit noch darauf, Lehr- und technische Formationen und Kriegsmaterial nach Griechenland zu entsenden. Daneben aber verstärkte es systematisch seine Streitkräfte in Nordafrika.

Anfang Dezember wurde dann die durch Neuseeländer, Australier, Südafrikaner verstärkte britische Armee unter dem Oberbefehl des Generals Wavell zum Angriff aufgestellt, und am 9. Dezember begann die Offensive gegen die Italiener. Waren es bisher nur Panzerverbände geringer Stärke gewesen, die mit den italienischen Vorhuten in Fühlung geblieben waren, so griffen im Morgengrauen dieses Tages bereits ganze Divisionen an. Südlich von Sidi el Barani leisteten italienische Verbände, darunter

die Schwarzhemdendivision „3. Januar“ und die 1. libysche Division heldenhaften Widerstand, mußten sich aber auf Sidi el Barani zurückziehen.

Erbitterte Kämpfe folgten, und beide Seiten erlitten schwere Verluste. Sandstürme von außerordentlicher Heftigkeit behinderten den Einsatz der italienischen Luftstreitkräfte gegen die britischen Panzer. Die Zone von Sollum bis Bardia wurde zum Schauplatz von Kämpfen, wie die Wüste sie noch nicht erlebt hatte. Zwei Divisionen wurden in Bardia eingeschlossen. Fünfundzwanzig Tage lang verteidigten sie sich unter General Bergonzoli gegen eine überwältigende Übermacht, bis Bardia fiel, ohne daß die Briten sich zunächst des tapferen Verteidigers bemächtigen konnten.

„Wir haben einen Sieg errungen, der von grundsätzlicher Bedeutung für die Verteidigung Ägyptens ist“, erklärte nach dem erfolgreichen Beginn der britischen Offensive Ministerpräsident Churchill im britischen Unterhaus.

In der Tat ging die Küste der Cyrenaika an die britischen Streitkräfte nach heroischem Widerstand zunächst verloren. England schien die Bedrohung seiner westlichen Grenze in Ägypten los geworden zu sein und glaubte, nunmehr alle Kräfte auf die Vorbereitung des Balkankrieges konzentrieren zu können.

Die beiden Achsenmächte hatten vom ersten Kriegstage und namentlich vom Eintritt Italiens in den Krieg an den Kampf gegen England stets als eine gemeinsame Sache betrachtet. Daran hatten auch die mehrfachen Störungsversuche Churchills nichts geändert, der direkt oder durch Vermittlung amerikanischer Vertrauensleute Roosevelts immer wieder versucht hatte, Italien von Deutschland zu trennen. Am 15. November hatte in Innsbruck eine Besprechung des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht Generalfeldmarschall Keitel mit Marschall Badoglio über die gemeinsame Kriegführung stattgefunden. Daß diese Kriegführung sich nicht allein auf den Krieg schlechthin, sondern auch auf die Kriegsschauplätze bezog, hatte sich schon darin gezeigt, daß italienische U-Boote an der Schlacht im Atlantik und italienische Bombenflugzeuge im Luftkampf gegen England teilgenommen hatten.

Mit dem Beginn des Jahres 1941 trafen Abteilungen der deutschen Luftwaffe in Italien ein, um zunächst von Sizilien, später auch von nordafrikanischen Plätzen aus den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

Wenig später folgten Verbände des deutschen Heeres, namentlich der Panzerwaffe, die unter dem Befehl des Generals Rommel von Süditalien nach Nordafrika übersetzten, und die nun gemeinsam mit italienischen und libyschen Streitkräften den Briten an der nordafrikanischen Küste entgegentraten.

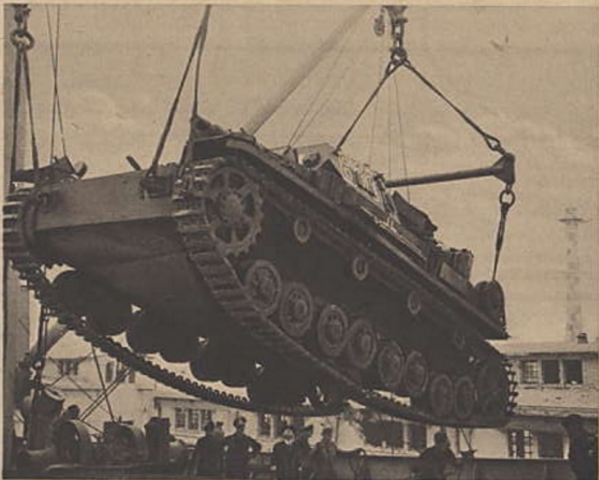
„Wenn in den Monaten dieses Winters in erster Linie unser Verbündeter die ganze Kraft der britischen Angriffe zu ertragen hatte, dann wird von jetzt ab die deutsche Wehrmacht ihren Teil an diesen Lasten wieder übernehmen“, erklärte am Heldengedenktag 1941 der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht.

Am Morgen des 24. Februar trafen Abteilungen des Afrikakorps südöstlich von Agedabia mit englischen Panzereinheiten zusammen, und Churchill mußte zum erstenmal vor der Öffentlichkeit die Anwesenheit deutscher Formationen in Nordafrika zugeben, so sehr er sich auch bemühte, die erste Berührung zwischen englischen und deutschen Panzerkräften zu bagatellisieren.

Bald aber erfolgte ein Vormarsch der deutschen Verbände, wie die Welt ihn zweifellos nicht erwartet hatte. Wie dieser Vormarsch mit verhältnismäßig schwachen Kräften gegen einen weit überlegenen Feind in einer geradezu überwältigend kurzen Zeit gelang, muß einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben. Schon einen Monat nach der ersten

Die nordafrikanische Mittelmeerküste vom französischen Tunis bis zu dem unter britischem Einfluß stehenden Ägypten. Zwischen Benghasi, der Hauptstadt der Cyrenaika, und Sollum, dem westlichsten Hafen Ägyptens am Rande der libyschen Hochebene, spielten sich die Kämpfe ab, die im zweiten Kriegsjahr nacheinander einen italienischen, einen britischen und einen deutsch-italienischen Sieg sahen.





Der im Januar 1941 an der Mittelmeerfront eingesetzten deutschen Luftwaffe folgten wenig später unter dem Oberbefehl des Generals Rommel Verbände des deutschen Heeres, insbesondere der Panzerwaffe. Unsere Aufnahme zeigt die Ausladung deutscher Kampfwagen in Tripolis.

Fühlungnahme mit dem Feind konnten Verbände des Afrikakorps El Aghaila in der Syrte besetzen. In den ersten Tagen des Monats April fiel Marsa el Brega, und am 5. April konnte das Oberkommando der Wehrmacht bekanntgeben, daß die Hauptstadt der Cyrenaika, Benghasi, dem Feind wieder entrissen war. Welche Rolle die Luftwaffe hierbei spielte, wird in einem Bericht über die Luftwaffe im 2. Kriegsjahr geschildert.

Nur noch drei wichtige Stützpunkte lagen von nun ab zwischen der Spitze der deutschen Verbände und der ägyptischen Grenze, nämlich Derna, Tobruk und das an sich weniger bedeutende Bardia. So ungestüm war der deutsche Vormarsch, daß Derna schon am 8. April erreicht werden konnte. Drei Tage später war Tobruk, der hervorragend befestigte Hafen der Marmarica, eingeschlossen. Einen weiteren Tag später war Bardia, der Schauplatz des heroischen italienischen Widerstandes, besetzt und die ägyptisch-libysche Grenze erreicht. Diese Erfolge wurden errungen, während gleichzeitig in Jugoslawien und Griechenland schwere Kämpfe gegen den Versuch der britischen Invasion in Südosteuropa geführt wurden. Bis nach Sollum stießen deutsche und italienische Verbände vor, dem westlichsten Stützpunkt der Briten in Ägypten.

Damit war das italienische Nordafrika vom Feinde befreit. Die Cyrenaika



Nachdem Verbände des Deutschen Afrikakorps bei El Aghaila erste Fühlung mit dem Feind genommen hatten, begann der große deutsch-italienische Vormarsch an der Küste Libyens. Agedabia war der erste größere Ort, der den britischen Verbänden entrissen werden konnte.

Über Benghasi, Derna und Tobruk wurde die ägyptisch-libysche Grenze erreicht und überschritten. Fort Capuzzo und dann Sollum fielen in die Hände der Deutschen und Italiener. Libyen war frei vom Feind, der im zweiten Kriegsjahr seine Niederlage nicht wieder gutmachen konnte.



war wieder fest in der Hand der Achsenmächte. Man wird sich schwer vorstellen können, welch ungeheure Anforderungen im Lauf dieses Vormarsches und der Kämpfe mit den Briten an die Angehörigen des Deutschen Afrikakorps gestellt wurden. Bei glutheißen Tagen und kalten Nächten, bei ständigem Wassermangel hatten die deutschen Soldaten, die keine Zeit gehabt hatten, sich an das Klima zu gewöhnen, in ständigem Kampf Tag für Tag Strecken zurückzulegen, für die die Briten Wochen benötigt hatten.

In dem felsigen und bergigen Gelände bei Sollum erst faßten schließlich die Briten den Entschluß, durch eine Gegenoffensive den verlorenen Boden zurückzugewinnen oder wenigstens das eingeschlossene Tobruk zu entsetzen. Bei diesem Versuch kam es zu der größten Panzerschlacht, die es im Verlauf des nordafrikanischen Kampfes gegeben hatte, zu der größten Panzerschlacht überhaupt, die die Kriegsgeschichte vor dem deutsch-sowjetischen Krieg kannte. Über diese Schlacht, die für die Engländer erfolgslos und verlustreich ausging, wird in einem folgenden Abschnitt ausführlich berichtet.

Der zweite Versuch der Briten, Italiens nordafrikanische Kolonie zu überrennen, war damit gescheitert. Im zweiten Kriegsjahr gelang es dem Feind nicht, auch nur einen Fußbreit italienisch-nordafrikanischen Bodens zu gewinnen; er erreichte sein Ziel nicht, Italien seiner gesamten Besitzungen in Afrika zu berauben und sich im Mittelmeer an der Küste Libyens neue Stützpunkte zu verschaffen. Die britische Propaganda versuchte zwar, den Besitz der Küste als belanglos hinzustellen, aber die harten Angriffe der Briten bei Sollum und die ständigen Versuche der Besatzung von Tobruk, aus dem Fort auszubrechen und den Deutschen und Italienern den Nachschub abzuschneiden, bewiesen das Gegenteil.



Britischer Posten in der nordafrikanischen Wüste. (Die Aufnahme wurde vom Feind gemacht.)



In einer Zisterne, einer zum Auffangen des Regenwassers in den Fels gehauenen Höhle, hat ein Gefechtsstand Quartier genommen. Hier ist es kühl und außerdem bombensicher.

Mark II verliert…



Panzerschlacht an der ägyptischen Grenze

Von Kriegsberichter HG. Frhr. v. Esebeck

Der Halfayapaß ist die weitest vorgeschobene Stellung. Ein Bataillon Infanterie, verstärkt durch Flak, und eine italienische Batterie bilden die Besatzung. Auf zwei Wegen gelangt man zu ihr, die Piste nehmend, jenseits Capuzzo quer durch die Steinwüste, an den Steinhaufen von Qualala vorbei, oder über Sollum. Hier führt die gute Straße mit festem Untergrund durch Obersollum, fällt dann mit steilen Kurven herab, eng an die schroffen Felshänge sich schmiegend, geht durch Untersollum an einem zerschossenen Araberdörfchen vorüber und mündet endlich in einer grandiosen Aufwärtsbewegung am Halfayapaß. Wadis mit steilen, unpassierbaren Schluchten reihen sich aneinander. Fern blinkt das Meer. Es ist eine großartige Landschaft, aber grausam zugleich, denn Steine, Staub und Sonne sind seine Herren. Nicht der Mensch. Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal die anspruchslosen Kameldornbüschel gibt es hier. Sonne und Wind dulden nichts neben sich.

Auf der Höhe des Passes weitet sich das Land wieder in die Unendlichkeit ineinander übergehender Tafelberge. Verstreut liegen unsere Stellungen, Igeln vergleichbar, die bereit sind, nach allen Seiten sich zu wehren. Am Abend, wenn es kühl wird, kann man das Meer riechen. Es weht ein feiner Duft von feuchtem Salz über die Steine. Die Männer haben ihr Hemd

Bild oben: Ein motorisiertes 15-cm-Geschütz auf dem Marsch durch die staubige Piste vor Sollum.



Das Gelände in Nordafrika ist keineswegs gleichmäßig. Harter, kiesiger Boden, mit dürren Disteln bewachsen, erinnert kaum an den Begriff „Wüste". Hier kommt man noch leidlich vorwärts.

angezogen, den verblichenen Rock und manche den Mantel. Es ist bitter kalt in den Nächten.

Am Morgen des 15. Juni rollen drunten im Tal und oben auf den Paß zu englische Panzer. Es sind Mark II, ganz neue Typen, die bisher für

Dann aber ändert sich das Bild. Der harte Boden wird plötzlich zu Sand, und unsere Soldaten haben mühselig durch tiefe Dünen zu waten, wie man sie kaum an der Meeresküste kennt.



unbesiegbar galten, denn die bislang panzerbrechenden Waffen vermochten ihnen nichts anzuhaben. Sie sind klein. Ihre Raupenketten sind geschützt. Nur Artillerie oder unsere Flak vermag sie zu bekämpfen.

Im Tal bleiben die ersten Panzer zwischen der Minensperre liegen. Infanterie, die auf Lastwagen folgt, verschwindet in einem der Wadis, um sich von dort vorzuarbeiten.

Vor dem Paß haben die Ungetüme jetzt nur noch 400 Meter bis zur deutschen Stellung. Infanterie, in Reihe, dicht aufgeschlossen, folgt. Kein Schuß ist bisher gefallen. Aber jetzt, mit einem Schlag donnert und birst es von den Wadirändern herüber. In direktem Schuß feuert die Flak, und ein Mark II nach dem anderen steht in lodernden Flammen. MG., Pak und Gewehre empfangen den Tommy. In dichten Reihen stürzen sie. Aber die anderen nehmen nicht Deckung, sondern laufen mit langen Schritten hintereinander weiter. Es dauert dieses Schauspiel nicht lange. Kaum einer entkommt. Der Boden ist mit Toten besät. Eigene Verluste gibt es kaum.

Später erneuert der Engländer seinen Angriff. Er wird immer wieder abgewiesen. 14 Mark II liegen jetzt vor unserer Stellung. Die Besatzungen sind zumeist verbrannt. Am Nachmittag überschüttet der Feind unsere Männer mit einem wahren Trommelfeuer. Die Kameraden der italienischen Artillerie antworten. Schuß um Schuß. Der Batteriechef steht ungeachtet des Feuers auf einer Leiter, um das Feuer zu lenken. Übermenschliches wird geleistet, und keiner steht dem anderen an treuer Waffenkameradschaft nach. Abends wird es offensichtlich, daß der Halfayapaß abgeschnitten ist. Kein Wasser, keine Verpflegung. Man muß durchhalten. Man wird durchhalten. Die Männer wissen, daß von ihnen alles abhängt.

*

Was ist geschehen? Mit starken Kräften, ungefähr zwei Divisionen, ist der Feind in der Frühe in breiter Front vorgebrochen. Er erreicht Capuzzo, das italienische Fort an der Grenze, stößt später von hier nach Obersollum, das in seinen Besitz gerät. Ziel bis zum 16. abends ist Bardia. Gleichzeitig sind starke Kräfte vom Süden her unterwegs, um unsere Einheiten zu umfassen, abzuschnüren und den Weg nach Tobruk aufzubrechen.

Mittwoch abend, so hat General Wavell es befohlen, muß die Festung entsetzt sein. Alles ist gut vorbereitet. Der Aufmarsch vollzieht sich fast mit den gleichen Kräften wie damals, als England seine Offensive in die Cyrenaika hineintrug und bis Tripolitanien vorstieß. Nur ein Unterschied bleibt festzustellen: zum erstenmal kommt Wavell mit Massen von Mark II. Mit ihnen will er sein Ziel erreichen. Sie sind neu eingetroffen und werden das Wunder vollbringen, dessen England nach den vergangenen Ereignissen so dringend bedarf, auf das aber auch die eingeschlossene Besatzung von Tobruk sehnsüchtig wartet. Denn dort, das ist kein Geheimnis, wird der Mangel an Wasser und Munition spürbar.

Alle Voraussetzungen für einen Erfolg waren gegeben, sogar die der Überraschung. Nur einen Fehler wies die Aufstellung des englischen Feldherrn auf. Er hatte nicht mit seinem Gegenspieler Rommel gerechnet.

Zur gleichen Stunde, in der sich die englischen Kolonnen vorwärts bewegten, waren auch unsere Marschgruppen angetreten, um jene, die uns einschließen wollten, nun selbst einzuschließen. Wieder, wie einst in den Vormarschtagen, wurde das Äußerste an Einsatz verlangt. Im großen Treck zog Kolonne hinter Kolonne durch den mahlenden Pistenstaub.

In der Frühe des 16. Juni war der Aufmarsch beendet. Ein erster Frontalangriff der Panzer auf Capuzzo wurde abgeschlagen, da der Ruinenhaufen des Forts mit Pak und Mark II gespickt war. An Capuzzo vorbei ging es nun zur umfassenden Bewegung über. Und nun prallten Panzer auf Panzer. Ein beispielloses, ungeheuerliches Schauspiel, daß mehrere hundert Panzer zusammenstoßen und im wogenden Auf und Nieder einer Seeschlacht einander packen, um sich nicht mehr loszulassen.

Der erste Tag endet allein bei einem Panzerregiment mit rund 45 Abschüssen der unüberwindlichen Mark II. Am 17. Juni aber dauert der Kampf den ganzen Tag. Überall tauchen sie auf, die kleinen Stahlfestungen, überall sind sie in Haufen und Massen. Aber es geht vorwärts und weiter, dem Gegner an die Gurgel. Am Mittag schon ist es offensichtlich, daß er sich zurückzieht, daß er die Schlacht aufgibt.

75 Panzer, zumeist Mark II, und eine Reihe „Schlachtkreuzer" liegen zerstört allein an unserem Wege. Es ist geschafft. Am Abend wird der Halfayapaß erreicht und entsetzt. 214 Panzer hat der Feind verloren. Die ruhmreiche Division Wavells, die einst für unbezwingbar galt, kann noch rund 27 Panzer durch die Wüste retten. Unsere Verluste sind gering. Bombenangriffe der zu diesen Tagen massierten englischen Luftwaffe

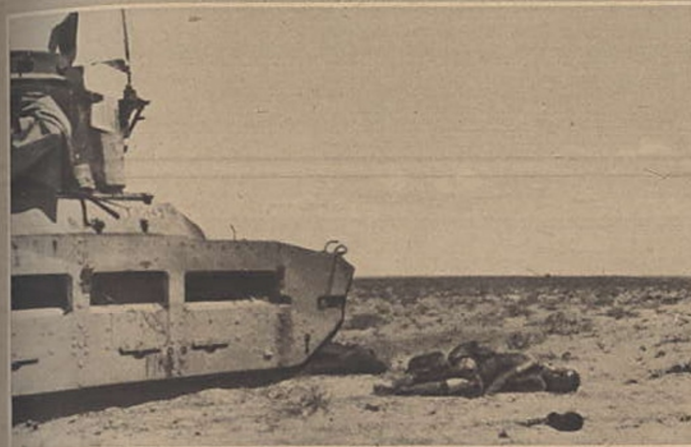
Tobruk wurde bei dem deutschen Vormarsch umgangen; immer wieder versuchten die Briten verzweifelt einen Durchbruch, aber jeder Versuch scheiterte an der deutsch-italienischen Abwehr (unser Bild zeigt eine Batterie vor Tobruk). Um Tobruk zu entsetzen, wurde in der Hauptsache die fehlgeschlagene Offensive unternommen, von der auf diesen Seiten berichtet wird.





Mitte Juni glaubten die Engländer durch eine Offensive die in und bei Sollum von deutschen und italienischen Streitkräften gehaltenen Stellungen überrennen und wenigstens das eingeschlossene Tobruk entsetzen zu können. Sie griffen mit starken Kräften den Halfayapaß und Sollum an und führten — in Afrika zum erstenmal — den Panzerkampfwagen Mark II ins Treffen, der für unbesiegbar galt. Auch diese stählernen Giganten konnten die britische Niederlage nicht verhindern. Oben und unten: Zerschossene britische Kampfwagen.





Oben: Das ist der „Mark II", auf den die Briten große Hoffnungen setzten. Im Kampf bei Sollum erlitt die britische Panzerwaffe in Nordafrika eine bis dahin noch nicht dagewesene Niederlage. Drei Tage dauerte die Schlacht. Am ersten Tag schon erledigte ein deutsches Panzerregiment 45 Gegner, ausschließlich Mark II. Außerordentlich war bei diesem Kampf der Erfolg der deutschen Flak. Eine einzige Batterie schoß 34 der schweren englischen Panzerwagen ab. Ritterkreuze waren die Belohnung für diese Waffentat (Bild unten).



fordern bei einer Panzereinheit nur vier Verletzte. Tiefangriffe richten nichts aus. Die überlegene Führung und der unbändige Angriffsgeist hatten den Sieg davongetragen.

*

Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß unsere Flak einen sehr bedeutenden Anteil am Erfolge hatte. Sie leistete Übermenschliches. Sie bewies Tapferkeit ohne Maß. Mit den Panzern vorrollend, mußte sie teilweise vor den Panzern den Mark II zu Leibe gehen. Aus ungedeckter Stellung auf eine Entfernung von oft nur 800 Metern eröffnete sie das Feuer und schoß Panzer um Panzer ab, ungeachtet des Feuers, das der Gegner aus allen Rohren gegen die todbringende Waffe eröffnete.

Offizier und Mann, Kanonier und Fahrer gaben ihr letztes her, und nur wer die Männer gesehen hat, die, verkrustet von Schweiß und Staub, die Haut in Fetzen von der verzehrenden Sonne und dem trocknenden Winde, jeden Abschuß mit Jubel begleiteten, der vermag die ganze Köstlichkeit dieses einzigartigen Sieges zu ermessen, der auf der Kraft und der Einzigartigkeit unserer Waffen beruht.

*

Es ist die Eigenart des afrikanischen Krieges, daß auch wiederum eine Reihe von schier unglaubhaften Einzeltaten zu verzeichnen ist. Nach Fort Capuzzo fährt ein Panzeroffizier mit Munition, schiebt den englischen Posten des Forts beiseite und holt sich zwanzig deutsche Kameraden heraus, die in Gefangenschaft geraten waren. Ein Feldwebel überwältigt eine Wache, nimmt sie zu den deutschen Stellungen mit. Am Halfayapaß überrascht ein Küchenwagen einen Mark II. Die Besatzung sitzt in der Sonne und döst. Sie wird gefangen, der Panzer an den Küchenwagen gehängt und abgeschleppt. Auch die italienische Batterie muß erwähnt werden, die weiterschießt, als ein Volltreffer in ihre Stellungen haut, und die sich ihre Munition aus dem Hinterlande holt, als sie auszugehen droht. Es ist das Kennzeichen dieser Tage, daß es nicht eine Stunde des Besinnens oder der Zweifel gab, sondern nur die alleinige Gewißheit, daß wir den Engländer schlagen werden, wenn er sich wirklich stellen wird.



Der Eingang zu einem Bunker vor Tobruk. Die Bunker sind zu einem großen Teil in den steinigen Boden gesprengt, von außen und oben also kaum wahrnehmbar. Daraus erklärt sich die Zähigkeit der Verteidigung von Tobruk. Die Befestigungen stammen aus der italienischen Zeit und mußten von den Italienern nur deswegen aufgegeben werden, weil — im Gegensatz zu der Besetzung durch die Briten — ein Nachschub vom Meer her nicht möglich war.



Ein während der Kämpfe verwundeter und in Gefangenschaft geratener britischer Soldat wird von deutschen Sanitätssoldaten betreut. ● Unten: Durch einen kühnen Handstreich gelang es im April 1940 Soldaten des Deutschen Afrikakorps, sechs englische Generale, darunter die hervorragendsten Mitarbeiter des britischen Oberkommandierenden General Wavell, gefangenzunehmen.



Viermotoriger Fernkampfbomber.



Mit Fernkampfbombern im Mittelmeer

Von Major Carl Cranz

Was die Beherrschung des toten Stoffes und der Maschine durch Menschengeist und -willen vermag, hat dieser Krieg tausendfach neu erwiesen. Die Überwindung von Meeren und Ländern in einem einzigen taktischen Vorstoß im großen Rahmen der Gesamtkriegsführung als Voraussetzung für die Wirksamkeit unserer jüngsten Waffe ist zur Übung und Regel geworden. Fachkreise der Luftfahrt hielten noch vor verhältnismäßig wenigen Jahren das Überfliegen der Nordsee mit Landflugzeugen für Selbstmord. Schon die ständigen Einsätze unserer Kampfverbände im Winter 1939/40 über der Nordsee, die Angriffe auf bewaffnete Handelsschiffe und die britische Heimatflotte um Scapa Flow, im Firth of Forth, in der Themsemündung brachten — häufig bei bis zu 30° Kälte — Tag- und Nachtflüge über See von 8—10 Stunden mit sich. Die Flüge unserer Kampfstaffeln von Stavanger bis Narvik und zurück waren ähnliche Dauerleistungen. Die Einsätze unserer Fernkampfverbände auf dem Kriegsschauplatz Östliches Mittelmeer — Nordafrika über Meeres- und Wüstenstrecken von Tausenden von Kilometern aber erfolgten überdies noch unter völlig neuartigen Begleiterscheinungen und Widerständen. Das gilt vor allem von den tief ins Hinterland der Fronten führenden Angriffen auf den Suezkanal, der seit dem Eingreifen deutscher Fernkampfverbände auf dem Kriegsschauplatz Nordafrika nicht mehr zur Ruhe kommt. Das Mittelmeer mit seinen in die Weiten des einstigen britischen Weltreiches weisenden Trutzfesten Gibraltar — Malta — Cypern — Alexandria aber ist damit im Begriff, für England praktisch wieder zu werden, was es einst war, als dieses gleiche England jahrzehntelang zäh und verbissen aus politischen Gründen den Bau des Suezkanals hintertrieb: ein Binnenmeer.

Es ist eine helle Mondnacht, als unsere Staffeln nach langem Anflug aus der Ferne Alexandria sichten. Im weiten Umkreis der Stadt geistert das Blendwerk der Scheinwerfer und der Flak in den nächtlichen Himmel. Was die Männer hinter den Steuerknüppeln und Navigationsinstrumenten, hinter den Funkgeräten, Maschinengewehren und Bombenvisieren einst zu Hause von der 5000 Jahre alten Geschichte der Könige

und Pharaonen dieser Landschaft, von dem Zauber der Überlieferung ihrer fernen Jahrhunderte, dem ewigen Wechsel der Machtkämpfe um dieses Stück Erde hörten und lasen, die so alt und so wechselvoll sind wie das Gewirr des Nildeltas unter uns und seiner alljährlichen Überschwemmungen, was sie an Vorstellungen von der bunten und abenteuerlichen Fülle der Sagen und Märchen des Orients, der „Tausendundeiner Nacht", in die sachliche Aufgabe dieser Kriegsflüge des Jahres 1941 mitgenommen haben, das bleibt in dem nächtlichen Feuerwerk von Alexandria hinter uns. Von nun an gilt jeder Gedanke dem Ziel.

Schon über dem breiten Stromdelta grüßt es uns von ferne. Einstweilen gelten noch den zahlreichen vor uns fliegenden Kameraden die roten Leuchtgranaten und die vielen weißen Leuchtbomben. Wie schnurgrade ausgerichtet von Nord nach Süd schweben sie über der gefährdeten Wasserscheide. Nervös suchen die langen weißen Arme der Scheinwerfer den Himmel ab. Die Feuerstöße der „Roten Mäuse" fahren dazwischen wie wundersame Kometen. In exakten Zeitabständen verlöschen sie in der hellen Nacht: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — ein immer wiederkehrendes Lichterspiel.

Der Gruppenkommandeur, Hauptmann K., liegt über der Bombenabwurfvorrichtung. Er trägt das Ritterkreuz und kennt sich hier aus. Dies ist sein Feindflug Nr. 128 und sein sechster Angriff auf den Kanal. Er weist seinen Flugzeugführer Oberleutnant B. mit einem Mindestmaß von knappen Befehlen ein. Das gleiche gilt von der keinen Augenblick

Blendschutzfächer schützen den Flugzeugführer beim nächtlichen Angriff vor der Blendung durch feindliche Scheinwerfer; die Fächer erleichtern ihm die Orientierung und vor allem das Entkommen aus dem gefährlichen Spinnennetz der Scheinwerfer. Zielsicher kann der Kurs gehalten werden.





Der Suez-Kanal, von einem Aufklärer aufgenommen. Suez liegt am Südende des Kanals, am Golf von Suez. Neben der Kanaleinfahrt der Hafen der Stadt, die dem Kanal den Namen gab.

Die alte Stadt Alexandria, heute der wichtigste britische Stützpunkt im östlichen Mittelmeer, der seit langem immer wieder dem Bombenhagel deutscher Fernkampfbomber ausgesetzt war.



unterbrochenen Zusammenarbeit mit den anderen Männern seiner bewährten Besatzung. Zwischendurch findet er immer noch Zeit, uns aus seiner genauen Ortskenntnis in Stichworten zu unterrichten.

Jetzt haben wir das schmale, schwarze, schnurgrade Band des Kanals unter uns. Vor uns im hellen Schein dieser unvergeßlichen Nacht und der schwebenden Leuchtbomben die Wüstenstufen des unermeßlichen Asiens.

Hundertfach stürmen die Gedanken auf uns ein. Aber die Wirklichkeit unserer Aufgabe liegt uns am nächsten.

Wenige Augenblicke später jagt uns die Flak von Süden und Norden ihre Grüße herauf, greifen die Scheinwerfer näher und näher.

Knapp, sachlich und mit größter Ruhe gehen die kurzen Befehle des Hauptmanns K. durch den Bordfernsprecher. Ebenso ruhig und sachlich arbeitet der Flugzeugführer. Beobachtungen naheliegender Flak werden von allen Männern der Besatzung kurz gemeldet.

Es ist ein einziger Geist soldatischer Klarheit und Gegenseitigkeit, der in diesen engen, Stahl und Eisen tragenden und vom Donnern der Motore erfüllten Wänden herrscht.

Für den Zeitraum weniger Minuten hatten wir den Kanal verlassen. Nun liegt er wieder unter uns. Wiederum jagt wütendes Abwehrfeuer herauf, suchen die Arme der Scheinwerfer. Wiederum klingen in dem schnarrenden Ton des Bordfernsprechers die letzten Anweisungen in den Ohren.

Auf das Wort „Wurf“ geht ein leichter Ruck durch die Maschine. Unsere kostbare Last jagt durch die Nacht in die Tiefe. Bis jetzt war sie ein Teil von uns, von tausend Händen und Hirnen in der Heimat und an der Front geschaffen, gepflegt und nach allen Regeln der Technik und Kriegserfahrung behandelt wie ein lebendiges Wesen. In Bruchteilen von Sekunden ist sie den Blicken entschwunden.

Die folgenden Augenblicke sind für jeden Kampfflieger immer wieder geladen mit Spannung bis zum Äußersten — hier über dieser Lebensader Englands doppelt und dreifach! Es sind die Augenblicke bis zum beobachteten Einschlag. Ihm gilt all die Unsumme von Voraussicht und Arbeit, Geduld, Ausdauer und ständiger Einsatzbereitschaft von Menschen, Maschinen und Material, ohne die diese Flüge, insbesondere diese Fernkampfflüge, nicht zu denken sind. In solchen Augenblicken steht die Gemeinschaft und Einheit der Besatzung greifbar, wie der beste und erfahrenste Kriegskamerad, zwischen uns. Es ist, als ob einer des anderen Puls- und Herzschlag fühlt, weil sie alle der eine Gedanke beherrscht, das Ziel. Wir haben es genau erreicht.

Mit einer Linkskurve drehen wir ab und gehen auf „Heimatkurs“. In breiter Front sendet der Tommy uns und den Kameraden unseres Verbandes seine Flakgrüße nach und leuchtet uns mit zahlreichen Scheinwerfern heim. An dem erfolgreichen Gesamtergebnis dieses Einsatzes ändert das nichts.

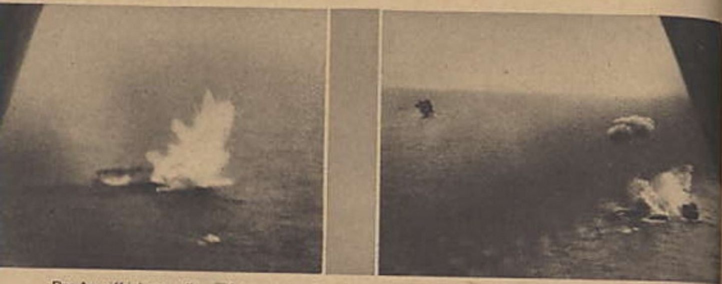


Auch im Atlantik und im Seegebiet rings um England finden unsere gefürchteten Fernkampfflugzeuge ihre Ziele, zuweilen Hunderte von Seemeilen von der westlichen Küste Europas oder auch Afrikas entfernt. Das Bild zeigt einen riesigen Geleitzug, der eben gesichtet wurde. Allein auf dem Ausschnitt, den das Bild zeigt, sind mehr als vierzig Schiffe sichtbar.



Das Flugzeug ist nahe an den Geleitzug herangekommen. Es geht tiefer, um Art und Zahl der feindlichen Schiffe auszumachen. Deutlich kann der Beobachter des Fernkampfflugzeuges die Kriegsfahrzeuge von den Frachtern unterscheiden, allein schon dadurch, daß sie als erste Dampf aufmachen, um durch Zickzackkurs dem Feind das Zielen zu erschweren.





Der Angriff ist von vollem Erfolg gekrönt. Ein Tanker ist von einer Bombe getroffen. Eine riesige Stichflamme zischt auf und hat bald das ganze Schiff eingehüllt. Und als das Flugzeug abdreht…

Auf dem Rückflug bleiben im Süden die wundersamen steinernen Zeugen verflossener Jahrtausende, die Pyramiden und die Sphinx von Giza und unter uns das Nildelta, zurück. Seit den grauen Vorzeiten der Pharaonen begehen die Nilbewohner dort unten ihre heiligen Stromfeste. Wer die Weite und Unerbittlichkeit der afrikanischen Wüste überfliegt, kann die fromme Verehrung der Menschen durch die Jahrtausende für den lebenspendenden Strom ermessen, der vom Südwesten des Victoriasees seine gewaltige 6500 km lange Bahn zieht. Einmal im Jahre fällt nach schöner altüberlieferter Lehre ein göttlicher Tropfen, „eine Träne der Isis", in den Nil. Dann wächst der Strom und tritt über die Ufer. Es ist „die Nacht des Tropfens", der 18. Juni, den die Menschen am Nil von alters her feierlich begehen. —

Noch heftiger als auf dem Anflug liegt jetzt im weiten Halbkreis das Feuerwerk der Flak und Scheinwerfer um Alexandria. Wo heute die Batterien der Tommies den deutschen Staffeln ihre Geschosse heraufjagen, schlugen vor 60 Jahren — am 3. Juli 1882 — die Granaten des britischen Geschwaders ein, das den Widerstand Arabi Paschas und seiner nationalen

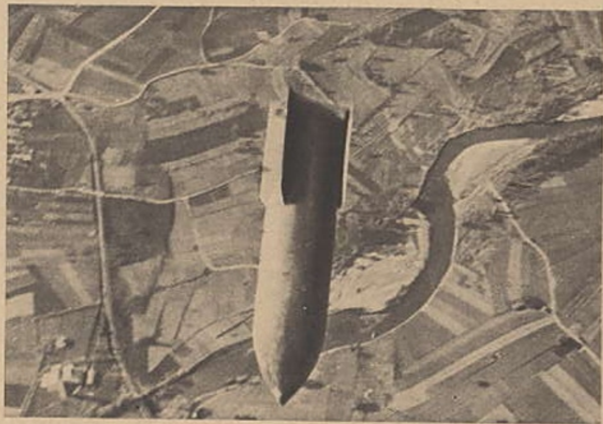
… bleiben weitere Schiffe, brennend und dem Untergang geweiht, zurück. Trotz der Abwehr der Begleitschiffe hat das Fernkampfflugzeug seine Aufgabe erfüllt und kann heimkehren.



Bewegung niederbrach. Es folgte die Niederlage des ägyptischen Heeres bei Tel-el-Kebir. Von nun ab war Ägypten — zwar formell noch bis 1914 dem türkischen Sultan unterstellt — fest in englischer Hand. Auch die Schaffung des „unabhängigen Königsreichs Ägypten" 1922 hat an diesem Zustand nichts geändert.



Nächtlicher Bombenabwurf.



Die Luftwaffe im zweiten Kriegsjahr

Von General der Flieger Kühl

Während das erste Kriegsjahr die Zweckmäßigkeit der Organisation, der Ausbildung und Ausrüstung der deutschen Luftwaffe unter Beweis gestellt hatte, brachte das zweite Kriegsjahr der Luftwaffe im wesentlichen die Aufgabe, selbständig und losgelöst von den anderen Wehrmachtteilen den Gegner zu bekämpfen. Wie von Anfang des Krieges an lag die Führung in den bewährten Händen des Reichsmarschalls Göring.

Zahlenmäßig und gütemäßig verstärkt trat die Luftwaffe zum Kampf an. Entgegen allen Voraussagen der Engländer hemmten weder Witterung noch klimatische Schwierigkeiten ihren Einsatz. Auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen und unter den erschwerendsten Bedingungen konnte sie überall ihre Aufgaben lösen und zu den bisher erworbenen Ruhmesblättern neue hinzufügen.

England

Nach Beendigung des Feldzuges in Frankreich vollzog die deutsche Luftwaffe den Aufmarsch zum konzentrischen Angriff auf die britische Insel.

Seit Mai 1940 hatten die Briten in nächtlichen Einflügen deutsches Reichsgebiet angegriffen und dabei fast ausschließlich nichtmilitärische Ziele getroffen. Ab August 1940 begann die deutsche Vergeltung für eine

Form des Luftkrieges, die Deutschland weder gewollt noch begonnen hatte, obwohl alle Vorteile auf deutscher Seite lagen und liegen mußten.

Obschon eine Reihe von feindlichen Angriffen gegen Berlin vorausgegangen war, wurde der erste Vergeltungsschlag gegen die britische Hauptstadt erst am 6. September geführt. Seitdem hat London erlebt, was den deutschen Städten zugedacht war. Ständige Luftalarme und weit über hundert deutsche Angriffe, darunter einige von gewaltigstem Ausmaß, haben das normale Leben dieser Stadt zerstört und militärische oder kriegswichtige Ziele, wie Hafenanlagen, Docks und Vorratslager, vernichtet.

Seit dem 15. November erstreckten sich die deutschen Luftangriffe auch auf andere Zentren der britischen Kriegswirtschaft. In mehr als hundert Großangriffen und vielen hundert weiteren Angriffen gegen wichtige Industrieanlagen wurde die britische Rüstung, insbesondere im mittelenglischen Industriegebiet, so schwer getroffen, daß der Produktionsausfall für England bedrohliche Ausmaße annahm. Daneben wurde aber auch durch Hunderte von Angriffen gegen die wichtigsten Hafenanlagen der britischen Einfuhr und der Leistungsfähigkeit dieser Einfuhrhäfen schwerster Schaden zugefügt. Ferner richteten sich etwa 1500 kleinere Angriffsunternehmungen gegen militärische Ziele, wie Flugplätze, Trockenlager, Kasernen und Flakstellungen, gegen Versorgungsbetriebe, Tanklager, Speicher, Kraftwerke sowie gegen Verkehrseinrichtungen.

Während dieser fast ununterbrochenen Bombenangriffe forderten Jagd- und Zerstörerverbände den Gegner zu Luftkämpfen heraus und brachten ihm schwere Verluste bei. Sie sicherten durch ihren Begleitschutz den An- und Abflug der Kampffliegerverbände. Die Verluste des Gegners betrugen etwa das Dreifache der deutschen Luftwaffe.

In der Heimat und im besetzten Gebiet wehrten Jagd- und Flakverbände die Angriffe des Gegners ab, der fast nur bei Dunkelheit, bei günstiger Wetterlage und mit kleinen Einheiten einflog. Die Mehrzahl der feindlichen Bomben fiel auf Wohnbezirke, darunter auch zahlreiche Krankenhäuser und Lazarette und viele Kirchen und Friedhöfe. Der angerichtete militärische und wehrwirtschaftliche Schaden war dagegen geringfügig. Die deutsche Kriegswirtschaft wurde durch ihn in ihrer Gesamtheit überhaupt nicht beeinträchtigt.

Neben diesen Kämpfen gegen die britische Insel erfolgte der Einsatz unserer Flieger gegen die britische Kriegsmarine und die Handelsschiffahrt. Im Zusammenwirken mit den deutschen Überwasser- und Unterwasserstreitkräften wurden die Erfolge gegen den feindlichen Schiffsraum immer mehr gesteigert. Die wachsenden Versenkungsziffern rührten nun an den Lebensnerv der britischen Insel. Von Island bis zur Nordküste Afrikas überwachte die bewaffnete Luftaufklärung den atlantischen Luftraum. Durch Kampfhandlungen der deutschen Luftwaffe wurden allein bis zum Juni 1941 an feindlichem Handelsschiffsraum mehr als 1200000 BRT. versenkt.





Kampfplatz Kanalküste

Die englische Kanalküste, Schauplatz zahlreicher Luftkämpfe, durch deren Verlauf die Engländer sich immer wieder von der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe über die englische überzeugen lassen mußten. Durch zahlreiche Sperrballone (Bild oben) glaubten die Briten, ihre Südküste bei Tag und Nacht gegen deutsche Einflüge schützen zu können. Aber die Ballone verfehlten völlig ihren Zweck. Die Aufnahmen wurden von Aufklärern gemacht, und zwar an der Stelle des Kanals, an der die britische Insel etwa 40 Kilometer vom Kontinent entfernt ist.





Der Kampf gegen England nimmt seinen Fortgang. Seine bisherige Wirkung ist weit größer, als von außen erkennbar.

Sizilien und Nordafrika

Während des Kampfes gegen England waren in zunehmendem Maße im östlichen Mittelmeerraum dauernd starke britische See- und Luftstreitkräfte durch Italien gebunden. Diese bedrohten andererseits immer mehr die italienischen Seeverbindungen nach Libyen.

Um die Lage im Mittelmeer zu erleichtern, wurde Anfang Januar zunächst ein deutsches Fliegerkorps in Unteritalien eingesetzt. Im Zusammenwirken mit italienischen Kameraden hielt es in Tag- und Nachtangriffen den englischen Stützpunkt Malta nieder, fügte den britischen Seestreitkräften schwerste Verluste zu, vernichtete eine beträchtliche Zahl feindlicher Schiffe und bekämpfte mit großem Erfolg die britischen Flughäfen in Ägypten und der Cyrenaika.

Als das Deutsche Afrika-Korps zur Stärkung der verbündeten Italiener und zur Wiedereroberung der Cyrenaika eingesetzt wurde, wurden die Seetransporte unter der Luftsicherung deutscher Flieger durchgeführt. Die kühn vorstoßenden Panzertruppen des Korps wurden wirksam von der deutschen Luftwaffe wie auch von italienischen Verbänden unterstützt. Durch weiträumige Aufklärung und wirksames Eingreifen in den Erdkampf wurden die außerordentlichen Erfolge des Afrika-Korps vorbereitet und ermöglicht. Durch Luftangriffe auf Kolonnen, Schiffe und Häfen sowie durch Verminen des Suezkanals wurde der feindliche Nachschub empfindlich getroffen. Im Zusammenwirken mit den erdgebundenen Waffen wurden die Engländer auf dem Gefechtsfeld mit bestem Erfolg angegriffen und bekämpft.

Es darf dabei nicht übersehen werden, daß deutsche Luftwaffenverbände erstmalig in diesem Erdteil unter den schwersten Bedingungen bei größter Hitze und trotz stärkster Sandstürme ihre Aufgaben vorbildlich lösten. Nicht nur in der Luft, sondern auch auf der Erde wurde der Sieg durch rücksichtslosesten Einsatz errungen. Ein besonderes Ruhmesblatt pflückten dabei Verbände der Flakartillerie, die im Erdbeschuß besonders bei dem Gegenangriff der Engländer auf Sollum die feindlichen Panzer in großer Zahl vernichteten.

Der Balkan

Englands Streben nach Kriegsausweitung und Schädigung deutscher Interessen hatte politische Aktionen auf dem Balkan bereits kurz nach Kriegsausbruch gezeitigt. Sie wurden verstärkt und geschürt ab Sommer 1940. In erster Linie wurden Rumänien und damit für Deutschland besonders wichtige Rohstoffgebiete gefährdet. Als die dortige Regierung durch vaterländisch gesinnte Kreise gestürzt wurde, suchten die neuen Staatsführer die Hilfe Deutschlands. Die deutsche Luftwaffe übernahm die

Sicherung des Ölgebietes und die Ausbildung der rumänischen Flieger zur Verteidigung ihrer Heimat.

Die enge politische wie auch militärische Bindung, die England mit Griechenland eingegangen war, hatte weitere deutsche Schritte auf dem Balkan zur Folge. Bulgarien stellte sich unter den Schutz Deutschlands, und mit den einmarschierenden deutschen Truppen übernahmen die Verbände der deutschen Luftwaffe den Schutz des bulgarischen Lebensraumes.

Jugoslawien, wirtschaftlich und politisch eng mit Deutschland verbunden, trat den Antikominternmächten bei. Englische und sowjetrussische Kräfte bewogen serbische Verschwörer, ihre Regierung zu stürzen, um sich gegen Deutschland wenden zu können. Hiergegen trat die verbündete Wehrmacht Deutschlands, Italiens und Ungarns an. Die dort kämpfende deutsche Luftwaffe hatte ein Fliegerkorps an der Nordfront, die Masse an der Ostfront Jugoslawiens eingesetzt. Am ersten Angriffstage stürzten sich starke Kampfkräfte in mehrfachem Einsatz auf die jugoslawischen Fliegerhorste und die Festung Belgrad. Auf diese Weise wurde von vornherein der feindlichen Luftmacht das Rückgrat gebrochen, zahlreiche feindliche Flugzeuge abgeschossen oder am Boden vernichtet. Daneben wurden die militärisch wichtigen Anlagen der feindlichen Hauptstadt zerstört und der feindlichen Führung die Nervenstränge, d. h. die Drahtverbindungen, zerrissen.

In den folgenden Kämpfen wirkte die Luftwaffe im Einvernehmen mit den kühn vorstoßenden Erdtruppen im Durchbruch durch die zerklüf-

Nach einem Luftangriff auf eine englische Großstadt. Löscharbeiten an einem Lagerhaus, das wie viele Hunderte anderer Versorgungsanlagen ein Opfer deutscher Bomben wurde.





Der Chef einer Luftflotte mit seinem Stabschef bei der Besprechung eines neuen Einsatzes.

teten Grenzgebirge und engen Gebirgstäler zusammen. Jeder Widerstand wurde schnellstens zerschlagen und dem hart kämpfenden Heere der Weg zum Siege gebahnt. Restlos wurde die Verfolgung des geschlagenen serbischen Heeres fortgesetzt und durch ständig sich wiederholende Angriffe ein Widerstand unmöglich gemacht.

Die serbische Armee — führerlos und den überlegenen deutschen Kräften gegenüber wehrlos — kapitulierte nach zwölftägigem Kampf.

In dem gleichzeitig gegen Griechenland beginnenden Feldzug mußte zunächst die in Fels gehauene und von den Griechen mit größter Tapferkeit verteidigte Metaxas-Linie durchstoßen werden. Sturzbomber und zum Erdkampf eingesetzte Flakartillerie hatten an dem geglückten Durchbruch großen und erfolgreichen Anteil. Kampfverbände griffen weit im Hinterland die feindlichen Flugplätze an, zerschlugen die Verkehrszentren und wandten sich im besonderen gegen die feindlichen Schiffe in den Häfen des Ägäischen Meeres. Dort wurde im besonderen der englische Nachschub schwer getroffen.

Auch hier wurde der Vormarsch des Heeres in engstem Zusammenwirken mit der Luftwaffe ausgeführt. Flieger und Flak griffen laufend in die Kämpfe ein, brachen den feindlichen Widerstand und gönnten dem Gegner in der Verfolgung weder Ruhe noch Rast. Am Golf und Isthmus von Korinth glaubten die Engländer, eine nachhaltig zu verteidigende Widerstandslinie aufbauen zu können. Sie hatten aber die Rechnung

ohne die deutschen Fallschirmer gemacht, die diese Enge für die weitere Verfolgung öffneten. So konnte ganz Griechenland in kürzester Frist mit Hilfe der Luftwaffe von den Engländern gesäubert werden.

Nur Kreta bildete den Hauptrückhalt der Engländer, die schworen, hier Widerstand bis zum Äußersten leisten zu wollen. Als starker Luft- und Flottenstützpunkt — am Ausgang der Ägäis gelegen und als weit vorgeschobene Sicherung an der Flanke des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes und des britischen Seeweges von Malta nach Alexandrien — war die Insel für die weitere offensive wie defensive Kriegführung des Feindes im östlichen Mittelmeer von gleich großer Bedeutung. Dieselbe Bedeutung wie für England hatte Kreta im umgekehrten Sinne auch für die weitere Kriegführung Deutschlands und Italiens im östlichen Mittelmeer. Aus diesem Grunde befahl der Führer, die Insel auf dem Luftwege in Besitz zu nehmen.

In den frühen Morgenstunden des 20. Mai 1941 wurden — durch starke Bomben- und Tiefangriffe vorbereitet und unterstützt und durch Jagdverbände gesichert — Fallschirmtruppen und Luftlandetruppen auf dem Flugplatz Malemes abgesetzt. In harten Kämpfen wurde der Flugplatz erobert und auf ihm Gebirgstruppen gelandet. So war die erste Voraussetzung für das Gelingen der Operationen geschaffen.

Sobald der Kampf um Kreta begonnen hatte, waren fast die gesamten englischen Seestreitkräfte im Mittelmeer dorthin geeilt. Sie sollten den deutschen Nachschub über See verhindern und selber die Möglichkeit schaffen, der britischen Besatzung von Kreta entweder neue Kräfte zuzuführen oder sie notfalls einzuschiffen.

Gegen diese englische Flotte wurden nun die Sturzkampf- und Kampfverbände der deutschen Luftwaffe eingesetzt. Nach schärfsten Verlusten sah sich der Brite gezwungen, das Seegebiet um Kreta zu räumen und die Insel ihrem Schicksal zu überlassen.

Mit Hilfe der nun weiter auf dem Luftwege eintreffenden Verstärkungen gelang es in zähem Ringen und schwersten Kämpfen, den feindlichen Widerstand zunächst im Westteil der Insel zu brechen. Diese Kampfleistungen sind um so höher zu bewerten, als sie fast ausschließlich mit den Waffen der Infanterie, nur durch einige leichte Gebirgsgeschütze unterstützt, gegen einen sich zäh verteidigenden und in gut ausgebauten Stellungen befindlichen tapferen Feind durchgeführt werden mußten. Die Kämpfe endeten erst an der Südküste der Insel und zogen die fast völlige Vernichtung des dort eingesetzten Feindes nach sich.

Sowjetunion

Als der Führer die Soldaten der deutschen Wehrmacht zum Kampf gegen die drohende bolschewistische Gefahr aufrief, traten mit den Soldaten des Heeres und der Marine auch die der deutschen Luftwaffe zum schicksalsschweren Kampf an. Schon in den ersten Tagen gelang es den deutschen Fliegern, die Macht der bolschewistischen ungeheuer großen



Luftflotte zu brechen. In den ersten vierzehn Tagen wurden bereits über 6000 Sowjet-Flugzeuge teils im Kampf in der Luft, teils auf der Erde vernichtet. Hierdurch wurde nicht nur für die schnell vorwärtsstoßenden Teile des Heeres die feindliche Luftbedrohung ausgeschaltet, sondern auch die deutsche Heimat vor Luftangriffen bewahrt. Nur in wenigen einzelnen Versuchen des Gegners gelangten sowjetische Bomber nach grenznahen deutschen Städten. Auch sie wurden unter schweren Verlusten abgewiesen.

Wie bei den vorhergehenden Feldzügen focht die Luftwaffe in engstem Zusammenwirken mit dem Heer. Es gelang ihr, wirksam die den Vormarsch des Heeres hemmenden Bunker durch Flakartillerie und Sturzbomber zu bekämpfen. Die außerordentlich starken Panzerangriffe der Sowjets brachen im Feuer der mit der vordersten Infanterie voreilenden Flakartillerie zusammen. Die Bewegungen des Gegners wurden durch Bombenangriffe unserer Kampfflugzeuge unterbrochen und die abgeschnittenen Abteilungen der Bolschewisten zur Übergabe gezwungen oder vernichtet.

So marschierten und kämpften auch im zweiten Kriegsjahr Schulter an Schulter Luftwaffe mit Heer und Marine zum Schutze der deutschen Heimat.

So arbeiten unsere Jäger! Ein von einem deutschen Jagdflugzeug angegriffener britischer Bomber stürzt brennend ab.

Ihre Leistungen an der Front sind aber nur möglich gewesen durch größte Fürsorge und Arbeit der still und tapfer ihren Dienst tuenden Teile der Bodenorganisation. Bei dieser ist auch im besonderen der Luftnachrichtentruppen zu gedenken, ohne deren Arbeit eine Führung im größeren Sinne unmöglich gewesen wäre.

*

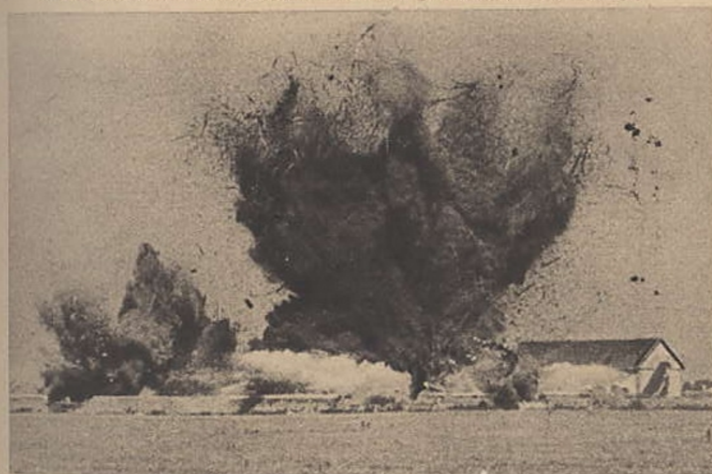
Der Einsatz der Luftwaffe im Ostfeldzug, der am 22. Juni 1941 begann, zeitigte vom ersten Tage an Erfolge, die die kühnsten Erwartungen übertrafen. Schon am ersten Kampftag wurde die Luftherrschaft im Osten errungen; 322 Sowjet-Flugzeuge wurden durch Jäger und Flak abgeschossen, zahlreiche Feindmaschinen am Boden zerstört. Der erste Kampftag schloß mit der überwältigenden Bilanz: 1811 Flugzeuge auf der feindlichen Seite verloren, 35 auf der eigenen.

Einen Tag später stiegen die Feindverluste auf 2582, nach sieben Tagen Kampf auf 4107, und nach zweimonatiger Dauer des Feldzuges hatten die Sowjets 11250 Flugzeuge verloren, von denen rund die Hälfte in Luftkämpfen und durch Flak vernichtet, der Rest am Boden zerstört worden war.

Oberst Mölders, der bislang erfolgreichste Jagdflieger der Deutschen Wehrmacht, steigerte während der Kämpfe im Osten die Zahl seiner Abschüsse auf mehr als hundert und erhielt als erster Offizier der Wehrmacht das Eichenlaub mit Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Mit den vernichtenden Schlägen gegen die sowjetischen Flugzeuge erschöpften sich die Erfolge unserer Luftwaffe keineswegs; Kampf- und Zerstörerflugzeuge griffen in ständigem Einsatz in die Erdkämpfe ein, und wie auf allen anderen Kriegsschauplätzen bewährte sich auch im Osten die Flak in der Bekämpfung von Erdzielen aller Art.

Wirkung eines Stuka-Angriffs. Ein Munitionsdepot des Feindes geht in die Luft. Die Aufnahme (aus dem Ostfeldzug) ist ein beredtes Zeugnis für die Treffsicherheit unserer Sturzkampfflugzeuge.



V. KAPITEL

Die „gute Nachricht"

Zur Vorgeschichte des Südostkrieges

Am 6. April 1941 begann der Krieg in Südosteuropa gegen Jugoslawien und Griechenland. Lange vorher schon war der Keim zu diesem Krieg von den regierenden Kreisen Griechenlands und Jugoslawiens gelegt worden. Bereits vor dem Ausbruch des europäischen Krieges, im Sommer 1939, als Frankreich die Aufstellung einer Levante-Armee (der späteren Weygand-Armee) plante und mit dem jugoslawischen Generalstab in Verbindung trat, wurde von beiden Regierungen und Generalstäben der Plan für ein Saloniki-Unternehmen wenigstens in großen Zügen festgelegt, das ähnlich wie im Weltkrieg Deutschland vom Südosten her bedrohen sollte. Zwei Monate nach Kriegsbeginn, Anfang November 1939, begab sich eine französische Militärmission nach Belgrad, während ein hoher jugoslawischer Offizier die Verbindung mit der inzwischen gebildeten französischen Levante-Armee aufnahm und aufrechterhielt.

25. März 1941: Der jugoslawische Ministerpräsident Cvetkowitsch (ganz links) unterzeichnet im Schloß Belvedere zu Wien den Beitritt seines Landes zum Dreimächtepakt. „Das Hauptziel Jugoslawiens bleibt, dem Volk den Frieden zu erhalten", erklärte der Ministerpräsident.



An diesen nahen Beziehungen änderte sich im Lauf des europäischen Krieges nichts.

Genau so lagen die Dinge in Griechenland. Regierung und Generalstab dieses Landes garantierten, als die ersten Schüsse in Polen gefallen waren, den Franzosen die Landung eines interalliierten Expeditionskorps in Saloniki, falls England und Frankreich die Griechen ausreichend mit Luftstreit- und Luftabwehrkräften unterstützen würden.

Das geschah. Zwar war Frankreich als kämpfende Macht ausgefallen, aber dafür war noch England da, dem Griechenland — übrigens als einziger europäischer Staat — erlaubte, zunächst technische Truppen, dann aber auch alle möglichen anderen Formationen in den griechischen Häfen zu landen. 1940 hatten diese Transporte angefangen, im März 1941 befanden sich bereits große Verbände der britischen Armee und Luftwaffe auf griechischem Boden. Auf 200000 Mann schätzten die Amerikaner die Kopfzahl dieser Verbände. Die Zahl war übertrieben, aber das Vorhandensein der Briten auf griechischem Boden eine von den Briten und den Griechen kaum noch geheimgehaltene Tatsache.

Das alles war der Reichsregierung vom Beginn des Krieges an bekannt. Was etwa noch unklar sein konnte, wurde durch die Akten- und Urkundenfunde während des Frankreichfeldzugs bis zum letzten I-Punkt geklärt.

Trotzdem wurden die naheliegenden Konsequenzen nicht gezogen.

27. März 1941: Eine serbische Militärclique hat die Regierung gestürzt. Cvetkowitsch ist verhaftet, die Regentschaft ist aufgehoben, der Regent außer Landes. Betrunkene serbische Horden ziehen, Haßlieder auf den Führer und das Reich singend, durch die Straßen Belgrads.





General Simowitsch, Chef der rebellischen Belgrader Militärclique, die die friedensbereite Regierung stürzte.

Der Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht ging bis an die letzte Grenze des Tragbaren, um den Krieg zu lokalisieren, und es schien fast, als ob der Erfolg sicher sei. Am 25. März 1941 erschienen in dem Wiener Schloß Belvedere der jugoslawische Ministerpräsident Cvetkowitsch mit seinem Außenminister Cincar-Markowitsch, um in Gegenwart des deutschen Außenministers Ribbentrop, des italienischen Außenministers Ciano und des japanischen Botschafters Oshima dem Dreimächtepakt beizutreten.

Am gleichen Tag wurde in Belgrad eine Note der britischen Regierung überreicht, in der der britische Ministerprädisent sein „Erstaunen" darüber äußerte, daß Jugoslawien sich plötzlich entschlossen habe, „seine Seele zu verkaufen", und die bisher schon mehr als emsige britische — und amerikanische — Propaganda nahm nunmehr so konkrete Formen an, daß am 27. März, morgens zwei Uhr, die Regierung gestürzt, der jugendliche König Peter zum Alleinregenten ausgerufen, die Regentschaft abgeschafft und Cvetkowitsch und Cincar-Markowitsch verhaftet wurden.

Eine verbrecherische serbische Clique, aus dem gleichen Lager stammend wie die Mörder Alexanders und der Draga Maschin, wie die Hintermänner des Schuljungen, der den habsburgischen Thronfolger 1914 erschoß, hatte Jugoslawien den Frieden geraubt.

Hinter dieser Clique wiederum stand England, dessen Gesandter Rendell jede friedensfreundliche Politik hintertrieb, stand der amerikanische Sondergesandte Oberst Donovan, heute Chef des Informationsdienstes der amerikanischen Regierung, standen der britische Außenminister Eden und der britische Generalstabschef Dill.



Oberst Donovan, Roosevelts Sonderbotschafter auf dem Balkan, der nach Kräften das Feuer schürte.



Der unmündige König Peter II., der auf Befehl Simowitschs am 1. April 1941 die allgemeine Mobilmachung befahl.

In den Morgenstunden des 27. März wälzten sich Horden betrunkener Serben durch die Straßen Belgrads; auf dem Balkon des Gesandtschaftshauses sah lächelnd Seine Exzellenz der Gesandte des britischen Königs dem widerlichen Treiben zu, während vor dem Gesandtschaftshaus von irgendwelchen Subjekten antideutsche Flugblätter verteilt wurden. Der deutsche diplomatische Vertreter wurde insultiert, der deutsche Militärattaché angegriffen, deutsche Firmen, Schulen, Ausstellungsräume geplündert, Reichs- und Volksdeutsche angegriffen . . .

Einen Tag später, am 28. März, bietet der Präsident der Vereinigten Staaten Roosevelt Jugoslawien die Hilfe Amerikas an, „falls Jugoslawien seine Unabhängigkeit verteidigen wolle", und die Sowjetunion schließt mit der Rebellenregierung einen Nichtangriffspakt ab. Die Feinde Europas haben sich zusammengefunden . . .

Simowitsch heißt der serbische General, der Jugoslawien zum Siege führen will. Laut rühmt sich einer seiner Armeeführer, daß er in zwei Tagen mit seinen Truppen vor Wien stehen werde. In der Tat, es wird ernst. Am 1. April verkündet der kleine König Peter die allgemeine Mobilmachung, und in England und jenseits des Atlantik ist man zufrieden; endlich hat man eine „gute Nachricht"! Entsteht eine neue Saloniki-Front?

Am 6. April 1941 beginnt der Krieg, und damit eine Entwicklung auf dem Balkan, die weder Engländer noch Amerikaner vorausgeahnt hatten. Es entstand keine Balkanfront, wohl aber mußten sie es erleben, daß sie mit diesem Feldzug — wenn man von Gibraltar absieht — den letzten Boden auf dem europäischen Kontinent verloren.



Englands Außenminister Anthony Eden, dessen großes Ziel die Schaffung einer Balkanfront war.

Der Feldzug im Südosten

Von Generalleutnant von Tieschowitz

Um zu verhindern, daß die Engländer sich auf dem Balkan festsetzten, hatte Italien am 28. Oktober 1940 den Kampf mit Griechenland aufgenommen. Dieses war der einzige Staat in Südost-Europa, der sich noch im englischen Fahrwasser befand, nachdem es der deutschen auswärtigen Politik gelungen war, am 25. März 1941 auch Jugoslawien trotz scharfer englisch-amerikanischer Gegenwirkung zum Anschluß an den Dreimächte-Pakt zu bestimmen. Die Entwicklung der letzten Monate hatte gezeigt, daß England von Griechenland aus, in der Hoffnung, die Türkei und die Sowjetunion mitzureißen, eine große Landoperation gegen Deutschland plante. Um dem vorzubeugen und gleichzeitig, um das verbündete Italien zu unterstützen, war eine deutsche Armee im Gebiet des befreundeten Bulgarien versammelt worden. Den Oberbefehl führte Generalfeldmarschall List. Da trat am 27. März eine überraschende Änderung der Gesamtlage ein. Während bisher immer noch die Aussicht bestanden hatte, auf Grund des Abschlusses mit Jugoslawien auch eine Verständigung zwischen Italien und Griechenland zu erreichen, wurde jede Hoffnung darauf an diesem Tage mit einem Schlag zunichte gemacht; denn in Belgrad war die Regierung durch eine Militärrevolte unter Führung des Generals Simowitsch gestürzt worden. Das Abkommen mit dem Dreimächte-Pakt war zerrissen. Nun war der Krieg unvermeidlich, und es mußte schnell gehandelt werden; denn schon sammelten sich britische Truppen in Griechenland, und eine bevorstehende gemeinsame englisch-jugoslawisch-griechische Angriffsoperation war zu erwarten, der man zuvorkommen mußte.

In seiner großen Rede vom 4. Mai hat der Führer zu dem Balkanproblem Stellung genommen und dabei betont, er habe den Entschluß zum bewaffneten Eingreifen um so ruhiger fassen können, weil auch Bulgarien und Ungarn den Abfall Jugoslawiens als Provokation empfanden. Noch am 27. März habe er die allgemeinen Operationsanweisungen herausgegeben, die für den 6. April ein gleichzeitiges Vorgehen von bulgarischem Boden aus auf jugoslawisches und griechisches Gebiet vorsahen, das erstere hatte Mazedonien, das letztere Saloniki als Ziel. Zwei Tage später sollte dann eine dritte Kampfgruppe von Bulgarien aus antreten und über Nisch auf Belgrad vorstoßen. Dorthin hatten wiederum zwei Tage später deutsche Truppen auch von Norden, aus ungarischem Gebiet heraus, vorzumarschieren. Etwa gleichzeitig sollte sich eine deutsche Armee in Kärnten, Steiermark und West-Ungarn versammeln, die



Der Oberbefehlshaber der Südost-Armee Generalfeldmarschall List (zweiter von links) bei einer Besprechung der Lage während des Feldzuges gegen Jugoslawien und Griechenland.

dem Befehl des Generalobersten von Weichs unterstellt war, und in Richtung Agram, Serajewo, Belgrad vorgehen.

Nach diesem Plan vollzog sich die wunderbare Operation, die in ihrer Großartigkeit der des Sommers 1940 in Frankreich zur Seite gestellt werden kann, und bei der die deutsche Wehrmacht, wie der Führer es ausdrückte, sich selbst übertroffen hat. Die Deutschen waren sich, als ihre Truppen den Vormarsch antraten, der großen Schwierigkeiten wohl bewußt, die bei den bevorstehenden Kämpfen der Mangel an brauchbaren Straßen und das zerklüftete Bergland des Balkans verursachen mußten, in dem die motorisierten Verbände nicht so zur Entfaltung kommen konnten, wie das 1939 in Polen und 1940 in Frankreich möglich gewesen war. Aber mit eisernem Willen und in gewohnter Meisterschaft ging man an die gestellte Aufgabe heran, und sie wurde glänzend gelöst.

Schon am ersten Kampftage, dem 6. April, wurden große Erfolge erzielt. Im Norden, an der Donau, wurde zwischen Orsova und Turnu-Severin die Stromenge des Eisernen Tors besetzt und so die Fortdauer der Schiffahrt gesichert. Im Süden drangen schnelle Verbände des Generalfeldmarschalls List 30 bis 40 Kilometer tief in Mazedonien ein, andere begannen den Angriff gegen die Metaxas-Linie, die, vom Doiran-See her



Der Feldzug auf dem Balkan in Kartenskizzen

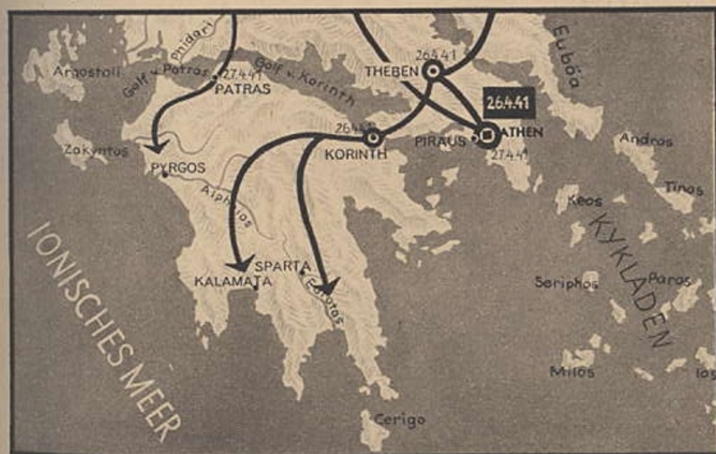
„Der Gedanke der Operationen war erstens: Mit einer Armee aus dem bulgarischen Raum gegen das griechische Thrazien in Richtung auf das Ägäische Meer vorzugehen. Der Schwerpunkt lag auf dem rechten Flügel, wo unter Einsatz von Gebirgsdivisionen und einer Panzerdivision der Durchbruch auf Saloniki erzwungen werden sollte (s. Karte rechts oben). Zweitens: Mit einer zweiten Armee in Richtung auf Skoplje durchzustoßen mit dem Ziel, auf schnellstem Wege eine Verbindung mit den in Albanien stehenden italienischen Kräften herbeizuführen … (Karte rechts oben). Drittens: Die am 8. (April) anlaufende weitere Operation sah den Durchbruch einer Armee aus Bulgarien in der allgemeinen Richtung auf Nisch vor, mit dem Ziel, den Raum um Belgrad zu erreichen. Im Zusammenwirken damit sollte ein deutsches Korps am 10. den Banat besetzen und damit von Norden her vor Belgrad eintreffen (s. Karte oben). Viertens: Am 11. sollte eine in Kärnten und Steiermark bzw. Westungarn aufmarschierende Armee zum Angriff in der allgemeinen Richtung auf Agram—Serajewo und Belgrad antreten (Karte oben)."

Das war der deutsche Operationsplan beim Beginn des Südostfeldzuges, wie der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht ihn nach der Durchführung der Operationen am 4. Mai 1941 vor dem Deutschen Reichstag bekanntgab. Die Kartenskizzen, die die Bewegungen der deutschen Verbände wiedergeben, zeigen deutlich und eindringlich, mit welcher Präzision der deutsche Operationsplan verwirklicht wurde. Die Karte rechts unten gibt nach der Eroberung Korinths durch Fallschirmjäger und der Einnahme von Patras durch die Waffen-ﬀ die Verfolgung des Gegners auf dem Peloponnes wieder. Die schwarzen Kästen geben Ort und Zeit der Kapitulationen feindlicher Armeen an.

Die Kartenskizze oben gibt die Bewegungen deutscher Verbände im mittleren und nördlichen Teil des ehemaligen Jugoslawien wieder. Auf den ersten Blick geht aus den skizzierten Operationen die geniale Anlage der Operationen im Feldzug auf dem Balkan hervor.



Oben: Die Operationen im südlichen Jugoslawien und im nördlichen und mittleren Griechenland. Die Daten neben den Ortsnamen kennzeichnen den Tag der Eroberung oder Besetzung. Die aus Albanien nach Süden zeigenden Pfeile deuten die Bewegungen der italienischen Verbände an. Eindeutig geht aus den deutschen Bewegungen hervor, wie den vor den Italienern weichenden Griechen der Weg verlegt wurde. Im Osten der deutsche Vormarsch in Richtung Olymp—Thermopylen—Athen. Unten: Die Vertreibung des Gegners aus dem Peloponnes.





Vor ungeheure Geländeschwierigkeiten sehen sich die deutschen Truppen in dem ehemaligen Jugoslawien gestellt. Aber für den deutschen Soldaten sind Schwierigkeiten da, um gemeistert zu werden. Das Bild zeigt einen Panzerspähwagen auf den Gleisanlagen einer Eisenbahnstrecke.

nach Osten verlaufend, sich längs der bulgarisch-griechischen Grenze hinzog. Am 7. April wurden die Erfolge des vorhergehenden Tages weiter ausgebaut; Üsküb, die wichtige Stadt an der Bahn von Belgrad nach Saloniki, besetzt und dadurch die Trennung des jugoslawischen Heeres vom griechischen eingeleitet. Diese wurde völlig durchgeführt, als am 11. April am Ochrida-See die Verbindung zwischen den deutschen und italienischen Truppen hergestellt war. Die serbische Südarmee wurde dabei vernichtet. Viele Tausende von Gefangenen und unzählbares Kriegsmaterial waren die Beute. Inzwischen hatte das Panzerkorps des Generalobersten von Kleist am 8. April die weiter nördlich auch an der Bahn Belgrad–Saloniki gelegene Stadt Nisch besetzt und war von dort weiter nach Norden in Richtung auf die Donau vorgedrungen.

Während sich diese Kämpfe in Serbien abspielten, wurde an der griechischen Front der Angriff gegen die Metaxas-Linie mit Schwerpunkt auf dem rechten Flügel in Richtung auf Saloniki fortgesetzt, das Fort Rupel am Unterlauf der Struma wurde unter Einsatz schwerster Artillerie und unter Mitwirkung zahlreicher Stuka-Kampfflugzeuge genommen, die griechische Front durchbrochen. Saloniki, das Einfallstor der Engländer auf dem Balkan aus dem Weltkriege, war am 9. April bereits in deutscher

Hand. Dadurch wurden alle griechischen Truppen, die ostwärts der Linie Doiran-See–Saloniki standen, von der Verbindung mit der Heimat abgeschnitten. Die Folge war, daß die griechische Ostarmee, die unter dem Befehl des Generals Bacopulos stand, kapitulierte.

Die serbischen Truppen wurden durch die deutsch-italienische Kooperation in Albanien und Mazedonien immer mehr nach Norden abgedrängt. Dort trat am 9. April die Nordarmee des Generalobersten von Weichs zum Angriff an. Schon am folgenden Tage rückte sie in die alte deutsche Stadt Marburg an der Drau ein. Am folgenden Tage wurde die Hauptstadt von Kroatien, Agram, durch deutsche Panzertruppen besetzt, während am 11. April Laibach in die Hand der aus dem Ostzipfel Italiens vordringenden italienischen Truppen fiel. Der serbische Widerstand in Kroatien, das sich zum selbständigen Staat erklärte, brach zusammen. Am gleichen Tage griffen nördlich der Donau auch ungarische Truppen in den Kampf ein und durchstießen die serbischen Stellungen.

Am 12. April drangen Panzertruppen des Generaloberst von Kleist in die jugoslawische Hauptstadt Belgrad ein. Die Reste des serbischen Heeres zogen sich in das Bergland längs der adriatischen Küste zurück, aber auch dort war für sie kein Entkommen möglich, denn italienische Truppen drangen am Meer nach Süden vor. So kam es im Raum um Serajewo zur Einkreisung der Reste des serbischen Heeres, und am 17. April erfolgte deren Kapitulation. Tags darauf trat um 12 Uhr mittags auf dem serbischen Kriegsschauplatz Waffenruhe ein.

Inzwischen hatten sich in Griechenland die Dinge wie folgt entwickelt. Nachdem am 9. April Saloniki besetzt war und die zur Verteidigung der

Dreck und Morast machten den deutschen Vormarsch auch in den spärlichen Ebenen Serbiens zu einer Strapaze. Trotzdem versagte der „Bundesgenosse" Serbiens und Englands: die Schwierigkeit des Geländes! Am 17. April kapitulierten die letzten Reste des serbischen Heeres.



Metaxas-Linie eingesetzte Armee des Generals Bacopulos kapituliert hatte, bezogen die Griechen, unterstützt von britischen Verbänden, die bezeichnenderweise an den schwierigen Grenzkämpfen nicht teilgenommen hatten, eine Stellung in der allgemeinen Linie Florian–Olymp. Zu dieser Zeit aber lagen auf deutscher Seite schon Meldungen vor, daß im Piräus und in den Häfen der griechischen Ostküste für den Rückzug der britischen Truppen Transportschiffe bereitlagen. Gegen diese richteten sich schwere und erfolgreiche Angriffe der deutschen Luftwaffe. Von ihr wurden bis zum 26. April 46 große Transportdampfer versenkt und weitere 61 Schiffe schwer beschädigt.

In den Tagen zwischen dem 14. und 18. April durchbrachen Truppen des Generalfeldmarschalls List auch die neu bezogene britisch-griechische Verteidigungsstellung, stießen beiderseits des Olymp nach Süden vor und erreichten die thessalische Ebene, wo sie Larissa, einen der wichtigsten Straßen- und Bahnknotenpunkte, mit zahlreichen englischen Etappeneinrichtungen besetzten. Gleichzeitig drangen von Albanien her die Italiener weiter nach Süden vor und warfen die ihnen gegenüberstehenden griechischen Verbände zurück. Gegen deren Rücken brachen über das Pindosgebirge deutsche schnelle Truppen vor, was am 23. April zur Waffenstreckung der griechischen Mazedonien- und Epirus-Armee führte. Damit waren fünf Tage nach der Kapitulation Jugoslawiens auch die Hauptkräfte Griechenlands ausgeschaltet. Der Kampf richtete sich jetzt nur noch gegen die schwachen griechischen Verbände, die nach Süden



König, Regierung und Soldaten haben Belgrad längst verlassen, als die deutschen Verbände die serbische Hauptstadt Belgrad in Besitz nahmen. Nur Zivilisten sammeln sich um den Ausrufer, der die ersten Ankündigungen des deutschen Militärbefehlshabers bekannt gibt.



Wie in allen bisherigen Feldzügen war auch auf dem Balkan die deutsche Luftwaffe Wegbereiter und Unterstützer der deutschen Armeen. In kürzester Frist errang sie die Luftherrschaft über den Gegner und zerschlug Befestigungswerke, Nachschub- und Rückzugsstraßen des Gegners. Das Bild zeigt einen Angriff auf die Anlagen von Piräus, den Hafen von Athen.

entkommen waren, und gegen die britischen Nachhuten. Diese setzten sich zunächst wieder in dem klassischen Kampfgelände der Thermopylen fest. Nach zweitägigem Kampf wurden sie am 24. April durch Umfassung geworfen. Gleichzeitig mit diesen Kämpfen erfolgte die Besetzung der Insel Euböa und von dort aus am folgenden Tage die Einnahme der alten Stadt Theben. Am 26. April nahmen Fallschirmtruppen die Stadt



Luftbild von Saloniki, dem wichtigsten Hafen des nördlichen Griechenland. Am 9. April, drei Tage nach Beginn des Südostfeldzuges, war der Hafen in deutscher Hand, und die Hoffnungen Englands auf Bildung einer Saloniki-Front nach dem Muster des Weltkrieges waren dahin.



Das Struma-Tal. Durch das bulgarisch-griechische Grenzgebirge fließt die Struma und bildet den hart umkämpften Rupel-Paß. Nur eine Brücke führt hier über die Struma. Rechts der Brücke sind Befestigungsanlagen zu erkennen, die zu der gut ausgebauten Metaxas-Linie gehörten.



Auf die Befestigungswerke der nach dem ehemaligen griechischen Minister genannten Metaxas-Linie setzte der Feind große Hoffnungen. Einzelne Befestigungen waren tatsächlich so ausgebaut wie die Anlagen der Maginot-Linie, vor denen sie den Vorteil voraus hatten, daß sie in einem gebirgigen Gelände lagen, das ohnehin große Schwierigkeiten bot. Trotzdem wurde die Metaxas-Linie in wenigen Tagen durchbrochen, und die griechische Ostarmee kapitulierte, als sie durch den deutschen Vorstoß nach Saloniki abgeschnitten worden war. Die Aufnahmen (vom Feind gemacht!) zeigen Stuka-Angriffe auf Werke der Metaxas-Linie.



und die Landenge von Korinth. Was dort von Engländern nicht gefangen genommen wurde, flüchtete nach Süden. Die Leibstandarte Adolf Hitler stieß durch den Peloponnes nach und besetzte die Hafenstadt Patras. Am 27. April zogen die siegreichen deutschen Truppen in Athen ein. Die Kriegsflagge, die am 18. April von Gebirgsjägern auf dem 3000 Meter hohen Olymp gehißt worden war, wehte nun neun Tage später auch auf der Akropolis, dem Wahrzeichen der griechischen Hauptstadt. An die Einnahme von Athen schloß sich die Besetzung des Peloponnes an, die bis zum 1. Mai durchgeführt wurde.

Nachdem bereits Mitte April die griechischen Inseln Thasos und Samothrake und zehn Tage später Lemnos eingenommen waren, wodurch eine Kontrolle der Dardanelleneinfahrt ermöglicht wurde, fand jetzt auch noch die Besetzung weiterer wichtiger griechischer Inseln im Ägäischen Meer statt.

Wie der Führer in seinem großen Rechenschaftsbericht vom 4. Mai mitteilte, betrugen die im Balkanfeldzug erlittenen Verluste an Toten: 67 Offiziere, 1084 Unteroffiziere und Mannschaften, an Vermißten 49 Offiziere und 476 Unteroffiziere und Mannschaften, an Verwundeten insgesamt 3752 Köpfe. Diesen verhältnismäßig sehr geringen Verlusten stehen die hohen Gefangenenzahlen des jugoslawischen und griechischen Heeres gegenüber. Sie beliefen sich bei ersterem auf 6298 Offiziere, 337864 Mann, wobei die sofort wieder freigelassenen Deutschen, Kroaten und Mazedonier nicht einberechnet wurden, bei letzterem auf 8000 Offiziere und 210000 Mann, die aber auch wieder in Freiheit gesetzt wurden. Denn der Krieg richtete sich nicht gegen das griechische Volk, sondern nur gegen die englandhörige Regierung und gegen die Position der Briten auf dem Balkan. Bei ihnen betrugen die Verluste 9000 Mann.

Die durch den Peloponnes zurückflutenden britisch-griechischen Truppen retteten sich, soweit sie der Gefangennahme entgangen waren, nach Kreta, wohin auch der König von Griechenland und seine Regierung zunächst ihren Sitz verlegt hatten. Sie glaubten, dort vor jedem Zugriff gesichert zu sein. Dies ist nicht zu verwundern; denn die Insel baut sich wie eine Festung aus dem Meere auf und war mit allen Mitteln zur Verteidigung eingerichtet worden. Starke Kräfte der englischen Flotte schlossen jeden feindlichen Landungsversuch aus. Zur Verteidigung Kretas, so versicherte Churchill, sollte der letzte Mann eingesetzt werden. Hieraus geht hervor, wie wichtig der Besitz der Insel für die Engländer war. Sie schließt das Ägäische Meer nach Süden ab, versperrt also den Zugang zu den Dardanellen und damit auch zum Schwarzen Meer. Die Verbindung mit der Sowjetunion, die für England so wichtig war, um noch eine Landoperation gegen Deutschland in Gang zu bringen, war bei ihrem Verlust in Frage gestellt. Aber auch für die englische Stellung am Suezkanal war Kreta wichtig. Es bildet eine Etappe auf dem Weg nach der Nilmündung und sein Besitz war für die Achsenmächte daher auch in dieser Beziehung von Bedeutung. Die Schwierigkeit war nur, wie man die Insel erobern sollte. Eine Annäherung über das Meer war



Die griechische Armee kapituliert. Der Feldzug ist zu Ende. Der griechische Oberbefehlshaber setzt seinen Namen unter das Kapitulationsdokument. Rechts Obergruppenführer Sepp Dietrich.

unmöglich, solange die englischen Seestreitkräfte in unverminderter Stärke dort standen. So blieb nur der Weg durch die Luft, und dieser wurde gewählt.

Am 20. Mai begann die großartige Luftoperation, die einzige, die die Kriegsgeschichte bisher kannte. Zunächst erfolgten starke Luftangriffe gegen die wichtigsten Befestigungsanlagen der Insel, dann sprangen ganze Schwärme von Fallschirmjägern ab und besetzten strategisch wichtige Punkte, so die Gegend von Rethymno und Kandia an der Nordküste. Ihnen folgten Luftlandetruppen, die mit Maschinen vom Typ Ju 52 herangefördert wurden und deren Einsatz auf dem westlichen Teil von Kreta durch Sturzkampfbomber und Kampfflugzeuge auf das wirksamste unterstützt wurde. Gleichzeitig richteten sich unausgesetzte Luftangriffe gegen die englischen Seestreitkräfte. Acht Kreuzer und fünf Zerstörer wurden schwer getroffen. Von ihnen sind mindestens vier Kreuzer und drei Zerstörer gesunken. An der Nordküste, in der Sudabucht, wurden fünf englische Schnellboote und zwei U-Boote vernichtet. Schon am ersten Kampftage hatte Deutschland die unumschränkte Herrschaft in der Luft gewonnen, und bald war auch die englische Flotte aus dem Raum nördlich von Kreta vertrieben. In den nächsten Tagen verstärkten sich die deutschen Truppen unausgesetzt. Aus Gebirgsjägern und Fallschirmtruppen wurde eine Angriffstruppe gebildet, die am 27. Mai die auf dem Westteil der Insel am Meer gelegene Hauptstadt Chania besetzte und den Gegner nach Osten zurückdrängte. Am 28. Mai wurde die Sudabucht vom Feinde gesäubert, wobei der griechische Marinebefehlshaber von Kreta in Gefangenschaft geriet, und am gleichen Tage landeten italienische Verbände auf dem Ostteil der Insel, so daß die britisch-griechischen Truppen nun zwischen zwei Feuern standen. Am 29. Mai wurde nicht nur die Stadt Rethymno besetzt, wobei die Fallschirmjäger befreit wurden, die sich acht Tage lang dort heldenhaft verteidigt hatten, sondern auch die wichtige Hafenstadt Kandia genommen. Nunmehr bot der griechische Oberbefehlshaber die Kapitulation seiner Truppen an. Damit war der Kampf entschieden, und die Engländer flüchteten nach der Südküste, um dort auf Kähnen und Booten sich der Gefangennahme zu entziehen. Am 31. Mai wurde deutscherseits die Verbindung mit den von Osten vordringenden Italienern aufgenommen. Als am folgenden Tage noch die an der Südküste gelegene Hafenstadt Sphakia in deutsche Hände fiel, war die Eroberung von Kreta abgeschlossen. 8000 Briten und 4000 Griechen sowie zahlreiche Panzerkraftwagen und Geschütze wurden in den zehntägigen Kämpfen als Beute eingebracht.

Flak-Artillerie in den griechischen Bergen.



Pioniere auf dem Balkan

Wegbereiter des Vormarsches

Von Oberleutnant Günther Heysing

Wenn der OKW-Bericht alltäglich meldete: „Der Einmarsch deutscher Truppen in Bulgarien wurde planmäßig fortgesetzt", so machte man sich in der Heimat wohl kaum einen Begriff davon, was dieser Satz alles enthielt. Es soll hier nun mit der Beschreibung einer Waffe, mit der Schilderung des Einsatzes der Pioniere, ein Bild von diesem planmäßigen Vorrücken der deutschen Balkanarmee des Generalfeldmarschalls List von Rumänien durch Bulgarien gegeben werden, wobei allerdings zu bemerken ist, daß gerade auch die Pioniere, wie aus folgendem hervorgehen wird, an der Hauptlast vor und während des Marsches mitzutragen hatten. Sie sind die Wegbereiter der vorrückenden Armee gewesen. Die Aufgaben, die sie zu bewältigen hatten, waren schwer und zum Teil ohne Vorbild.

Der Großeinsatz der deutschen Pioniere ist in drei großen Abschnitten zu sehen, die erstens die Vorbereitungen zum Donauübergang, zweitens den Donauübergang selbst und drittens die Tätigkeit während des weiteren Vormarsches in Bulgarien umfassen.

Die erste große Aufgabe der deutschen Pioniere bestand in der Vorbereitung der Zufahrtsstraßen zu den verschiedenen Donaubrücken, auf denen zunächst das Material zum Brückenschlag vorgebracht werden mußte und die später die gesamte vormarschierende deutsche Balkanarmee tragen sollten. Diese Straßen führten sämtlich durch die tiefliegende, teilweise sumpfige und von Tümpeln und Altwässern durchzogene Walachei und Dobrudscha. Die Marschstraßen lehnten sich an das bestehende Wegesystem an, das aber den Anforderungen nicht gewachsen war und daher ausgebaut werden mußte. Besonders die Zufahrtstraßen zu den Brückenstellen direkt am Strom mußten fast völlig neu angelegt werden, wobei der Unterbau so stark vorgenommen wurde, daß er, ohne Beschädigungen zu erleiden, die tagelang über ihn rollenden Panzer, schwere Artillerie und LKW-Kolonnen tragen konnte. Diese Instandsetzung der Zufahrten erstreckte sich auf 1565 km Straßenlänge. Sie wurde besonders durch die schlechte Witterung stark beeinträchtigt. So entstanden zum Beispiel während der Vorbereitungsarbeiten zum Brückenschlag innerhalb weniger Stunden während eines Schneesturmes auf einer Länge von 6 bis 10 km Straße Schneewehen von 1–2 m Höhe, die weder durch Schneepflüge noch durch andere Maschinen zu beseitigen waren. Erst der Einsatz zahlreicher Schneeräumtrupps der Pioniere, von Mannschaften der Brücken-



Die von deutschen Pionieren angelegte Donaubrücke, die das rumänische Ufer des Stroms mit dem bulgarischen verband. Da die Donau hier über einen Kilometer breit und 18 m tief ist, konnte infolge des häufig starken Wellengangs nur gedeckter Schiffsraum als Brückenträger verwandt werden. 60000 t umfaßte der für diese Brücke in Anspruch genommene Schiffsraum.

baukolonnen, von Kommandos der Besatzungstruppe und von Rumänen machte die Straße wieder benutzbar. Es dauerte aber immerhin fünf lange Tage, in denen fast jede andere Arbeit ruhte, bis die Straßen zu den Brücken wieder freigeschaufelt waren. So war also während der harten Winterzeit in Rumänien die Tätigkeit unserer Pioniere mit dauernder Schneebeseitigung, Straßenbau und den Vorbereitungen zum Brückenschlag ausgefüllt. Die Mannschaften lagen in dieser Zeit teilweise in recht kümmerlichen Quartieren.

Der nächste Großeinsatz brachte den Brückenschlag selbst. Einige wenige Zahlen können vielleicht einen kleinen Einblick in die geleistete Arbeit vermitteln. Die Donau ist zwischen Rumänien und Bulgarien teilweise bis zu 1100 m breit und 18 m tief. Bei den hier plötzlich auftretenden Stürmen führt sie wie ein Meer bis zu 2 m hohe Wellen, was die Verwendung von den sonst zum Brückenbau üblichen oben offenen Pontons ausschloß; es konnte nur oben gedeckter Schiffsraum Verwendung finden. Eine weitere Erschwerung bedeutete die Belastung der Eisenbahnen, auf denen aus der Heimat die Truppen- und Nachschubtransporte rollten. Fast das gesamte Brückenbaugerät mußte im Lande selbst aufgetrieben werden. Das bedeutete eine erhebliche Mehrarbeit durch Zuschneiden und Zusammenpassen des behelfsmäßigen Brückengerätes. Dennoch wurden die eingesetzten motorisierten und bespannten Pionierbataillone und die Brückenbaukolonnen unter Leitung ihrer Oberbaustäbe mit dem Brückenschlag fristgerecht fertig, obwohl Eisgang, Kälte, Schneefall und Sturm den Fortgang der Arbeiten sehr hemmten. Es wird vielleicht interessieren, daß z. B. eine der Brücken aus 62 Donauschiffen bestand, die zusammen 60000 t Schiffsraum umfaßten und daß diese Brücke eine Tragfähigkeit von 24 Tonnen besaß und über 1100 m lang war. Zu ihrem Bau wurden 1800 t Eisen und 1500 cbm Holz verarbeitet. Für eine andere der großen Donaubrücken wurde das Baugerät auf neun langen Eisenbahnzügen an den Strom herangebracht, die einzelnen Brückenteile dann zusammengesetzt und noch auf dem Wasserwege über 100 km zur eigentlichen Brückenstelle eingefahren.

Die fertigen Donaubrücken stellten nicht nur einen militärischen Wert dar, sie waren wahrhafte Zeugnisse deutschen Schaffens im Donauraum. Von ihnen wird die Bevölkerung Rumäniens und Bulgariens noch zu erzählen wissen, wenn sie längst wieder abgebaut sind, wie ja auch der Brückenschlag deutscher Pioniere im Weltkrieg während des Rumänienfeldzuges 1916 noch in den Erinnerungen der Balkanvölker als außerordentliche Leistung weiterlebt.

Die Instandhaltung der Brücken und ihre Sicherung während des über sie ununterbrochen rollenden Vormarsches, der ihre volle Bewährung erbrachte, bildete einen weiteren schweren Einsatz der Pionierwaffe.

Auch während des nun vom 2. März 1941 ab folgenden Einmarsches in Bulgarien waren die Pioniere wieder als Wegbereiter der vorrückenden Armee eingesetzt. Sie gingen mit den ersten Vorausabteilungen im Morgengrauen über den Strom und waren schon am Abend des ersten Tages weit im bulgarischen Gebiet zu treffen. Sie mußten, um die Stetigkeit des Vormarsches zu gewährleisten, allein 6100 km Straße auf ihre Befahrbar-

Flak sichert den Vormarsch der deutschen Kolonnen über die gewaltige Donaubrücke.



24 t trägt die große Donaubrücke; sie ist also selbst für schwerste Fahrzeuge passierbar.





6000 km Straßen hatten die Pioniere während des Aufmarsches auf dem Balkan zu erkunden. 155 km mußten neu gebaut, andere Straßenstrecken durch Sprengung verbreitert werden.

keit erkunden, 458 Brücken neu bauen oder verstärken. Diese Brücken ergaben aneinandergereiht eine Strecke von 3,9 km. 155 km Straße mußten überhaupt völlig neu gebaut werden. Schon in den ersten beiden Tagen wurden 5600 Orts-, Richtungs- und Straßenschilder angebracht. Da zwei Tage vor beginnendem Vormarsch starker neuer Schneefall in den Gebirgen einsetzte, wurden an 4000 Mann vorgeworfen, um die bis 2 m

hoch verschneiten Pässe freizumachen. Es gab also Tag und Nacht keine Ruhe für die Offiziere und Mannschaften der schwarzen Waffenfarbe, deren Gesamteinsatz unter einem General, dem Pionierführer der Armee List, erfolgte.

Auch nach dem erfolgten Einmarsch waren die Pioniere unermüdlich tätig. Man fand sie auf allen Straßen in ihren Drillichanzügen beim Ausbau weiterer Vormarschstraßen, Verbindungswege und Brücken. Mit Bohrer und Sprengladung gingen sie den Felsen zu Leibe. Sie waren dabei zeitweise in Zeltlagern in der Nähe der Arbeitsstellen behelfsmäßig untergebracht. Ihre Arbeit war für die Bereitstellung der Armee und für den Ausbau der Vormarschstraßen unersetzlich. Lastwagenkolonnen brachten ihren Nachschub nach vorn, und an allen wichtigen Plätzen fand man ihre Parks, in denen sich fertige Brückenteile, Balken, Bohlen, Bretter, zerlegte Baracken, Feldbahnen, Floßsäcke, Anker, Seile, Bauklammern, Flammenwerfer, Sprengstoff und vieles mehr für den Feldzug gegen die Briten auftürmten.

Auch beim neuen Antreten der deutschen Balkanarmee waren dann die Pioniere immer wieder an der Spitze zu finden. Als Sturmpioniere haben sie in der Metaxaslinie und in Mazedonien wie in Polen und Norwegen, bei Eben Emael, an Somme und Aisne, in der Maginotlinie und in den Vogesen Minensperren geräumt, Brücken gebaut und Bunker aufgeknackt. Als Gebirgspioniere begleiteten sie mit einer besonders leichten

Nach der Sprengung werden die schweren Brocken der abgesprengten Felsen in die neben der Straße liegende Schlucht gewälzt. Nun erst können die Kolonnen die Straße passieren.





Keine Brückensprengung des Feindes hemmte den deutschen Vormarsch in dem Feldzug auf dem Balkan. In erstaunlich kurzer Zeit konnten überall Behelfsbrücken gebaut werden.

Ausrüstung für den Gebirgskrieg und nach einer Spezialausbildung die Gebirgsjäger, und als Panzerpioniere bahnten sie in gleichfalls gepanzerten Fahrzeugen den deutschen Panzergeschwadern den Weg in den Feind. Immer, wenn es irgendwo nicht mehr weiterging, wurde der Ruf „Pioniere nach vorn" in den langen Marschkolonnen von Fahrzeug zu Fahrzeug nach hinten durchgerufen. Sie zogen sich dann mit ihren großen, schweren Zugmaschinen auf den engen und schlechten Straßen an den Kolonnen nach vorn zur Spitze und sorgten, die Waffe in der Faust, dafür, daß die Stockung beseitigt wurde und die Kampftruppe dem weichenden Gegner in rastloser Verfolgung auf den Fersen blieb.

Die schwarze Waffe hat so auf dem Balkan manches neue Ruhmesblatt zu ihrer ohnehin schon so ruhmreichen Geschichte fügen können. Schon immer waren die Pioniere die vielseitigste Waffe gewesen, das „Mädchen für alles" der Wehrmacht. Aber erst der Weltkrieg und ganz besonders der jetzige Krieg zeigen den wahren Wert dieser Waffe. War einst das Brückenbauen und die Beseitigung von Hindernissen die Hauptaufgabe der Pioniere, so ist heute kein Stoßtrupp, keine Sturmabteilung, keine Vorausabteilung ohne Pioniertrupp oder Pionierzug mehr denkbar. Der Pionier ist — nicht nur im übertragenen Sinne, sondern wortwörtlich — bahnbrechend! Das hat er in Polen und in Norwegen, in Holland und Belgien und in Frankreich, vor Eben Emael und vor der Maginot-Linie, an der Donau und in den Bergen Serbiens und Griechenlands wieder einmal bewiesen.



Wir fegten den Tommy vom Kontinent

Aus dem Tagebuch des Kriegsberichters Gert Habedanck

I. Durchbruch durch die Metaxas-Linie

6. APRIL: Es ist kurz nach Mitternacht. Ein eisiger Wind fegt durch die kahlen Buchenhänge in unsere kleine Strauchhütte. In ihrem Innern raucht und qualmt ein Feuer, aber es ist trotzdem zu kalt zum Schlafen. Draußen hört man die dumpfen Schritte der Wachtposten. Dann wird es totenstill, dann wieder die dumpfen Schritte. Vorsichtig tritt man in das nächtliche Dunkel hinaus. Gegen den klaren Sternenhimmel hebt sich deutlich der weiße Kamm des Kongur ab. Von den griechischen Grenzposten herüber klingt das anhaltende, wütende Gekläff ihrer Wachhunde.

Seltsames Bewußtsein: Fünf Stunden nur müssen verrinnen, dann wird das Brüllen unserer Artillerie die unwirklich anmutende Stille dieser Gebirgswelt zerreißen, werden unsere Gebirgsjäger zum Angriff antreten mit dem Ziel, den Rupel-Paß und damit die Hauptstraße nach Saloniki von der Flanke her zu öffnen. Zu diesem Zweck muß die Metaxas-Linie durchbrochen werden, deren Bunker hier bis zu 2000 Meter hoch liegen. Die Kriegsgeschichte kennt kein Beispiel dafür, daß jemals in derartigen Höhen um so raffiniert angelegte Befestigungen gekämpft worden wäre.

„Metaxas-Linie" hatten die Griechen nach dem Muster der französischen Maginot-Linie die Befestigungsanlagen genannt, die der einstige griechische General und Politiker an der nordöstlichen Grenze des Landes — gegenüber Bulgarien — hatte errichten lassen. Durch Betonbunker in großer Zahl war das natürliche Hindernis, das die Felsgebirge an der Grenze bildeten, fast zur Uneinnehmbarkeit ausgebaut worden. Das Bild oben zeigt einen dieser „Festungsberge", den Popot-Liwitsa, dessen Hang von Stukas und Artillerie „in Arbeit genommen" worden ist.



Aus der tiefen Schlucht steigen — ihre Stunde ist nach dem Artilleriefeuer und Stukaangriff gekommen — Gebirgsjäger hoch. Infanterie- und MG-Feuer hallt in rollendem Echo durch die Berge des nördlichen Griechenland. Endlos und pausenlos ist das Dröhnen der Detonationen.

Der Anbruch des jungen Tages wird mit der Uhr in der Hand erwartet: noch drei, noch zwei, noch eine Minute bis X Uhr. Dann scheint sich die Hölle zu öffnen, füllt sich das Tal von den Pulverdämpfen der pausenlos feuernden Artillerie, beben die Felsen, werden die Feindbunker in riesige Fontänen aus Erde, Gestein und Rauch eingehüllt. Jäh, wie sich die Höllenrachen geöffnet haben — verstummen sie wieder. Totenstille lastet über dem Gelände. Nur ein paar Amseln pfeifen unbekümmert ihren Gruß an den jungen Tag.

Mit angehaltenem Atem horchen wir. Der Amselsang erhält plötzlich einen merkwürdig summenden Unterton — so, als kämen zahllose Hornissen schwirren Flugs daher. Das Summen wird zum metallischen Heulen, zu einem unheilverkündenden Motorengedröhn: Stukas! Während sich die Flugzeuge auf die bunkergespickten Bergwände stürzen, geht es auf schmalen, in den tiefen Schnee getretenen Wegen zum Gefechtsstand des I. Bataillons. Feldkabel von den Gefechtsständen der Kompanien münden hier. Die ersten Meldungen über den Verlauf des Angriffes werden soeben durchgegeben:

Die 3. Kompanie hat griechisches Grenzhaus nach kurzem Widerstand besetzt, geht gegen den Popot-Liwitsa vor. 1. Kompanie ist in den griechischen Grenzgraben eingedrungen, hat den abwehrbereiten Feind niedergerungen; der Artilleriebeobachter ist schwer verwundet.

Über uns ragt steil der Felsgrat empor, bildet die Grenze zwischen Bulgarien und Griechenland. Steil fällt, vom Grat aus gesehen, der Hang nach Süden ab. Rechts liegt im hellen Schein der Morgensonne der schneebedeckte Sattel des Ropesco, links in greifbarer Nähe der Gipfel des Popot-Liwitsa. Aus der tiefen Schlucht davor steigen — ihre Stunde ist nach dem Artillerie- und Stukafeuer gekommen — die Gebirgsjäger hoch. Infanterie- und MG-Feuer hallt in rollendem Echo durch die Bergwelt, erfüllt sie mit einem nicht abreißenwollenden Getöse.

Durch das Scherenfernrohr erkennt man deutlich die Bunker am Nordwesthang des Popot-Liwitsa. Der Hang ist mit unzähligen Trichtern, den tiefen Spuren der Stuka- und Artillerieeinschläge, übersät. Die Griechen lassen nicht locker. Hinter ihren dicken Betonwänden haben sie den vernichtenden deutschen Feuerhagel über sich ergehen lassen, stehen wieder an den Bunkerscharten und an ihren Feuerwaffen, um den Angriff der Jäger abzuwehren. Schwere Flak- und Bunkergeschütze würden hier jeden Widerstand schnell brechen. Keine der Waffen jedoch, mit denen die Maginot-Linie durchbrochen wurde, die vorher die Dyle- und die Grebbe-Linie sturmreif geschossen und später die Bunker der Weygand-Linie außer Kampf gesetzt, kann hier heraufgeschafft werden. Nur Granatwerfer und Gebirgsgeschütze haben die Maultiere auf eigens hierfür in den Schnee geschaufelten Wegen herauftragen können. Das sind des Gebirgsjägers einzige Helfer. Sonst ist er auf sich gestellt.

Wir springen im Beschuß zahlloser MG-Garben zum griechischen Grenzposten hinüber, wo wir den ersten toten Griechen sehen. Mit großen Augen scheint er in den Himmel zu blicken. Neben seinem Kopf blühen ein paar Krokusse.

Es ist Abend geworden. Auf dem Btl.-Gefechtsstand sieht man ernste Gesichter: der Gegner wehrt sich verbissen. Von der 1. Kompanie wird gemeldet, daß sogar im Grabenkampf die verwundeten Griechen noch vom Boden her mit Bajonetten um sich schlugen. Die Kompanie hat zwar die Gräben aufgerollt, zählt jedoch schon Tote und Verwundete in den eigenen Reihen. Die 3. Kompanie ist mit einem Zug an den ersten Bunker herangekommen, doch ist der Beton so stark, daß die Sprengversuche kein be-



friedigendes Ergebnis zeitigen. Ähnliche Meldungen liegen aus den anderen Abschnitten des Regiments vor.

Tiefe Nacht. Der Adjutant kann den Fernsprecher des Btl.-Gefechtsstandes überhaupt nicht mehr aus der Hand legen: „Hier, ‚Maskenball' – Mas-ken-ball. Nein, ihr müßt noch nachts etwas unternehmen. Wie? Mit dem Sprengen kommt ihr nicht weiter? Dann müßt ihr eben die Scharten verbauen..."

Signal. „Wer ist dort? ‚Herodes?' Was haben Sie? Nordhang Sultanitsa erreicht? Was, keine Munition mehr? Feuer in beiden Flanken? – Also, Befehl vom Major: bis in die Schlucht zurückgehen, dort Munitionsnachschub abwarten."

Kurze Pause. Signal. Wieder ein Gespräch.

7. APRIL: Stürmischer Wind treibt Wolkenfetzen vor sich her. Mit Schnee vermengter Regen nimmt jede Sicht. Hin und wieder reißen die Wolken auf, dann ragt mit naßglänzendem Gestein der Ropesco empor. Wir sind alle bis auf die Haut durchnäßt. Zitternd vor Kälte, mit klappernden Zähnen liegen wir jetzt in den Schneelöchern. Der Feind leistet immer noch Widerstand. Am Popot-Liwitsa muß ein griechischer Gegenstoß abgewiesen werden. Sie wollen eines unserer MG-Nester ausheben, stürzen von rechts und links den Berg herab auf den MG-Schützen zu. Dieser feuert, was die Gurte hergeben, muß sich aber zurückziehen. Da hat er Ladehemmung. Im gleichen Augenblick hat sich ein Grieche auf ihn geworfen, umklammert den Deutschen, gerät mit ihm in einen wilden Ringkampf – beide stürzen, rollen den Berg hinunter, wo sich der MG-Schütze endlich befreien und den Griechen überwältigen kann.

Stilles Heldentum: Bis an die Knie in Schlamm und Schnee watend, steigen die Krankenträger mit den Verwundeten zweimal innerhalb von 24 Stunden hinab nach Petrisch und wieder zurück in die erste Kampflinie – bis mehrere von ihnen zusammenbrechen. Oder aber die Männer, die durch

Rechts: Gefangene werden eingebracht, darunter mehrere verwundete Griechen. Sie haben sich tapfer und erbittert verteidigt; jetzt können sie es nicht fassen, daß deutsche Soldaten sie nicht mißhandeln, sondern ihnen aus Feldflaschen zu trinken geben.



Bild links: Auch der Sultanitsa wird angegriffen. Eine Kompanie arbeitet sich von hier aus bis auf den Gipfel des Popot-Liwitsa vor, womit die Bunker vom Westrand dieses Berges von zwei Seiten gepackt und in der Zange sind.



Die Gebirgsjäger halten trotz aller Wetterunbilden eisern durch, obwohl sie oft tagelang ihre nassen Uniformen nicht wechseln können. Felsvorsprünge schützen sie vor dem wütenden Verteidigungsfeuer der griechischen Bunkerbesatzungen vom Massiv des Popot-Liwitsa.

eine tiefe Schlucht klettern müssen, dauernd unter Feindbeschuß steigen und so den Proviant zu den Kompanien schaffen. Allein vom Btl.-Gefechtsstand bis zu dem vorgeschobenen Zug am Popot-Liwitsa brauchen Melder 6 Stunden! Oder die Maultierführer, die mit ihren Kolonnen unermüdlich zu Tal und wieder bergan steigen, um den außerordentlichen Munitionsbedarf zu decken, die seit zwei Tagen keinen Schlaf und keine Zeit zum Essen gefunden haben...

Gegen Mittag kommt eine erfreuliche Meldung: das Nachbarbataillon hat den Istibli genommen. 300 Gefangene. Alle Bunker sind dort durch unterirdische Stollen verbunden, eine Kaserne ist in den Fels gebaut, dazu große Depots, ein Lazarett und weitere Räumlichkeiten.

Die 2. Kompanie muß den Sultanitsa angreifen. Sie erreicht die Höhe und arbeitet sich von ihr, also vom Rücken kommend, bis auf den Gipfel des Popot-Liwitsa vor. Damit sind die Bunker vom Westrand des Popot-Liwitsa von zwei Seiten gepackt; denn am Fuße des Berges liegt immer noch Oberleutnant W. mit seiner 3. Kompanie und versucht hartnäckig, die untersten Bunker mit Sprengladungen aufzuknacken oder durch Flammenwerfer zur Übergabe zu zwingen.

8. APRIL: Diese Nacht war furchtbar. Dichte Schneefälle wurden von Regenschauern abgelöst, dazu fauchte unablässig ein schneidender Wind. Vom Ropesco meldet die 1. Kompanie einige Erfrierungserscheinungen, da die Jäger ihre durchnäßten Kleidungsstücke nicht hatten wechseln können.

Die Verbindung zu Oberleutnant W. ist seit gestern abend wieder unterbrochen. Mit dem Nachrichtentrupp machen wir uns auf den Weg. Der Wind treibt dichte Wolkenfetzen über die Berge. Das ist günstig für uns, weil der Feind sein MG-Feuer größtenteils ziellos umherstreuen muß. Je näher wir dem Popot-Liwitsa kommen, desto häufiger pfeifen die MG-Garben an unseren Köpfen vorbei. Unser Weg geht jetzt steil bergan. Jeder lose Stein wird umgangen, jedes Geräusch vermieden. Der Fels ist regenglatt, feuchte Wolkentücher ziehen lautlos an ihm vorüber. Auf allen vieren arbeiten wir uns empor. Hinter dem führenden Melder der Kabelleger, die ablaufende Drahtrolle auf dem Rücken. Es ist unmöglich, die Wolkentücher zu durchdringen. Ganz plötzlich hebt sich scharf vor uns aus dem Nebel die senkrechte Seitenwand des Bunkers ab. Aus wenigen Metern Entfernung rattert das griechische MG seine Garben ziellos auf den vermuteten,

Ganz plötzlich hebt sich scharf aus dem Nebel die senkrechte Seitenwand des Bunkers ab. Meter um Meter schieben sich die deutschen Soldaten von unten neben dem gefährlichen Betonblock hoch. Die Verbindung mit den höher postierten Jägern muß hergestellt werden.



aber nicht sichtbaren Angreifer. Meter um Meter schieben wir uns von unten neben dem Bunker hoch. Als Warnung für uns liegt drei Meter neben unserem Anmarschpfad ein gefallener Kamerad, den der Bunker gefaßt hat, als er als letzter eines Trupps hier vorbeispringen wollte. Keiner von uns kann jetzt die drei Meter zu ihm hinüber, um ihn zu bergen — wir müssen weiter.

Gerade, als wir es uns am wenigsten wünschen konnten, reißt plötzlich die Wolkendecke auf. Wir umkriechen eben den feindlichen Bunker. Tief in die Erde mit der Nase! Und nur der bange Gedanke in uns, daß der regennasse Stahlhelm zu unserem Verräter werden könnte, zum Ziel für den flankierenden Bunker, der in unregelmäßigen Abständen seine Feuerstöße in die Gegend schickt. Ebenso plötzlich wie sie aufgerissen schließt sich die Wolkendecke wieder, so daß wir mit ein paar raschen Sätzen an der gefährlichen Stelle vorbei können und bei den Kameraden landen, die uns mit Zeichen auf den richtigen Weg geführt haben.

Hier oben befindet sich ein schmaler Felssteig von etwa 100 Meter Länge. Seit 48 Stunden schon hocken hier oben 50 Jäger, von oben und unten, von rechts und links einem wütenden MG-Beschuß aus nächster Nähe ausgesetzt, sobald sich auch nur ein Stahlhelm zeigt. Zwei eisige Nächte, in Zeltbahnen gehüllt, haben sie auf dem blanken Fels zugebracht, nichts Warmes seit 48 Stunden gegessen — nur Brot und ein paar Happen Büchsenfleisch. Sie zittern am ganzen Körper vor Kälte, liegen oder stehen an ihren Waffen, um jederzeit einen feindlichen Gegenstoß abwehren zu können. Mit tief eingefallenen, brennenden Augen starren sie in den regenschweren Nebel.

Wir sprechen gerade mit dem Kompaniechef, als man etwas den Hang

Auf einem Felssteig von ungefähr 100 Meter Länge hocken etwa 50 deutsche Jäger zwei Tage und zwei Nächte in Zeltbahnen gehüllt, haben seit 48 Stunden nichts Warmes gegessen, liegen oder stehen an ihren Waffen, um jederzeit einen feindlichen Gegenstoß abwehren zu können.



herabrollen hört und ein paar Meter auf unseren Weg zuspringen sieht: eine Eierhandgranate. Wumm —! macht es, noch ehe wir richtig in Deckung gehen können. „Fangt's ihr schon wieder damit an", sagt der Oberleutnant und wirft in hohem Bogen eine deutsche Handgranate zurück.

Eine neue Sprengung soll den Bunker erledigen helfen. Im Schutz des Nebels wird die geballte Ladung auf der Oberseite angebracht. Einer neben dem anderen pressen sich die Jäger an den Fels, selbst die Sicherungen müssen mit ihren Waffen während der Sprengung zurückgezogen werden. Die Detonation erschüttert den Fels, aber auch diese Ladung hat den Beton noch nicht durchschlagen können. Nun muß abgewartet werden, ob die Pioniere, die von der Bergspitze her den Angriff vortragen, mit ihren stärkeren Ladungen mehr Erfolg haben werden. Sie haben, vom Gipfel des Popot-Liwitsa herabsteigend, bereits mehrere Bunker aufgeknackt und Gefangene eingebracht. Vorgetriebene Spähtrupps haben zudem von hier aus den Sultanitsa überschritten und das Tal bei Neon-Petritsi ohne Widerstand erreicht. Am Abend vereinigt sich der vom Gipfel vorstoßende Pionierzug des Oberfeldwebels K. mit den Jägern am unteren Hang des Popot-Liwitsa. Und nun wird mit den Griechen kurzer Prozeß gemacht: die Eingangsstollen des Bunkerwerkes werden zugedammt und kurz darauf — es ist 19 Uhr — geht die weiße Fahne hoch. Angstzitternd kommt die Besatzung hervor, fürchtet sie doch allen Ernstes, umgebracht zu werden — Wirkung der britischen Hetzpropaganda.

9. APRIL: Im Abschnitt des Bataillons hält sich nur noch der Ropesco. Der Batl.-Gefechtsstand ist nach Wironja im Struma-Tal hinab verlegt worden. Hier unten in der Heimat des besten mazedonischen Tabaks blüht in verschwenderischer Fülle der Flieder. In den grünen Büschen des Flußufers schlagen die Nachtigallen, und ein sanfter Frühlingsregen geht nieder.

Die Nachricht von der Waffenstreckung der Saloniki-Armee hat sich in unseren Reihen mit Windeseile verbreitet. Ein unbeschreiblich stolzes Siegesgefühl erfüllt hier jeden Mann. Der Kommandeur schickt sofort einen Meldetrupp zur 1. Kompanie. Parlamentäre sollen die Besatzung des Ropesco zur Übergabe unter ehrenvollen Bedingungen auffordern.

Zuerst mit Maultieren, dann zu Fuß geht es wieder den Berg hoch, bis wir die Schneegrenze des 2000 Meter hohen Berges erreicht haben.

10. APRIL: Als wir den Kameraden von der 1. Kompanie die Siegesmeldung von Saloniki überbringen, wissen sie, wofür sie bei Nacht und Nebel, Regen und Hagelschlag, in grimmiger Kälte und hart am Feinde hier oben ausgehalten haben. Heute ist der Ropesco wieder in dichte Wolken gehüllt. Erst gegen Mittag klart es auf, und greifbar nahe stehen die Felsbunker den Stellungen der 1. Kompanie gegenüber. Ein Schneehemd wird als Parlamentärfahne gehißt. Leuchtkugel um Leuchtkugel wird verschossen, aber der Feind rührt sich nicht. Ein Spähtrupp marschiert schnurgerade auf die griechischen Stellungen zu. Vornweg der Träger der Parlamentärfahne.



Eine Sprengung soll den Bunker erledigen. Im Schutze des Nebels wird die geballte Ladung auf der Oberseite des Betonklotzes angebracht. Einer neben dem anderen pressen sich die Jäger an den Fels, um selbst der gefährlichen Wirkung der furchtbaren Detonation zu entgehen.

Der vom Gipfel vorstoßende Pionierzug bricht den Widerstand, indem er die Stollen des Bunkerwerks zudämmt. Wenig später hissen die Verteidiger die weiße Fahne. Aber dieser Erfolg war erst möglich, nachdem der Feind von unten und oben in eine Zange genommen worden war.



Niemand schießt, niemand tritt aus dem Bunker – das Nest ist leer. Der Feind hat die Stellung bei Nacht geräumt. Seine Gefallenen liegen noch in den Gräben. Ihre Gesichter sind mit Eis überzogen. Tiefe Stille, wie sie nur die Bergwelt kennt, umgibt uns. Aus vorgefundenen Papieren entnehmen wir, daß hier und am Popot-Liwitsa Evzonen eingesetzt waren. Also das beste Regiment der Griechen. Sie waren in Erwartung des deutschen Angriffs aus der albanischen Front herausgezogen worden.

Nun zieht auch die 1. Kompanie zu Tal. Alle Strapazen sind vergessen, singend und jodelnd ziehen die Söhne der süddeutschen Gaue bergab. Zum erstenmal werden sie nach vier Tagen eine warme Mahlzeit vorgesetzt bekommen, und als Nachspeise wird es Feigen und Korinthen aus einem griechischen Proviantdepot geben. Die harten Tage vor den Felsstellungen der Metaxas-Linie sind eine Etappe ihres kämpferischen Einsatzes gewesen, die morgen von einer neuen abgelöst sein wird, die mit der gleichen Entschlossenheit und dem gleichen Siegeswillen gelöst wird wie die bisherigen.

Nur auf dem Ropesco hat sich der Grieche bisher nicht ergeben; ein Schneehemd wird als Parlamentärfahne gehißt; es bleibt still, nichts rührt sich. Auch auf Leuchtkugeln erfolgt keine Antwort. Kein Wunder, denn im Schutze der Nacht hat der Feind den letzten Bunker geräumt.





II. Olymp — Thermopylen — Athen ...

15. APRIL: Zur Abwechslung ist es wieder einmal glühend heiß. Dicke Staubwolken lasten über dem holprigen Wege, den unsere Vorausabteilung quer über Felder und mitten durch kleine Wälder ausgefahren hat. Wenige Kilometer links erstreckt sich das Ägäische Meer, rechts steigen die kahlen Felshänge des schneebedeckten Olympmassivs zum Himmel empor.

Vor uns riegelt ein hoher Bergrücken den schmalen Küstenstreifen ab. Auf seinem Gipfel erheben sich, weithin sichtbar, Mauern und Türme eines mittelalterlichen Kastells. Von dort oben und am Berghang selbst kontrolliert der Engländer alle Bewegungen unserer vorstoßenden Streitkräfte. Ein Leutnant unserer Kradschützen ist vor 24 Stunden hinter einer Kurve urplötzlich auf eine Gruppe von scherzenden britischen Soldaten gestoßen, die ihn zum Glück nicht bemerkten, so daß er umkehren und uns warnen konnte.

Der Feind, ein geschickter Gegner, sitzt unsichtbar in seinen glänzend getarnten Stellungen längs des Hanges. Wenn eine Bewegung bei uns sichtbar wird, hört man sofort das langsame Tacken seiner Maschinengewehre, ohne bestimmen zu können, woher das Feuer kommt, weil sich der Schall im Hang verfängt und dadurch die Orientierung erschwert wird.

Schwere Infanteriegeschütze mit hohen Schutzschildern schieben sich auf ihren Raupenlafetten langsam zwischen uralten Ahornbäumen bis an das äußerste Schußfeld vor. Dann dröhnt die erste Salve auf. Drüben am Hang steigt eine dunkle Explosionswolke hoch, gleich darauf hört man das dumpfe Grollen des Einschlages.

Es vergehen nur wenige Minuten, da antwortet der Tommy. Kurz hintereinander stehen vier Einschläge dicht vor unseren Geschützen. Der Artilleriebeobachter von drüben ist auf Draht, aber er hat es auch von seiner beherrschenden Höhe herab besonders leicht. Bei uns hilft dann nur Stellungswechsel.

Rasselnd und brummend stoßen jetzt die ersten Panzer, dichte Staubfahnen hinter sich herziehend, hervor. Gestern waren Serben ihre Gegner, heute sind es Tommies oder Griechen.

„Bereitstellung im kleinen Ahornwald voraus, Angriff um 18 Uhr!" — lautet der Befehl für die Panzerbesatzungen.

18 Uhr: Einer nach dem andern brechen die Panzer in ungemein schneller Fahrt aus dem Wäldchen hervor und rollen auf den Berghang zu. Wilde Felsblöcke und dicht verfilztes Dornengestrüpp bedecken den steilen Hang. Die britischen Granatwerfer machen den Panzern den Aufstieg über die Felsblöcke sauer; auch die Maschinengewehre der Tommies kommen nicht mehr zur Ruhe.

Bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit ist heute nichts mehr auszurichten. Der Angriff wird deshalb erst morgen fortgesetzt werden.

16. APRIL: Wir haben gestern etwas Laub in einem Graben zusammengetragen und eine verhältnismäßig ruhige Nacht verbracht. Ab und zu peitschten ein paar Schüsse durch das Dunkel, doch konnte das niemanden von uns mehr aus der Ruhe bringen. Heute ist der Himmel grau bedeckt, auch regnet es. Es gilt, den Burghang vom Tommy zu säubern. Schrittweise schieben sich die Stahlkolosse zwischen mächtigen Felsen durch, walzen das Dornengestrüpp nieder, müssen auch gewichtige Felsblöcke, weil sie sich nicht umgehen lassen, überqueren. Wenn sich die Gleiskette knirschend über sie hinwegschiebt, legt sich jedesmal der Panzer auf die Seite, die Stahlraupen sind zum Bersten gespannt, bis dann das ganze Ungetüm polternd nach vorn überkippt und die Besatzung fluchend nach dem nächsten Felsblock ausschaut, der ihr den Weg auf diese unangenehme Weise versperren könnte.

Der Kommandant gibt seine Befehle an den Richtschützen oder an die anderen Panzer seines Zuges: „Links anziehen. Gas geben — geradeaus." — „Turm auf zehn Uhr!" — „Toni — links den Hang hoch, gegen die Burg sichern!" Plötzlich fegt die erste Garbe der Briten über unsere Köpfe hinweg, einige Geschosse treffen klirrend den Panzerstahl. Im Nu sind die Panzer leergefegt: hinter Felsblöcken in einem leeren Bachbett nehmen die Schützen, die bisher wie Trauben an den Kolossen hingen, Deckung. Der Tommy schießt mit Granatwerfern. Zwischen den Panzern blitzt es auf. Steinsplitter fliegen umher. Dichte weiße Wolken quellen hoch: die Panzer nebeln sich ein. Dann schießen ihre Kanonen. Abschuß und Einschlag am Burghang drüben klingen fast zusammen. Deutlich sieht man einen Tommy gebückt und in langen Sätzen über den Burghang in rückwärtiger Richtung springen. Jetzt hört man auch ein feindliches MG direkt in unserem Rücken. Die Geschosse knallen beim Aufschlag auf die Steine rings um uns her. Ein Panzer setzt drei Schuß aus seiner Kanone auf den Felshang. Als sich Rauch und Staub verzogen haben, schweigt das MG in unserem Rücken.

Sprungweise arbeiten sich die Schützen vor. An dicken Dornen verhaken sich die Uniformen, Hosen und Feldblusen werden zerrissen; aber es geht vorwärts. Das feindliche Feuer hat plötzlich nachgelassen. Zwei Panzer sind mit uns den letzten Berghang hochgekommen. Sie walzen das breite Drahthindernis nieder, das den ganzen Hang bedeckt.



Die Griechen und Briten haben sich nicht nur auf die natürlichen Schwierigkeiten des Landes verlassen, sondern die Vormarschwege der Deutschen hier und da mit Minen verseucht. Beim Nehmen eines steilen Hanges gerät ein Panzerkampfwagen auf vermintes Gelände.

Vom Feind ist nichts mehr zu spüren. Wir erklimmen die letzte Höhe. Mit einer rasch improvisierten Eselskarawane arbeiten sich unsere Gebirgsjäger empor. Oben angelangt, erkennt man entlang der Küste eine Reihe von Lastwagen auf der Flucht: Hurra, der Tommy ist geworfen! Hinter uns am Strande blitzt es auf — Panzer schießen hinter dem fliehenden Feinde her, was die Kanonen hergeben. „Feindstellung durchbrochen, setze leichte Kräfte zur Verfolgung an", gibt Oberst B., der Kommandeur unserer Marschtruppe, zur Division durch. Kradfahrer und Gebirgsjäger setzen dem Engländer nach. Nun können wir uns die Olympstellung der Tommies in Ruhe besehen und selbst für eine kurze Zeit rasten. Wir finden ihre versteckten Wege zum Burghang, die zu den getarnten MG-Nestern führen. Jenseits des Hanges stoßen wir auf eine ganze Zeltstadt, wo alles auf die überhastete Flucht der Briten hinweist: ein halbbesohlter Stiefel auf dem Leisten vor dem Zelt des Schuhmachers, fertiggeschnittenes Fleisch für das Mittagessen im Küchenzelt.

17. APRIL: Der Felsweg über den Burghang ist frei, aber die schweren Panzer haben oft nur einen fingerbreiten Spielraum zwischen den Felswän-



Eine furchtbare Detonation! „Achtung, Minen!" ruft jemand, aber es ist halb so schlimm; trotz des ansehnlichen Minenkraters ist der Panzer nahezu unbeschädigt. Nur die rechte Kette ist aus der Führung gerissen und ein Mann, der aus dem Wagen gesprungen ist, leicht verletzt.

den. Es gibt daher manchen unfreiwilligen Aufenthalt. Gegen Mittag geht es dann auf das Tempi-Tal zu, eine zehn Kilometer lange Felsschlucht, hinter der sich die Ebene von Larissa ausbreitet. Larissa ist die englische Schlüsselstellung. Dort haben die Tommies ihr Hauptquartier aufgeschlagen, dort befindet sich auch ein großer Flugplatz.

Die Panzer marschieren auf der Bahnstrecke. Unerhörte Leistungen müssen die Fahrer vollbringen. Am Abend aber stehen wir doch am Eingang zum Tempi-Paß, hören dort das feindliche Artilleriefeuer. Wieder hat der sich verzweifelt wehrende Tommy seine MG-Nester meisterhaft in den wilden Felshängen versteckt. Die Eisenbahn diesseits des Flusses ist an zwei Stellen derart gesprengt, daß hier niemand etwas ausrichten kann. Am jenseitigen Flußufer verläuft eine brauchbare Straße, aber der Brückenbau wird zuviel Zeit in Anspruch nehmen, die uns kostbar ist, weil wir mit den Panzern in den Kampf eingreifen müssen. Die Panzer der 1. Kompanie werden nachts schwer mit Artilleriefeuer zugedeckt; die Besatzungen können die Fahrzeuge nicht verlassen. Was wird uns der morgige Tag bringen? Es wird erzählt, der Oberst wolle schon morgen in Larissa einmarschieren...

18. APRIL: Es geht wider Erwarten schnell vorwärts: ein Leutnant ist heute morgen in den Fluß gesprungen und dort auf eine Furt gestoßen. Ein kleiner Panzer folgt ihm. Das Wasser spritzt bis über den Turm, und das gesamte Fahrwerk ist unter Wasser, aber der Mann am Steuer gibt Gas und erreicht tatsächlich das andere Ufer. Jetzt folgt ein Panzer nach dem anderen. Wie badende Fabeltiere stürzen sich die Stahlkolosse in den reißenden Pinios.

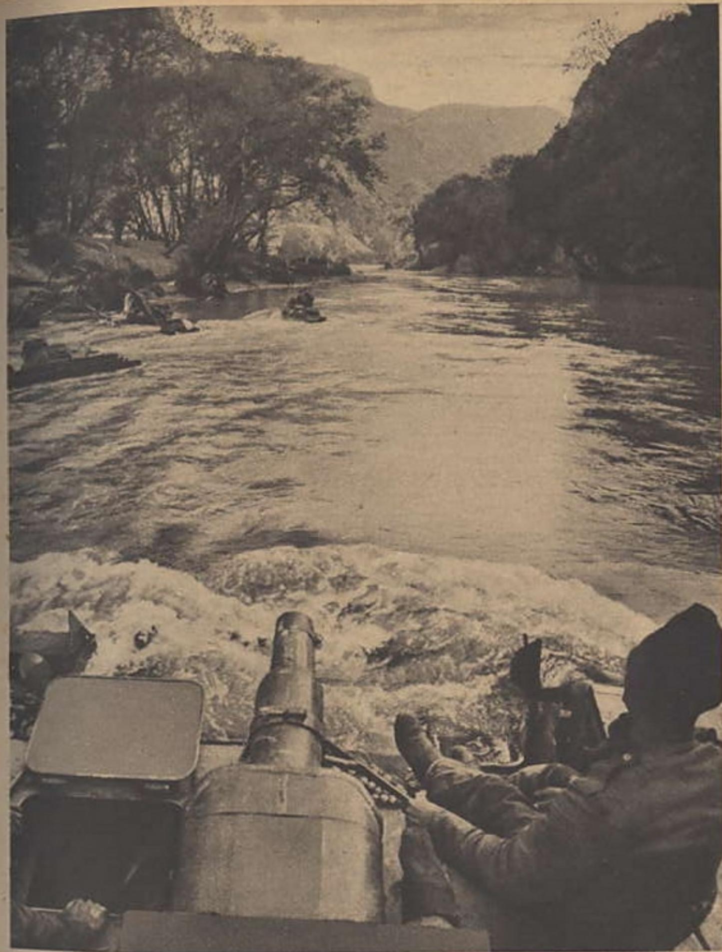
Mittags steht die 1. Kompanie auf dem jenseitigen Ufer. Die 2. und 3. Kompanie folgen über den schmalen Schienenweg, passieren den senkrechten Felshang, durchqueren die Furt und landen auf der jenseitigen Uferstraße, die inzwischen von Pionieren gangbar gemacht worden ist. Im schnellsten Tempo rasseln die Panzer, sowie sie das Flußhindernis überwunden haben, gegen den Feind vor.

Am Ausgang des Passes erreichen wir das Dorf Tempi. Bei einem hier stattgefundenen Gefecht zwischen der britischen Pak und unseren Spitzenpanzern ist der britische Widerstand niedergekämpft und der Durchbruch der Panzerkompanie erzwungen worden. Der Führer des Spitzenfahrzeuges hat die Höhen 15 km vor Larissa erreicht. Jubelnd wird er von Gebirgsjägern begrüßt, die am heutigen Morgen nach viertägigem Marsch — dicht am Olymp vorbei — den Ausgang des Tempi-Passes erreichten.

In den Straßen des Dörfchens Evangelismos halten wir bei einem Trupp gefangener Australier. Sie haben den Umfang ihrer Niederlage noch nicht erfaßt. „Man hat uns gesagt, die deutschen Tanks könnten nicht durch die Schlucht kommen. Auch würden sie nicht durch den Tempi-Paß hindurch

Unerhörte Leistungen werden den Fahrern der motorisierten Kolonnen abverlangt. Wo die Straßen fehlen, müssen die Schienenstränge herhalten. Ausweichmöglichkeiten gibt es nicht — auf der einen Seite steile Böschungen, auf der anderen greifbar nahe die Wogen der Aegäis.





„Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!" — Wie badende Fabeltiere haben sich die deutschen Stahlkolosse in den Pinios, einen der steilhangumsäumten Flüsse Mittelgriechenlands, gestürzt.

können und würden dort in einer Mausefalle stecken. Dann aber ging es immer nur zurück."

19. APRIL: Eine eisige Nacht liegt hinter uns. Langsam steigt die Morgendämmerung herauf. Noch immer rauchen die in Brand geschossenen Lastwagen der Briten, weit und breit aber wird nirgends mehr geschossen. Als der Marschbefehl kommt, geht die Sonne auf und beleuchtet den Rückzugsweg des Feindes: verlassene Geschütze in Feuerstellung, festgefahrene Lastwagen mit Verpflegung – alles schöne, nagelneue Amerikaner. Ausrüstungsgegenstände und Waffen liegen im Straßengraben oder mitten auf den Wegen.

Bald haben wir die ersten Häuser von Larissa erreicht. Die Stadt ist leer, nur Gefangenentrupps, die sich unseren Schützen ohne Widerstand ergaben, ziehen durch die Straßen. Hinter der Stadt finden wir den englischen Flugplatz. Vierzehn Maschinen – teils durch unsere Jäger in Brand geschossen, teils aber noch unversehrt in ihren Sandsackdeckungen – stehen verlassen darauf. Unsere Flieger sind bereits gelandet und stehen neben einem englischen Flugzeug, das gerade zusammengesetzt werden sollte, und dahinter ziehen sich ganze Zeltstädte. Etwa tausend Zelte hat der Tommy hier im Stich gelassen, viele von ihnen vollgepfropft mit Ausrüstung und Verpflegung.

25. APRIL: Tage pausenloser Verfolgung der in Griechenland eingesetzten Empire-Truppen liegen hinter uns. Von Larissa sind wir bis Lamia vorgestoßen, das bei unserem Einzug bereits feindfrei war. Von der Stadt aus sieht man über eine weite Ebene die Thermopylenstraße im Dunst verlaufen. Sie führt dicht am Fuße des Saromata-Gebirges zwischen Fels und Sumpf nach Osten. Als Leonidas mit seinen 300 Spartanern hier die hereinbrechenden Perser unter Xerxes aufhielt, reichte das Meer noch dicht bis an das Gebirge. Heute ist dieser Paß genau so leicht zu verteidigen wie 480 v. d. Ztr. Obwohl die Engländer an dieser Stelle mehr Artillerie zusammengezogen hatten als sonstwo in Griechenland, brachen unsere Panzer am Abend des 24. April in stürmischem Vordringen durch. Für die Tommies kam der Schlag überraschend. Als unsere Panzerspitze längst über die Thermopylen hinaus vorgedrungen war, wurde ein Britentrupp gefangengenommen, der abseits der Straße gerade gemächlich badete.

Unaufhörlich rollen heute die Panzer der Spitzenkompanie den Küstenweg entlang durch verschiedene griechische Dörfer, wo sie von den Einwohnern lebhaft bestaunt werden. Sie erklärten, daß die britischen Nachhuten erst in den frühen Morgenstunden in eiliger Flucht durch Martinon südwärts geflohen sind. Hier halten wir kurze Rast. Die Panzer werden aufgetankt, schnell wird etwas gegessen und die Verfolgung auf schmalen Gebirgspfaden bis in die Ebene von Theben wieder aufgenommen. Theben erweist sich als bereits geräumt.



Hinter den deutschen Soldaten liegt der Thermopylenpaß. Zwar ist er heute weitaus breiter als zu den Zeiten des Leonidas, der den nur 50 Meter messenden Streifen zwischen Gebirge und Meer tagelang gegen die Perser zu verteidigen vermochte. Aber trotzdem war die Stellung für die Briten so vorteilhaft, daß der deutsche Durchbruch am 24. April 1941 für sie völlig überraschend war und alle ihre Hoffnungen über den Haufen warf. Nach hartem Kampf Rast in der Ebene hinter den Thermopylen. Im Hintergrund die berühmten warmen Quellen.



Während noch um die klassische Götterburg Griechenlands, den Olymp, der Kampf tobte, erstiegen sieben Gebirgsjäger den fast 3000 m hohen Berg und hißten dort die Reichskriegsflagge.

26. APRIL: Von Theben aus übernehmen Kradschützen die Spitze auf dem Vormarsch nach Süden. Das Marschziel heißt jetzt Athen. Es scheint, da der Feind nichts von sich hören läßt, als sollten wir Griechenlands Hauptstadt ohne weiteren Aufenthalt erreichen. Plötzlich schickt aber uns der Brite mehrere Granatstöße herüber. Dieser Überfall kommt aus ganz kurzer Entfernung. Hier zeigt sich die Elastizität einer deutschen Kradschützenabteilung. Im Nu unterfahren die vordersten Maschinen das Feuer, werfen sich dann in Deckung, besteigen, als der Befehl zur Zurücknahme des Spitzenzuges durchkommt, ihre Kräder und jagen mit Vollgas, ungeachtet der Einschläge, zurück. Nur zwei Verwundete haben wir bei diesem Unternehmen gezählt.

Der General befiehlt angesichts der Sprengung der Hauptstraße die Umgehung des Parnaß-Gebirges auf Nebenstraßen. Ein griechischer Kaufmann wird auf ein Krad gesetzt und zeigt der Truppe den Weg. 40 Kilometer nördlich von Athen machen wir, von der Bevölkerung freundlich begrüßt, halt.

27. APRIL: Im Morgengrauen geht es weiter. Auf versteckten, schmalen Felswegen nähern wir uns Athen. Endlich kommen immer breitere Straßen, die durch malerische Vororte bis an den Stadtrand von Athen führen. Hier, vor einem kleinen Gasthaus, übergibt der griechische Stadtkommandant Athen dem Vertreter der deutschen Wehrmacht. Dann marschieren Panzerspähwagen und Kradschützen in die griechische Hauptstadt ein. Ihnen bietet sich ein unvergeßlicher Anblick: hoch über der Stadt glänzen in heller Morgensonne die Marmorsäulen des Parthenon.

Die Hauptstadt Griechenlands ist in unserer Hand. Der griechische König, die griechische Regierung sind geflohen, haben bei Nacht und Nebel ihr Land und Volk verlassen und werden nun, von irgendeinem sicheren Hafen aus, vermutlich die Märtyrer spielen und „ihr“ Volk zum weiteren Ausharren auffordern. Aber schon heute wissen wir, daß das vergeblich sein wird.



Von der Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt, übergibt ein griechischer General kampflos die Hauptstadt des Landes den siegreichen deutschen Truppen. Damit ist dem griechischen Widerstand das Rückgrat gebrochen. Während Briten, Neuseeländer, Australier verzweifelt die Flucht nach Kreta und Ägypten versuchen und nur noch die Hoffnung haben, eine Zeitlang den Peloponnes bei Patras und den Kanal von Korinth halten und den „siegreichen“ Rückzug decken zu können — eine Hoffnung, die sich bald als Fehlschlag erweisen sollte —, hat Griechenland sein Schicksal erkannt; längst ist sein König, ist seine Regierung geflohen, das Volk von allen, König, Regierung, Verbündeten, im Stich gelassen worden.



Deutsche Panzer in den steilen Schluchten eines Gebirgstales im mittleren Griechenland. Die scheinbar unwegsamen Geröllhänge sind kein Hindernis.

Ein Stoßtrupp geht hinter einem Panzer gegen eine Anhöhe vor, deren Gipfel von Griechen und Engländern besetzt ist und hartnäckig verteidigt wird.



Fallschirmjäger im Südosten

Von Kriegsberichter Hans Rechenberg

I. Korinth

„In kühnem Angriff aus der Luft nahmen Fallschirmtruppen bereits am 26. April morgens den Isthmus von Korinth sowie die Stadt selbst. Zahlreiche Engländer wurden gefangengenommen, der Rest zog sich fluchtartig nach Süden zurück."

Das gab das Oberkommando der Wehrmacht am 27. April bekannt. Einen Tag vorher hatten die deutschen Truppen Athen erreicht. Kurz nach der Besetzung von Korinth ging die Leibstandarte Adolf Hitler über den Golf von Patras, am Eingang des Golfes von Korinth.

Nach ihren Niederlagen im nördlichen Griechenland hatten die Briten sich auf dem Peloponnes verhältnismäßig sicher gefühlt; sie hielten den gut sechs Kilometer langen Kanal, der zwar nur einige zwanzig Meter breit ist, dessen Böschungen aber bis 80 Meter tief steil ins Wasser abfallen, für ein unüberwindbares Hindernis, zumal nur eine Brücke über den Kanal führte. Mit der Eroberung Korinths hatten die deutschen Fallschirmtruppen ihrer bisher noch kurzen, aber um so ruhmvolleren Geschichte ein neues – und nicht das letzte – Ruhmesblatt zugefügt.

Frühjahr 1941. Die Verbände der deutschen Südostarmee sind zum Angriff in Serbien und Griechenland angetreten. Unter den harten Schlägen der deutschen Angriffe zieht sich der Engländer aus seinen letzten Schlupfwinkeln in Europa zurück.

Auf den Einsatzhäfen der deutschen Luftwaffe, immer dicht hinter der Front, die stündlich um Kilometer vorangetragen wird, warten Einheiten der deutschen Fallschirmtruppe auf Einsatz. Material und Geräte sind bereit, an der befohlenen Stelle den Angriff aus den Wolken im Rücken des Feindes zu führen. Tagelang warten wir nun schon auf den erlösenden Befehl. Je schneller unsere Truppen in Serbien und Griechenland vorstoßen, um so geringer wird unsere Hoffnung. Sollen wir auch diesmal wieder umsonst warten?

Eines Tages aber ist es soweit. Untrüglich sind die Anzeichen. Die Flugplätze sind dicht aufgefüllt mit startbereiten Ju 52. Kuriermaschinen starten und landen. Der Kommandeur unserer Kampfgruppe wird zurückerwartet. Sein Gesicht bei der Landung ist das beste Stimmungsbarometer, dazu der Befehl: Die Offiziere zur Einsatzbesprechung ins Kommandeurzelt!

In wenigen Stunden sind die Flugzeuge aufgerüstet. Die Einsatzverpflegung wird ausgegeben, alles überflüssige Gepäck eingesammelt und eingelagert. Der Außenstehende erlebt in den wenigen Stunden bis zum Start ein scheinbar unentwirrbares Durcheinander. Zur befohlenen Stunde ist alles bereit, bereit zur letzten Verlegung zum Absprunghafen, der erst wenige Tage vorher von unseren Truppen erobert wurde.

Im letzten Schein der sinkenden Sonne landen wir auf dem Absprunghafen, auf dem überall noch die Spuren des Kampfes zu sehen sind. Der Einsatzbefehl wird den Männern bekanntgegeben. Unsere Fallschirmjägerkampfgruppe wird den Isthmus von Korinth besetzen, die Kanalübergänge sichern und bis zum Nachstoßen der Heeresverbände halten, die im gegenwärtigen Augenblick in den Thermopylen kämpfen. Rückzugsbewegungen der englischen Truppen über den Isthmus von Korinth sind festgestellt worden und sollen verhindert werden.

Unsere erste Aufgabe ist die Besetzung der einzigen Kanalbrücke, die Verhinderung des englischen Rückzuges über den Kanal, weiter die Besetzung der Stadt Korinth und schließlich — je nach Lage — die Verfolgung des bereits geflüchteten Engländers auf dem Peloponnes.

Bis zur befohlenen Startzeit stehen uns noch einige Stunden Ruhe bevor. Neben jeder Maschine zelten die Gruppen der Fallschirmjäger. Es ist eine unruhige Nacht, in jeder Hinsicht! Kaum richtig eingeschlafen, wird man bereits wieder aufgeweckt. Es ist soweit. Noch liegt der Flugplatz im tiefsten Dunkel, nicht gerade angenehm für die immerhin langwierigen Vorbereitungen, vor allem auch das Verpassen des Schirmes. Im Schein der Taschenlampen wird gegenseitig der richtige Sitz des Fallschirmes kontrolliert. Obwohl wir nur das Notwendigste mitnehmen, sind wir bepackt wie die Weihnachtsmänner. Vor allem Waffen und Munition!

Der Kanal von Korinth, der die schmale Landenge zwischen dem Peloponnes und dem nördlichen Griechenland durchschneidet. Bis zu 80 Metern fällt die steile Böschung des wenig mehr als 20 Meter breiten Kanals ab. Die Engländer hielten das Übersetzen deutscher Truppen über den Kanal, dessen Ufer nur eine Brücke verband, für unmöglich und fühlten sich sicher.

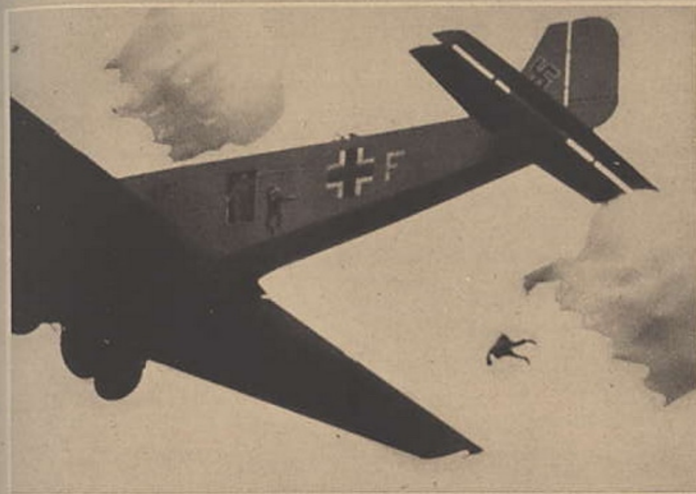




Der Anflug —

Trotz verschiedener naturbedingter Schwierigkeiten klappt alles reibungslos, etwas anders zwar als bei den Vorbereitungen zum Übungssprung. Jeder Handgriff ist so oft geübt, daß er wie im Schlaf, bei Tageslicht und in der Dämmerung klappt. Eine Maschine nach der anderen rollt zum Start. Startverzögerung! Nachdem schon vorher unser rechter Motor nicht ganz mitmacht, platzt unser rechter Reifen beim Anrollen. Allgemeine Enttäuschung. Was nun? Die Kameraden starten, sollen wir etwa hierbleiben müssen? Kurze Beratung. Der Flugzeugführer startet, auch mit einem „Platten". In den nächsten Sekunden steigt die Spannung. Schwerfällig rollen wir über den Flugplatz. Hurra, wir schaffen es! Wenige Meter vor dem Platzende löst sich die Ju 52 vom Boden.

Im ersten Morgendämmern überfliegen wir die griechische Landschaft. Zu anderen Zeiten zweifellos einer der landschaftlich reizvollsten Flüge, heute für uns die letzte Nervenprobe. Den wenigsten steht der Sinn danach, sich zu unterhalten, die Beobachtung der Landschaft ist nichts weiter als eine Ablenkung. Die meisten haben mit eigenen Gedanken zu tun, deren Kreislauf sich nachträglich schlecht wiedergeben läßt. Die Bereitschaft des Einsatzes, das Wissen um ein besonderes Erleben prägt



der Sprung —

sich auf den Gesichtern. Von Zeit zu Zeit ein Scherzwort, schwerverständlich und darum oft wiederholt im Lärm der Motoren.

Heller wird es, als wir die See erreichen. In allen Richtungen neben uns und vor uns Kette auf Kette Ju 52, in denen unsere Kameraden dem gleichen Ziel, dem gleichen Einsatz entgegenfliegen. Voraus das Ziel, die Einfahrt des Kanals von Korinth. Wir sind aufgestanden, „fertig zum Absprung". Unter uns Land, das hügelige Gelände der Südseite des Isthmus von Korinth. Jeder einzelne von uns kennt das Absprunggelände, hat es sich genauestens eingeprägt, um nach der Landung sofort zum befohlenen Einsatzort zu gelangen.

„Uüüü ... ht", der Befehl zum Sprung. Jeder Nerv ist gespannt, alle Gedanken sind nur auf das eine Ziel gerichtet, die Körperkraft für den Sprung und die Landung einzusetzen. Fest abgedrückt von der Maschine, die Arme in die Luft geworfen und hinaus!

Noch im Durchfallen die erste genaue Orientierung und Feindbeobachtung. Auch nach dem Öffnen des Schirmes ist in den kurzen Sekunden des Schwebens am Schirm eigentlich nur das Gelände unter uns genauer auszumachen. Manchmal pfeift es verdächtig. Gewehr- und MG-Feuer.



— die

Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben der Fallschirmtruppen war, die über den Kanal von Korinth führende Brücke zu sichern. Ein Pionierzug war mit den ersten Fallschirmjägern auf beiden Seiten des Kanals abgesprungen, um eine Sprengung durch die Engländer zu verhindern. Die englischen Sicherungsabteilungen konnten trotz starker Überlegenheit des Feindes niedergekämpft werden. Die Sprengladungen wurden unter der Brücke herausgerissen, aber ...

Wir werden also erwartet. Stellungen der Engländer sind, zunächst wenigstens noch, nicht zu erkennen. Unser Absetzplatz liegt einige hundert Meter südlich der Kanalbrücke in einer Talsenke. Das Gelände selbst ist kahl und unübersichtlich, einige Felder, daneben Weinreben durchziehen das größtenteils öde Gelände. Der Kanal durchschneidet tief die $6^1/_2$ km breite Landbrücke.

In dieses Gelände nördlich und südlich des Kanals springen unsere Fallschirmjägereinheiten am Morgen des 26. April. Englische Truppen, die Nachhuten der in Griechenland eingesetzten Armeen, soweit sie sich rechtzeitig lösen konnten, haben beiderseits des Kanals behelfsmäßig gesicherte Stellungen für die Nacht bezogen. Gesichert ist der Isthmus von zahlreichen schweren und leichten englischen und griechischen Batteriestellungen.

Während des Schwebens erkenne ich genauer, daß das öde Gelände



Brücke!

... ein unglücklicher Zufall wollte es, daß eine englische Granate in einer herausgerissenen Ladung auf der Brücke krepierte, während die Fallschirmjäger gerade im Begriff waren, die letzte englische Flakstellung zu nehmen. In Sekundenbruchteilen war die Brücke verschwunden und mit ihr alle diejenigen tapferen deutschen Soldaten, die sich auf ihr befanden, darunter auch der Bildberichter, von dem die Aufnahmen auf diesen beiden Seiten stammen, seine letzten.

wenig ansprechend für die Landung ist. Ich falle direkt auf eine Felsgrube zu. Also Beine fest zusammen.

Ein starker Aufprall — zwar unfreundlich hart, aber fest und sicher hat die Erde mich wieder. Außerdem bietet die Grube erste Deckung, um sich vom Schirm frei zu machen. Instinktmäßig befühlt man die etwas „angestoßenen" Glieder, angefangen an den empfindlichsten Stellen am Kopf. Es ist alles ganz.

In guter Deckung, am Rande der Grube eine kurze Orientierung! Von allen Seiten arbeiten sich Fallschirmjäger, frei vom Schirm, von Zeit zu Zeit schießend und Deckung nehmend, vor. Wir sind in die englischen Stellungen hineingesprungen und müssen uns im Nahkampf vorarbeiten. Am Himmel deutsche Flugzeuge, wohin das Auge blickt. Sie setzen unsere Kameraden an allen Stellen des Isthmus ab. Über, unter und zwischen den Ketten der Ju 52 Zerstörer und Jagdflugzeuge. Sie sichern das Ab-



Immer neue Ketten von Ju's erscheinen, immer mehr Fallschirmjäger springen in Rudeln ab!

setzen der Fallschirmjäger und greifen mit ihren Bordwaffen die erkannten englischen Stellungen an. Zu Hunderten schweben unsere Kameraden am Schirm dem Kampf entgegen, während am Boden bereits aus allen Richtungen Kampflärm, Gewehr- und MG-Feuer, Handgranatendetonationen und vereinzelt noch Abschüsse der Flak das Motorengeräusch der an- und überfliegenden Maschinen übertönt.

Der einsetzende mehrstündige Kampf ist harter Nahkampf. Der Engländer hat Zeit gehabt, sich von der ersten Überraschung zu erholen und verteidigt sich in den vorbereiteten Nestern. Der Rückzug ist für den Engländer in dem Gelände am Isthmus, das wir durch den Absprung besetzt halten, ausgeschlossen. Vorstöße leichter Panzer auf der Straße von Korinth werden abgewiesen, die englischen Panzer, teils mit erbeuteten Panzerbüchsen, zusammengeschossen oder anderweit, noch fahrfertig, außer Gefecht gesetzt.

Wenige Minuten nach unserer Landung haben wir unseren befohlenen Einsatzort erreicht. Von allen Seiten werden die ersten Gefangenen gebracht. Da zerreißt plötzlich eine gewaltige Detonation einige hundert Meter halbrechts von uns die Luft. Eine riesige schwarze Rauchsäule steigt zum Himmel auf, graue Rauchschwaden hüllen in breiter Front die Ufer des Kanals ein. Die Brücke!

Unser Pionierzug, der mit den ersten Jägern beiderseits der Brücke sprang, um eine Sprengung durch die Engländer zu verhindern, hat zunächst mit gutem Erfolg heldenhaft gegen starke englische Sicherungs-

abteilungen die Brücke erkämpft. Mehrere Batterien konnten außer Gefecht gesetzt und die Sprengladung unter der Brücke herausgerissen werden. Während die Männer vorstürmen, um die letzte englische Flakstellung niederzukämpfen, krepiert in die herausgerissene Ladung auf der Brücke hinein eine englische Granate — ein Zufallstreffer von schwersten Folgen. Im Augenblick war von der Brücke und den Männern auf ihr nichts mehr zu sehen, ein gähnender Abgrund fällt tief und steil in das Kanalbett, an dessen Oberfläche die letzten Reste der Eisenkonstruktionen zu erkennen sind, deren zerrissene Pfeiler rechts und links an beiden Brückenköpfen das Bild der Zerstörung bieten.

An der Brücke ist der Kampf zu Ende, die feindlichen Batterien sind sämtlich außer Gefecht gesetzt. Auf der nördlichen Seite des Kanals säubern Fallschirmjäger das Gelände in heißen Kämpfen von den Resten der englischen Truppen, die niedergemacht oder gefangengenommen werden.

Die Westeinfahrt zum Kanal ist inzwischen ebenfalls fest in der Hand der dort gesprungenen Fallschirmtruppen. Die ersten Sicherungen sind bis an den Stadtrand nach Korinth hin vorgetrieben. Auf der Straße nach Korinth an beiden Seiten mehr oder weniger zerstörte Last- und Personenwagen, die mit mehr oder weniger Erfolg fahrfertig gemacht werden. Über Korinth selbst deutsche Stukas! Die Stadt muß schnell und ohne Blutvergießen besetzt werden. Unsere motorisierte Streitmacht für den Vorstoß nach Korinth hinein besteht aus einem englischen Militärwagen, Marke Humber, den ich irgendwo im Gelände entdeckt und ohne viel Mühe — der Schlüssel steckte in der Zündung — fahrfertig machen konnte.

Leutnant R. führt das Unternehmen mit Umsicht und Geschick; für den Ernstfall soll uns eine Nebelgranate einhüllen. Drei Fallschirmjäger auf den Trittbrettern sichern nach allen Seiten. Zu unserer Bedeckung fährt ein von Fallschirmjägern gesteuerter erbeuteter leichter englischer Tank bald voraus, bald hinter uns. An der entscheidenden Stelle bleibt der Panzer kochend zurück.

Mit einigen Aufenthalten und Schwierigkeiten, die samt und sonders überwunden werden, geht es hinein in die Stadt. Einen Führer in Gestalt eines griechischen Polizeibeamten haben wir aufgetan. Er soll und will uns zum Bürgermeister führen, der zur Übergabeverhandlung zum Kommandeur unserer Kampfgruppe gebracht werden muß. Die Suche stößt auf einige Schwierigkeiten, führt aber schließlich doch zum Ziel, und während wir noch das Gerichtsgebäude von englischen und griechischen Soldaten, Zivilisten und Gefangenen säubern, kann Leutnant R. mit Bürgermeister und Stadtkommandanten und einem zweiten organisierten PKW zum Gefechtsstand fahren, wo unser Kommandeur Oberst St. dem Bürgermeister die Bedingungen der Übergabe diktiert. Kurze Zeit später rücken die ersten Gruppen der Fallschirmjäger in Korinth ein. Die Stadt und das Gelände am Isthmus sind fest in unserer Hand. Unsere Fallschirmjägereinheit, die Kampfgruppe St., hat in wenigen Stunden



Bereits drei Stunden nach dem Einsatz der Fallschirmjäger konnte einer ihrer Trupps des Bürgermeisters und Polizeichefs von Korinth habhaft werden, der die Stadt den Deutschen übergab.

erbitterten Kampfes mit einem zahlenmäßig und waffentechnisch überlegenen Gegner ihre Aufgabe glänzend gelöst.

Gewiß, durch einen unglücklichen Zufall ist die Brücke zerstört. An der Osteinfahrt des Kanals wird aber bereits an einer Notbrücke gearbeitet, die später ausreicht, die ersten Heeresverbände überzusetzen, eine Leistung, die bei dem Mangel an Material nicht hoch genug angerechnet werden kann.

Ohne Zögern geht der Vorstoß nach Süden weiter. Der Flugplatz ist in den Mittagsstunden in unserer Hand. Verfolgt von deutschen Kampfverbänden flüchten die Reste des englischen Korps auf den Straßen des Peloponnes, um in den Häfen die rettenden Transportschiffe zu erreichen.

Die Spitzen der Heerestruppen sind erst im Anmarsch auf der Nordseite des Kanals, weiter westlich, bei Patras, werden gerade die ersten Einheiten der Waffen-SS übergesetzt. Die Fallschirmjäger haben ihre Aufgabe zwar gelöst, doch der flüchtende Engländer darf nicht aus den Fingern gelassen werden. Der Kommandeur befiehlt der Gruppe Hauptmann Sch., die inzwischen mit Beutekraftwagen voll motorisiert ist, den Engländer nach Argos und Nauplia zu verfolgen. Es beginnt der sogenannte „Argonautenzug" der Fallschirmtruppe.

Immer in Fühlung mit dem flüchtenden Gegner, die Spitze im ständigen Nahkampf, bleiben die Fallschirmjäger dem Engländer im Nacken. In kühnem Handstreich gelingt es, Argos, Nauplia und andere Ortschaften zu erobern. Überall, wo der Feind sich zeigt, wird er geschlagen und zur

bedingungslosen Übergabe gezwungen. Nur wenige Engländer können sich auf die Schiffe retten, und als die Verbindung mit der von Patras aus vorstoßenden Waffen-SS hergestellt ist, sind die letzten Reste des stolzen englischen und neuseeländischen Expeditionskorps in Griechenland gefangen oder aufgerieben. Einige in der Nähe liegende Inseln werden so nebenbei gesäubert und besetzt. Unsere Aufgabe ist gelöst. Die Männer haben sich geschlagen wie Fallschirmjäger. Im schwersten Nahkampf ist der englische Gegner bezwungen worden, der Peloponnes ist erobert und damit das ganze griechische Festland in deutscher Hand.

Das Unwahrscheinliche ist geschehen, mit dem der Engländer nicht gerechnet hatte! Der Peloponnes ist nicht das sichere Refugium geworden, von dem aus man in aller Seelenruhe auf die Einschiffung nach Kreta oder Alexandria warten kann. Fallschirmjäger, oft bespöttelt und mehr noch — seit Eben Emael und Rotterdam — gefürchtet, haben sich auf die Fersen der Briten gesetzt, und neben ihnen, auf dem westlichen Peloponnes, die Waffen-SS, die nach ihrem kühnen Satz über den Golf von Patras den Gegner nicht mehr aus den Augen läßt.

Nachdem die letzten britischen oder Dominien-Truppen aus Griechenland verschwunden waren — soweit sie nicht in Gefangenschaft geraten oder gefallen waren —, verkündete Churchill, daß nun aber Kreta, das hauptsächliche Fluchtziel, „bis zum Tode" verteidigt werden müsse.

Es kam anders . . .

Auf dem „Argonautenzug" der Fallschirmjäger. Engländer, die während des Vormarsches nach Argos und bei der Säuberung des Peloponnes überraschend gefangengenommen wurden





Noch während der deutsche Vormarsch auf dem Peloponnes im Gange ist, wird die durch einen Zufallstreffer in eine Sprengladung völlig zerstörte Brücke über den Kanal von Korinth (oben) durch eine Hilfsbrücke am Osteingang des Kanals von unseren Pionieren ersetzt.



II. Stunde der Bewährung: Kreta

„Deutsche Fallschirmjäger und Luftlandetruppen stehen seit den frühen Morgenstunden des 20. Mai auf der Insel Kreta im Kampf gegen Teile des britischen Heeres. Im kühnen Angriff aus der Luft eroberten sie, unterstützt durch Jagd-, Zerstörer-, Kampf- und Sturzkampffliegerverbände, taktisch wichtige Punkte der Insel. Nach weiterer Verstärkung durch Verbände des Heeres sind die deutschen Truppen zum Angriff übergegangen. Der Westteil der Insel ist bereits fest in deutscher Hand . . ."

„Im Kampf um Kreta erzielte die Luftwaffe außergewöhnliche Erfolge gegen die britische Mittelmeerflotte . . ."

Aus den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht vom 24. bis 26. Mai 1941.

„Es ist eine äußerst heftige Schlacht. Ich werde den Männern, die sie auskämpfen, ermutigende Botschaften zukommen lassen, und sie müssen wissen, daß es sich um eine der wichtigsten Schlachten handelt, da sie für die Kämpfe im Mittelmeer entscheidend sein kann."

Winston Churchill im englischen Unterhaus am 22. Mai 1941

„Die am 20. Mai durch eine gewaltige Luftlandung begonnenen Operationen zur Besitznahme des britischen Bollwerks Kreta nähern sich ihrem Abschluß. Der feindliche Widerstand ist überall zusammengebrochen . . ."

„Der Kampf um Kreta ist beendet. Die ganze Insel ist frei vom Feind."

Aus den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht vom 30. Mai bis 2. Juni 1941.

„Auf Kreta haben die italienischen Truppen in gemeinsamem Vorgehen mit den deutschen Einheiten die festgesetzten Ziele erreicht."

Aus dem Bericht des Hauptquartiers der italienischen Wehrmacht vom 2. Juni 1941.

Lagerleben auf dem Peloponnes! Der Feldzug auf dem Peloponnes ist beendet. Unsere Fallschirmtruppe sonnt sich unter dem heißen Himmel Griechenlands. Waffen und Ausrüstung sind überholt, die Truppe ist wieder einsatzbereit. Andere Einheiten der Fallschirmkorps sind in Griechenland eingetroffen.

Während schon die ersten Verbände des Heeres nach siegreichem Kampf in die Heimat oder an andere Fronten abrücken und die ersten italienischen Truppen die Städte besetzen, entstehen in den ersten Maiwochen überall abseits von den Straßen auf Feldflugplätzen die Zeltlager der deutschen Fallschirmtruppe. Ein neuer, großer Einsatz steht bevor. Zeit und Ziel sind unbekannt. Aber nicht lange dauert die Wartezeit, der Einsatzbefehl ist da!

Sternenklare Nacht, wolkenloser Himmel. Überall auf den Flugplätzen der Fallschirmjäger herrscht Leben. Noch in der Nacht sind die letzten Vorbereitungen beendet. Letzte Einsatzbesprechung – jedem einzelnen ist das Ziel, der Auftrag im allgemeinen und der eigene Kampfauftrag genauestens bekannt. Auf die Minute rollt das grandiose Räderwerk des ersten Angriffes aus der Luft gegen eine „uneinnehmbare Insel", der Eroberung Kretas an. Ein gigantischer Einsatz, bis ins kleinste ausgedacht von einer überlegenen Truppenführung, ausgeführt von deutschen



Soldaten, denen nichts unmöglich ist. Die Stunde höchster Bewährung für die Fallschirmtruppe ist da.

In den ersten Morgenstunden des 20. Mai starten unsere Maschinen vom griechischen Festland. Kette auf Kette nimmt Kurs Kreta. Wir alle wissen, ein schwerer Einsatz steht bevor, vielleicht der schwerste überhaupt. Wir werden auf einen englischen Gegner stoßen, der stark, gut vorbereitet und zum letzten Kampf um die Insel entschlossen ist. Seit einem halben Jahr ist Kreta von ausgewählten englischen Truppen besetzt und befestigt. Die Verteidigungsanlagen sind hervorragend vorbereitet. Die taktische Lage ist für die Verteidiger so günstig, wie nur irgend möglich.

Der Angriff der deutschen Fallschirmjäger in den Morgenstunden des 20. Mai erfolgt in eine wohlvorbereitete englische Festung hinein. Fast gleichzeitig an vier verschiedenen Stellen der Insel springen die deutschen Fallschirmjäger in die entscheidenden englischen Stellungen. Unter schwersten Kämpfen werden die Ausgangsstellungen, die im Sprung aus der Luft erobert sind, vom Feind gesäubert, besetzt und trotz überlegenem Abwehrfeuer und -waffen im Nahkampf gehalten und erweitert, bis schließlich nach tagelangen verlustreichen Kämpfen im Westen der Insel ein Landekopf gebildet ist, auf dem die Einheiten der Gebirgsjäger gelandet werden können. Abgeschnitten und völlig auf sich allein gestellt halten inzwischen die anderen Gruppen jeden Fußbreit der Stellungen und binden damit die englischen Verteidigungskräfte, zum großen Teil ohne Kenntnis der Ereignisse bei den anderen Gruppen und ohne nennenswerten Verpflegungs- und Munitionsnachschub, bis der Entsatz da ist. Der Einsatz unserer Einheit, der Kampfgruppe H., erfolgt im Gelände vor Chania, dem Regierungssitz, in einem langgestreckten Tal beiderseits der Hauptstraße.

Wir sind auf Kreta! Die Spannung des stundenlangen Anfluges ist

einer ruhigen Überlegung und Sicherheit gewichen von dem Augenblick an, in dem beide Füße den Boden berühren, der im Augenblick zwar noch von Engländern besetzt ist, deren Gewehr-, MG.- und Flakabwehr uns noch in der Luft und unvermindert stark am Boden empfängt. Um uns herum sprangen und springen in jedem Augenblick die Männer unserer Kampfgruppe. Nach Chania zu stoßen unter Führung des Kommandeurs, Oberst H., nach dem Sprung gesammelt unsere ersten Einheiten beiderseits der Straße gegen die beherrschenden Höhen vor. Der Engländer nützt seine gut ausgebauten Verteidigungsstellungen aus, um zunächst den Sprung, dann aber das Sammeln der Fallschirmjäger nach der Landung durch dauernden Beschuß zu verhindern. Es gelingt ihm nicht. Der heldenhafte, todesmutige Kampf jedes einzelnen Mannes der Fallschirmtruppe bricht im Nahkampf den ersten englischen Widerstand. Selbst vielen der Männer, die mitten in die englischen Stellungen hinein gesprungen sind, gelingt es — wenn auch häufig leicht verwundet — vom Schirm frei zu kommen und mit Nahkampfwaffen die Engländer zu überrennen.

Auf dem Gefechtsstand, der in der Nähe eines großen Gebäudekomplexes, dem Zuchthaus von Chania, untergebracht ist, laufen bereits eine Stunde nach dem Sprunge die ersten zusammenhängenden Meldungen ein, die ein einigermaßen übersichtliches Bild der Lage vermitteln. Die Einheiten unserer Kampfgruppe sind in Richtung Chania im schweren Kampf um die Höhen verwickelt. Von den westlicher gesprungenen Gruppen liegen bei uns noch keine Meldungen vor. Nach Norden zu sperrt eine überlegen gesicherte Höhe den Vorstoß auf Chania. Hier sind besonders starke englische Kräfte angesetzt. Der ganze, steil ansteigende Hang ist übersät mit englischen Widerstandsnestern, die geschickt dem Gelände angepaßt sind.

Die Funktrupps sind in voller Tätigkeit. Sofort nach dem Absprung

Karte der Insel Kreta mit allen im Bericht genannten Orten. Die Fallschirme mit den Daten geben Ort und Tag der Absprünge. Daten ohne Fallschirme die Tage der Einnahme an.





Auf Kreta! Die Fallschirmjäger sind abgesprungen. Ihre erste Aufgabe ist, im Raum von Chania, der Hauptstadt der Insel, in einem langgestreckten Tal die Hauptstraße zu besetzen.

müssen die Funker sich zum befohlenen Gefechtsstand durchschlagen und mit ihren Geräten die Verbindung nach allen Seiten sicherstellen. Eine besonders wichtige Aufgabe, die in kürzester Zeit nach dem Absprung gelöst ist und für die ganze Dauer der Kampfhandlungen in jedem Augenblick die Funkverbindung sicherstellt. Für unsere Gruppe sieben Tage lang die einzige Verbindung zur Außenwelt!

In jeder Beziehung sind die Verteidiger im Vorteil. Überlegen an Zahl und schweren Waffen, unterstützt von einer aufgehetzten Zivilbevölkerung, die zu den gemeinsten Mitteln greift und ihren Haß an Verwundeten und Toten austobt. Auch das Klima begünstigt die Verteidiger wesentlich. Die Engländer sind seit mehr als sechs Monaten auf der Insel und an die unerträgliche Hitze gewöhnt. Ihre Uniformen, die kurzen Hosen und kurzärmeligen gelbbraunen Hemden, erleichtern die Bewegungen in dem steinigen Gelände, auf das von den ersten Morgenstunden bis zum Abend unbarmherzig die heiße Sonne niederbrennt. In dieser Gluthitze — selbst der geringe Schatten der Olivenbäume gewährt keine Kühlung — stürmen die Fallschirmjäger in ihren schweren Uniformen, den

Das von den Flugzeugen der Fallschirmjäger abgeworfene Gerät, Waffen und Munition vor allem, wird zunächst in Deckung gebracht. Dann heißt es, beiderseits der Hauptstraße gegen die vom Feind besetzten und stark verteidigten Höhen vorzugehen, die die Hauptstadt beherrschen.



dicken Sprungstiefeln, der langen Überfallhose, im Uniformrock und über allem noch in Sprungkombination, gegen die englischen Stellungen an. Dabei bedeutet die geringste Bewegung erschlaffende Anstrengung. Zu der schweren moralischen Belastung des beinahe aussichtslos scheinenden dauernden Angriffes gegen stärkste englische Stellungen tritt die körperliche Belastung des Kampfes gegen Hitze und Durst. Trotzdem dürfen die Kämpfe keinen Augenblick ruhen, einige Höhen müssen unbedingt genommen werden, damit bis zum Abend unsere Stellung wenigstens einigermaßen sicher vor Überraschungen ist. Die Sicherung ist in den späten Nachmittagsstunden gelungen, bis auf die beherrschende Höhe im Norden, auf der die Engländer vor und im Ort Galatas besonders starke Verteidigungsanlagen ausgeworfen haben. Der Kampf um diese Höhe dauert tagelang an, mit wechselndem Erfolg. In jeder Hecke, auf den Bäumen und in überdachten Nestern sitzen die englischen Scharf- und MG.-Schützen, die auch bei Angriffen unserer Zerstörer nicht aus den Stellungen weichen. Mehrfach am Tage geflogene Bombenangriffe bringen zwar eine wesentliche Unterstützung für den Angreifer, vermögen aber den Engländer — wenigstens in den ersten Tagen — nicht entscheidend zu zermürben. Der Kampf um diese Höhe ist ein opferreiches Heldenlied der deutschen Fallschirmtruppe.

Die erste Nacht, es sollen noch zahlreiche ähnliche folgen, bricht an, ohne daß eine wesentliche Klärung der Lage erzwungen werden konnte. Einbruchsversuche des Engländers an verschiedenen Stellungen werden abgewiesen. Jedermann ist auf der Wacht, die Sicherungen halten selbst starken englischen Durchbruchsversuchen stand.

Der Morgen bringt deutsche Bombenangriffe auf die englischen Stellungen; aus Richtung der Sudabucht dröhnen dumpfe Bombeneinschläge herüber. Der Rundfunk — die laufenden Wehrmachtsberichte werden von unserer Funkstelle ständig abgehört — berichtet von der Vernichtung der englischen Flotte um Kreta durch deutsche Kampf- und Sturzkampfverbände. Die absolute Luftüberlegenheit unserer Flugzeuge, in jeder Stunde des Tages klar erkenntlich, ist für uns nicht nur eine wichtige Hilfe, sondern auch eine starke moralische Unterstützung.

Vom ersten Tage an erfolgt geregelter Nachschub durch Absetzen aus der Luft. Ausreichend Munition ist vorhanden. Mit viel Geschick gelingt es, die Verpflegungslage unter Ausnutzung des Vorgefundenen auf einem erträglichen Stand zu halten, wobei sich die mit uns gesprungenen Verwaltungsbeamten besonders bewähren.

Auch für unsere Verwundeten ist vom ersten Tage an gesorgt. Die Insassen des Zuchthauses mußten weichen und die Räume gründlich säubern, damit dort der Hauptverbandsplatz eingerichtet werden konnte. Hier sammeln unsere Ärzte das Sanitätspersonal, das sich unter schwersten Kämpfen nach dem Sprunge durchschlagen muß, um den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten. Zunächst stehen ihnen nur die wenigen Hilfsmittel zur Verfügung, die sie und ihre Männer beim Sprunge neben den Waffen mitführen können. Sie sind ausreichend für die erste Hilfe, die

meist entscheidend für die Rettung des Verwundeten ist. Später abgesetzter Nachschub sorgt dafür, daß die ärztliche Betreuung voll gewährleistet ist. Im Lärm des Kampfes werden die Wunden verbunden, schwierigste Operationen durchgeführt. Tag und Nacht haben die Sanitätstruppen keine Ruhe. Unter ungünstigsten Verhältnissen hat unsere Fallschirmsanitätstruppe im Tal vor Chania ein Lazarett eingerichtet, geführt und in tagelanger aufreibender Arbeit die Verwundeten betreut. Vielen unserer Kameraden hat dieser vorbildliche Einsatz das Leben gerettet und die Gesundheit wiedergegeben. Auch einige englische Verwundete verdanken ihre Wiederherstellung der ersten Hilfe deutscher Fallschirmsanitäter!

Am dritten Tage haben unsere Spähtrupps sich in den späten Abendstunden zu den vordersten Stellungen der westlich von uns, in Malemes gesprungenen Fallschirmeinheiten durchgeschlagen. Ein leicht verwundeter Melder bringt die Nachricht, daß die ersten Einheiten der Gebirgsjäger gelandet werden konnten. Eine Landung auf dem unter schwersten Opfern eroberten Flugplatz im Feuer der englischen Batterien! Für uns bedeutet die wenn auch sehr lose Erdverbindung Aussicht auf bald eintreffenden Entsatz. Vorderhand dauern allerdings die Kämpfe der gemeinsam vorgehenden Gebirgs- und Fallschirmjäger weiter an, so daß vor Eintreffen genügender Verstärkungen der Gebirgstruppe mit unserem Entsatz und dem Vorstoß auf Chania und die Sudabucht nicht zu rechnen ist.

Als in den Nachmittagsstunden des 24. Mai der deutsche Rundfunk die Sondermeldung über die Besetzung Kretas durch deutsche Fallschirmtruppen bekanntgab, hat es wohl kaum aufmerksamere Hörer gegeben, als die Fallschirmjäger auf Kreta selbst. Wie ein Lauffeuer verbreitete

Britische Soldaten werden von unseren Fallschirmjägern gestellt und gefangengenommen.



sich der Bericht von unseren Kämpfen im deutschen Wehrmachtsbericht von Mann zu Mann. Der Westteil der Insel war fest in unserer Hand. Schon am Tage vorher waren die Spitzen der Gebirgsjäger zu uns gestoßen zur Bereitstellung für die kommenden Angriffe, zur Besetzung der Hauptstadt, der Sudabucht und Entsetzung der in Rethymnon und Iraklion kämpfenden Fallschirmtruppen.

Zusammen mit den Gebirgsjägern gelingt es schließlich, auch die Höhe von Galatas zu erobern und mit den an der Küstenstraße vorgestoßenen Fallschirmtruppen gegen englische Gegenangriffe zu halten.

Am frühen Morgen des 27. Mai, dem achten Tage unseres Absprunges auf Kreta, stehen die deutschen Gebirgs- und Fallschirmjäger bereit zum Angriff auf Chania und die Sudabucht. Chania und die Sudabucht wurden seit den Morgenstunden des 20. Mai im rollenden Angriff von deutschen Kampfflugzeugen bombardiert. Weit in die Täler hinein sind die Detonationen schwerer und schwerster Bomben hörbar, dichte Rauchschwaden hüllen am Tage ganze Teile der bombardierten Gegend ein.

Unsere Ausgangsstellungen liegen vor Galatas, das jetzt fest in der Hand der Fallschirmtruppe ist. Südlich von uns greifen die Gebirgsjäger die Stadt an, während starke Kräfte direkt zur Sudabucht vorstoßen.

Am rechten Straßenrand in einem einigermaßen ganz gebliebenen Gehöft liegt der Kompanietrupp einer Fallschirmjägereinheit. Es ist früher Morgen, auf der Straße nach Chania zu sind leichte Geschütze in Stellung gegangen, noch aber sind keine Angriffshandlungen zu erkennen. Der Kompanieführer ist ein Bekannter, den ich beim Einmarsch nach Korinth das letztemal gesehen hatte. Mit seiner Einheit sprang er am Nachmittag des 20. Mai in Malemes als Verstärkung; mit der Gruppe St. ist er mit den Resten seiner Kompanie auf der Küstenstraße vorgestoßen und erwartet hier den Angriffsbefehl auf Chania. Wir brauchen nicht lange mehr zu warten. Beiderseits angelehnt an Fallschirmjägereinheiten stoßen wir über die uns noch von der Hauptstadt trennenden Höhen gegen Chania vor. Die erste Höhe ist von starken Spähtrupps erkundet, die nach Kämpfen mit den zurückgehenden Engländern einen zerschossenen Häuserblock auf der Anhöhe besetzt halten. Nach allen Seiten sichernd stoßen wir vor. Das Feuer der sMG. und Geschütze unterstützt das Vorgehen. Das Gelände ist schwierig, von der gegenüberliegenden stark besetzten Höhe gut einzusehen. Also sprungweises Vorarbeiten im Schutz der eigenen schweren Waffen. Es gelingt uns, fast ohne Verluste die zweite Anhöhe zu erreichen, der Engländer zieht sich zurück, einzelne Gruppen zeigen die weiße Flagge und werden gefangengenommen. Die Reste der Engländer ziehen sich bis in die ersten Häuser der Stadt zurück, die bald darauf von allen Seiten von den vordrängenden Gebirgs- und Fallschirmjägern besetzt wird. Jeder Widerstand für die Engländer ist damit zwecklos geworden, in eiliger Flucht versuchen einzelne nach Osten zu entkommen, die meisten werden beim letzten Widerstand gefangengenommen.

Während der Hauptstoß in Richtung Sudabucht weitergeht, wird die

Stadt von Fallschirmtruppen durchgekämmt. Der Bürgermeister, einer der letzten verbliebenen Zivilisten, hat die Stadt übergeben, nach Lage der Dinge allerdings nur eine Formalität. Die Stadt selbst ist ein riesiger Trümmerhaufen; die großen Gebäude, Fabriken und Lagerhäuser rauchen noch. Die Angriffe der deutschen Luftwaffe haben vernichtend gewirkt. Die verbliebenen Zivilisten sind an den Fingern abzuzählen. Die Straßen sind von großen Bombentrichtern durchbrochen und nur an der Küste und den Ausgängen der Stadt sind einige Häuser ganz geblieben, in denen wir nach mehr als acht Tagen Kampf Quartier beziehen.

General Student, der Befehlshaber der gesamten auf Kreta gesprungenen und gelandeten Truppen, befiehlt unverzüglich den weiteren Vorstoß nach Rethymnon und Iraklion zum Entsatz der dort gesprungenen Fallschirmjäger. Der Kommandierende General, der in den ersten Tagen von Malemes aus die Operationen geleitet hat, stellt ein besonderes Kommando zusammen, damit alle erbeuteten Fahrzeuge ausschließlich den vorwärtsstürmenden Gebirgsjägern zur Verfügung gestellt werden. So gelingt es in kurzer Zeit, die in Rethymnon und Iraklion gesprungenen Kampfgruppen der Fallschirmjäger zu entsetzen. Nach der Herstellung der Erdverbindung mit der östlichen Gruppe ist die Insel fest in deutscher Hand.

Am 1. Juni sind die gesamten Kampfhandlungen auf Kreta beendet. Wir sind Herren Kretas.

Erst später, wenn einmal die Geschichte dieser Kämpfe in allen ihren Einzelheiten aufgezeichnet werden kann, wird man sich ein Bild machen können von dem todesmutigen Einsatz deutscher Soldaten auf Kreta.



Die Nacht von Galatas

Von Kriegsberichter Ernst E. Strassl

„Bei den Kämpfen um Chania", meldete der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht während des Kretafeldzuges, „zeichneten sich Oberfeldwebel Burghartswieser, Feldwebel Faltermeier und Oberjäger Kerer in einem Gebirgsjägerregiment besonders aus."

Die drei in dem Wehrmachtbericht genannten Unteroffiziere sind nur einige wenige aus der großen Zahl der Helden von Kreta. Sie sind Gebirgsjäger, dieselben Gebirgsjäger, die schon in Südpolen, in Frankreich und in Griechenland hart am Feind gewesen sind und die nun auf Kreta ihren vierten großen Einsatz mitmachen. Sie haben manche Augenblicke erlebt, in denen sie Auge in Auge dem Tod gegenüberstanden. In ihrem letzten Feldzug haben sie die Bunker der Metaxas-Linie genommen, und das war wahrlich keine leichtere Arbeit als der Sturm auf die Forts der Maginot-Linie. Dann kamen sie nach Kreta, und man darf ohne Übertreibung sagen, daß das, was hier von ihnen verlangt wurde, ihre früheren Erlebnisse in den Schatten stellte. Spricht man mit ihnen von ihren Kämpfen und erwähnt man das Wort Galatas, so werden sie schweigsam, und mancher von ihnen sagt: Galatas, ja, das war allerhand! Die Bilder auf diesen Seiten zeigen Szenen aus dem Kampf um Chania und die Suda-Bucht.

Galatas, ein kleines Bergdorf, war die Schlüsselstellung und das Kernstück der Verteidigung der kretischen Hauptstadt Chania. Der Gegner hatte in wochenlanger Arbeit die beherrschenden Höhen von Galatas stark befestigt und war unter allen Umständen entschlossen, das Dorf zu halten, denn der Fall Galatas öffnete den deutschen Truppen die Tür zur Hauptstadt, den Weg ins Innere der Insel.

Fast einen ganzen Tag lang rang ein Bataillon Gebirgsjäger nur um den Bereitstellungsraum für den entscheidenden Angriff.

Am 25. Mai konnte schließlich in den Abendstunden zum Angriff angesetzt werden. Artillerie und schwere Waffen der Jäger unterstützten die vorgehenden Truppen, die bis zur Höhe etwa hundert Meter Steilhang zu überwinden hatten. In hartnäckigem Vordringen hatten sich die Kompanien Meter um Meter durchgebissen, bis ihr Vorgehen im übermächtigen Feindfeuer stockte. Der Angriff schien vergeblich, als, schon im Abenddämmern, die kühne Tat des Oberfeldwebels Burghartswieser, der mit einem Stoßtrupp das Hauptwiderstandsnest des Feindes im rasanten Sturmlauf niederkämpfte, dem Tag doch noch die entscheidende Wendung gab. Unter bitteren eigenen Ausfällen wurde der Tommy aus seinen Schützenlöchern, Grabenstellungen und Verteidigungsanlagen hinausgeworfen, wobei ihm jeder Meter Boden abgerungen werden mußte.

Um 7 Uhr 30, als die Schatten der Dämmerung schon die Konturen der Berge und Häuser verwischten, marschierten die Kompanien von verschiedenen Seiten in das Dorf ein und nahmen es bis etwa zur Dorfmitte, wo sich eine kleine Kirche erhob, in Besitz. Man mußte damit rechnen,



Die natürlichen Höhlen, die auf Kreta nicht selten sind, boten unseren Soldaten häufig eine leidlich sichere Unterkunft. Das Bild zeigt eine solcher Höhlen in der Nähe der kretischen Hauptstadt Chania

daß der Gegner, der zwar gewichen, keineswegs aber endgültig geworfen war, im Schutz der Dunkelheit versuchen würde, im Gegenstoß das Bergdorf wieder in seinen Besitz zu bringen. Man konnte sogar bestimmt damit rechnen, daß der Engländer diesen Gegenstoß wagte, weil es ganz seiner Kampftaktik entsprach, mit starken Nachhuten den deutschen Angreifer so zu fesseln, daß das Gros seiner Truppen planmäßig abbauen und sich vom Feinde lösen konnte. In diesem Falle kam nun noch hinzu, daß er sich um Galatas besonders erbittert einsetzen würde, weil der Fall des Dorfes seine ganze Front aufzurollen drohte.

Als die ersten deutschen Gebirgsjäger in das verlassene Dorf einrückten, erhielt der MG-Halbzug Kerer den Befehl, sofort im Ort in Stellung zu gehen — inzwischen war die Dunkelheit völlig hereingebrochen —, das Sammeln der beim Angriff in der Dunkelheit auseinandergerissenen Kompanien zu decken und den erwarteten feindlichen Gegenstoß abzuwehren. Der Halbzug hatte bereits beim vorausgegangenen Angriff seinen Halbzugführer verloren und einen Schwer- und zwei Leichtverletzte eingebüßt.

Mit den restlichen Männern bezog der stellvertretende Halbzugführer, Oberjäger Kerer, im Ort gerade Stellung, als er auch schon frontales Feuer erhielt. Die Engländer hatten sich in dem Ortsteil, der infolge der Dunkelheit nicht mehr ganz gesäubert werden konnte, festgesetzt und gingen durch Häuser und Gärten über Steinmauern und Hecken zum Angriff vor. Die schweren Maschinengewehre waren eben auf den neuen Gegner eingeschossen, als von der Straße der Ruf ertönte: „Panzer greifen



Nachdem das Dorf Galatas, eine der Schlüsselstellungen der kretischen Hauptstadt, sich in deutscher Hand befindet, kann der Sturm auf Chania und die wichtige Suda-Bucht beginnen. Schnell wird der Widerstand, der hier und da noch geleistet wird, von den deutschen Soldaten gebrochen.

auf der Hauptstraße an." Schon sah man auch aus einiger Entfernung die Umrisse von zwei englischen Panzerwagen aus dem Dunkeln wachsen, gespenstisch und drohend, die sich in schneller Fahrt näherten und einen wahren Feuerregen aus ihren schweren Maschinengewehren und Schnellfeuerkanonen schütteten.

Alles, was sich nun zwischen den engen Häuserzeilen von Galatas ereignete, der energisch vorgetragene Angriff der Engländer, dem von den Gebirgsjägern mit unglaublicher Tapferkeit begegnet wurde, das ununterbrochene Tacken der Maschinengewehre, der harte Knall der Handgranaten, das mahlende Geräusch der Panzerraupen, das pfeifende Gesurre der Querschläger, das Stöhnen der Verwundeten, dieser blutige Kampf

um wenige Meter Boden in tiefdunkler Nacht, spielte sich in wenigen Minuten ab und entschied über das Schicksal des Ortes. Und doch war es denen, die dabei waren, als hätte es Stunden gedauert.

Worte vermögen nur unvollkommen die Bilder dieses nächtlichen Infernos festzuhalten. In eiliger Fahrt nähern sich auf der Straße die Panzer, feuerspeiende Ungetüme. Halbzugführer Kerer läßt nur die Schützen 1 an den Gewehren und setzt die übrigbleibenden Männer, im ganzen neun, mit Handgranaten und Gewehren zur Bekämpfung der Panzer ein. Die Gewehrschützen rücken den Kampfwagen des Feindes mit Panzermunition zu Leibe. Die Panzer stoßen jedoch weiter vor. Die Männer müssen ihre Stellung, die sie hinter einer Gartenmauer bezogen haben, räumen, da die Gefahr besteht, daß die Panzer die Mauer einfach durchfahren. Sie eilen wenige Meter zurück in ein Haus, das andere, inzwischen herbeigeeilte Kameraden schon zur Verteidigung eingerichtet haben. Hier treffen sie auch den Oberfeldwebel Burghartswieser, den „Stoßtruppführer des Bataillons", wie ihn seine Kameraden nennen, der eben noch am Abend beim großen Angriff die Dinge zum Guten gewendet hat.

Auch der Halbzugführer Kerer hat sich in das Haus, die „deutsche Festung", zurückgezogen. Aber er eilt noch einmal mit einem Armvoll Handgranaten in die alte Stellung zurück. Er wirft, trifft den Panzer, wirft wieder und will, nachdem er seinen Vorrat verworfen hat, erneut zurückeilen. Da schlägt ihn ein Geschoß des Panzers zu Boden. Verwundet bleibt er liegen, nachdem erst vor wenigen Stunden der eigentliche Halbzugführer gefallen ist.

Der erste Panzer ist inzwischen auf der Straße bis auf fünf Meter herangekommen, dreht sich um seine Achse und wendet sich frontal der „deutschen Festung" zu. Die schweren Maschinengewehre hämmern, die Schnellfeuerkanone schießt mit wilden Schlägen. Die Unseren sind in einer ernsten Lage. Die Schüsse sieben durch das morsche Gemäuer, daß die Steinsplitter und Querschläger in alle Ecken fliegen. Und was das schlimmste ist und die Situation fast hoffnungslos macht: Im Schutz der

Haus für Haus wird von den Gebirgsjägern durchsucht. Überall muß mit Angriffen von Heckenschützen gerechnet werden, die von der geflohenen griechischen Regierung, dem griechischen König aufgeputscht wurden. Jeder Weg, jede Straße muß auf Minen untersucht werden.





Immer wieder müssen verdächtige Zivilpersonen festgehalten und auf Waffen untersucht werden.

beiden Panzer ist die englische Infanterie bis auf 20 Meter herangekommen und drängt durch die Gärten stürmisch nach. Die Handgranaten sind ausgegangen, die beste Nahkampfwaffe fällt damit aus.

Die Entschlußkraft eines Einzelnen ist es wieder, die dem bedrängten Häuflein Luft schafft. Der Feldwebel Faltermeier, der sich inzwischen, von hinten kommend, bis zu dem Verteidigungsnest vorgearbeitet hat, bringt seinen Schützentrupp in Stellung. Aus nächster Entfernung gehen die Schützen die englischen Panzer an, und diesen wird die Gegenwehr unangenehm. Sie schwenken wieder auf die Straße ein und bauen sich in einiger Entfernung neu auf. Diese Atempause genügt unseren Jägern. Sie verlassen das Haus und gehen wieder an der schützenden Mauer in Stellung. Schon schießen die Maschinengewehre und Gewehre wieder. Die höchste Gefahr ist beseitigt; beinahe hätten die englischen Infanteristen die eigene Stellung überlaufen.

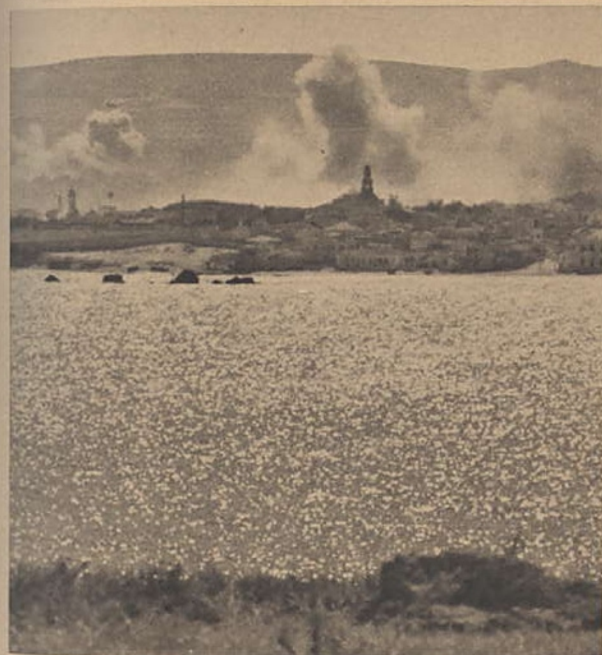
Jetzt liegt man sich auf zwanzig Meter gegenüber. Das eine Maschinengewehr hat bereits drei Verwundete, das andere ist durch Handgranatentreffer ausgefallen. Der Tommy schießt mit Leuchtspurmunition. Wie glitzernde Sternchen ziehen die Geschosse über die Deckung hinweg. Der erste Panzer ist bewegungsunfähig liegengeblieben, schießt aber noch aus allen Rohren. Der zweite hat scheinbar genug. Er rattert schwerfällig die Dorfstraße zurück. Indessen haben die Engländer, den Ausfall des einen Maschinengewehrs ausnutzend, ihre Front verbreitert und sich halbkreisförmig um die „deutsche Festung" zusammengezogen. Sie greifen

erneut an, kommen näher und näher, schon klettern die beiden ersten über die Mauer, aber noch hält die deutsche Verteidigung stand. Von hinten sind inzwischen wieder neue Jäger nach vorn gekommen, die die Ausfälle wettmachen und die Feuerkraft der Verteidiger erhöhen. Oberfeldwebel Burghartswieser hat in einer neuen kühnen Aktion mit den letzten Handgranaten den feindlichen Panzer zum Schweigen gebracht.

Der Engländer greift mit einer Zähigkeit an, die erkennen läßt, wie sehr ihm an Galatas gelegen ist. Beim Halbzug Kerer fällt jetzt auch das zweite Gewehr aus. Nur fünf Mann des Halbzuges sind noch kampffähig.

Der Gegner erlahmt nicht in seinen Angriffen. Von allen Seiten regnet es Schüsse auf die deutschen Verteidiger. Der ganze Garten liegt voller

Während noch rings um die kretische Hauptstadt gefochten wurde, hatte die Luftwaffe sich der Stadt Chania angenommen. Blick über die Suda-Bucht auf das brennende Chania.





Unter der Wirkung der deutschen Stuka-Bomben haben die Briten aus dem Kretafeldzug die Lehre ziehen müssen, daß die Kampfkraft ihrer Flotte äußerst beschränkt ist, sobald His Majesty's Ships in den Bereich deutscher Kampfflugzeuge kommen. Unter vielen anderen britischen Kriegsschiffen wurde auch der Kreuzer „York" ein Opfer deutscher Bomben. Er blieb in der Suda-Bucht, von seiner Besatzung verlassen, liegen.



Die Suda-Bucht ist ein von der Natur außerordentlich begünstigter Hafen Kretas. Während des Balkanfeldzuges zogen die Briten hier ihre Schiffe zusammen. Von hier aus sollte der Nachschub nach dem Südosten Europas organisiert werden. Der deutsche Sieg auf Kreta machte einen Strich durch diese Rechnung. Unser Bild: Ein durch Bombenvolltreffer erledigter Tanker, der für Griechenland bestimmt war.

Verwundeter. Es ist unbegreiflich, daß die Zahl der tödlichen Ausfälle so verhältnismäßig gering bleibt. Unsere Jäger übertreffen sich selbst. Sie halten nicht nur den Widerstand aufrecht, sie schaffen auch noch ihre Verwundeten nach hinten.

Da bringt ein Melder die Nachricht, daß sich inzwischen die Kompanien im Ort gesammelt und zur Verteidigung eingerichtet haben. Der Auftrag des Halbzugs, den Gegner bis zu diesem Zeitpunkt zu fesseln, ist erfüllt. Der Halbzug hat sich für die Kompanie geopfert, hat in planmäßiger Abwehr die Front gehalten. Jetzt kann er sich vom Feind lösen und auf die neuen Stellungen der Kompanie zurückgehen. Fünf Mann kehren zurück!

Das Manöver gelingt. Der Gegner ist durch den erbitterten Widerstand und seine hohen Ausfälle so mitgenommen, daß er keinen Versuch mehr wagt, weiter vorzudringen. Galatas bleibt in deutscher Hand, ja, im Morgengrauen haut der Tommy ab und zieht sich weiter zurück.

Das war die Nacht von Galatas. Mancher Kamerad sah den jungen Morgen nicht mehr, aber sein Opfer hat die Bresche geschlagen: Zwei Tage später fällt Chania, die kretische Hauptstadt, zwei Tage später marschieren die Gebirgsjäger bereits in Richtung Suda-Bucht.

Heute darf man sagen, daß Galatas in dem Feldzug von Kreta eine wichtige Rolle gespielt hat. Hier hatte der Brite alles aufgeboten, den deutschen Sturm aufzuhalten. Der deutsche Erfolg brach ihm hier das Rückgrat. Die Niederlage von Galatas verfolgte ihn über die ganze Insel, bis er sieben Tage später mit seinen Resten in Sfakia, an der Südküste Kretas, sein zweites Dünkirchen erlebte und die Waffen streckte.

Die Hauptstadt Kretas, der Insel, die Winston Churchill „bis zum Tode" verteidigen wollte, in deutscher Hand. Damit wurde der Sieg auf Kreta, dem Riegel vor dem Ägäischen Meer, besiegelt



VI. KAPITEL

Verrat im Osten

Der bolschewistische Imperialismus

In den letzten Tagen vor Ausbruch des Krieges trat in das rege diplomatische Hin und Her, das Kriegen vorauszugehen pflegt, ein neues Moment: Deutschland schloß mit der Sowjetunion einen Nichtangriffs- und Konsultationspakt ab, der am 24. August 1939, eine Woche vor Kriegsbeginn, unterzeichnet wurde. Vorher hatten Monate hindurch politische und militärische Beauftragte Englands und Frankreichs mit den Sowjets über den Beitritt der Sowjetunion in die Einkreisungsfront gegen Deutschland verhandelt. In den späten Augusttagen, als die letzten Franzosen und Engländer unverrichteter Dinge aus Moskau abreisen mußten, schien es, als ob sich auch die Sowjets der Tatsache bewußt geworden waren, daß Kriege mit Deutschland dem früheren Rußland, der jetzigen Sowjetunion, niemals Glück gebracht hatten.

Am 1. September begann der Krieg mit Polen, am 3. September erklärten Frankreich und England Deutschland den Krieg.

Sehr bald stellte sich heraus, welchen Sinn der Nichtangriffspakt mit Deutschland für die Sowjets in Wirklichkeit gehabt hatte. Die Machthaber des Kreml benutzten die Gelegenheit, nicht nur ihre Weltkriegsverluste nach Möglichkeit wiedergutzumachen, sondern darüber hinaus alte imperialistische Wünsche aus der Zarenzeit zu verwirklichen.

Hatten die Sowjets für Ostpolen auch so gut wie gar keine Blutopfer gebracht, so war die Besetzung des östlichen Teiles des ehemaligen Polens bis zu der mit Deutschland verabredeten Demarkationslinie begreiflich und zu rechtfertigen. Auch für die Inanspruchnahme bestimmter Stützpunkte in Lettland und Estland konnten die Sowjets die Beschränkung ihrer Ostseefront auf den Finnischen Meerbusen als Argument geltend machen; daß auch von Litauen ultimativ Stützpunkte gefordert wurden, war mit dem „Streben nach Sicherheit" nicht mehr zu begründen.



Der Krieg war noch keinen Monat alt, als sowjetische Truppen durch die Städte Litauens, Lettlands und Estlands marschierten und ihre „Stützpunkte" besetzten.

Finnland war das nächste Opfer des Kreml. Wochenlang gingen Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und Finnland hin und her, und zwar wiederum über die Abtretung von „Stützpunkten" für die sowjetische Kriegsmarine und für sowjetische Truppen. Hier wurden die imperialistischen Ziele der Machthaber im Kreml ziemlich schnell offenbar. Am 30. November 1939 begannen die Sowjets den Krieg unter dem lächerlichen Vorwand, daß die Finnen an der Südgrenze ihres Landes durch etliche Kanonenschüsse die Feindseligkeiten eingeleitet hätten.

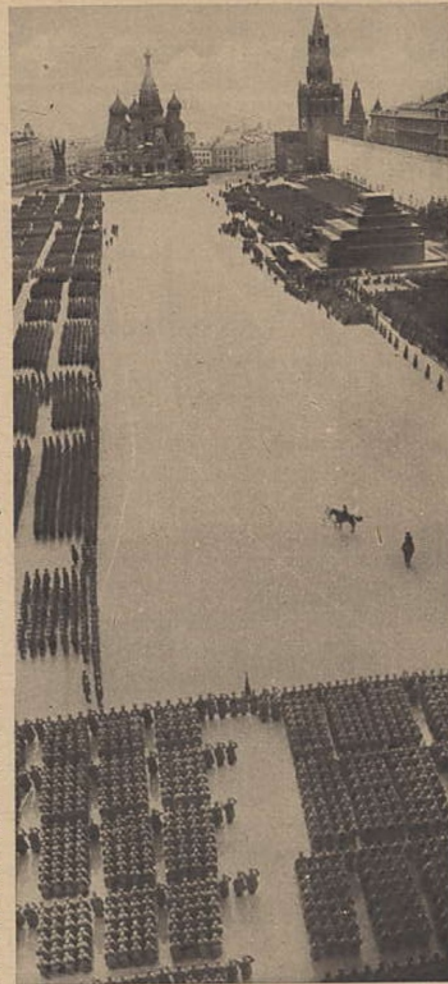
Der Krieg verlief nicht ganz so, wie die Sowjets erwartet hatten. Heute wissen wir, warum die Bolschewisten im März 1940 den Krieg beendeten, an dessen Ende Finnland zwar wesentliche Gebiete verlor, aber

Während die Machthaber des Kreml das Volk skrupellos hungern ließen, während selbst auf dem Lande die Bevölkerung, soweit sie vom Zugriff der GPU verschont geblieben war, unter unwahrscheinlich elenden Bedingungen leben mußte (das Bild zeigt einen Blick in die Küche einer Kolchos-Arbeiterwohnung), während die Völker der Sowjetunion hermetisch von aller Kenntnis der Verhältnisse in den „kapitalistischen" Ländern abgeschlossen wurden . . .

doch als Nation und unabhängiges Land bestehen blieb: die Sowjetrussen begannen damals bereits ihren Aufmarsch gegen den Westen, also gegen Deutschland und Europa. —

Wenige Tage, nachdem in Compiègne der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet worden war, marschierten die Sowjets in rumänische Gebiete ein, in Bessarabien und die nördliche Bukowina. Hier konnten die Sowjets nicht mit dem Argument arbeiten, daß sie „Stützpunkte" brauchten; sie gaben sich auch nicht einmal die Mühe, sondern begründeten ihren Schritt damit, daß ihnen von Rumänien in der Zeit der bolschewistischen Ohnmacht die Gebiete „entrissen" worden seien, die von den bolschewistischen Truppen jetzt besetzt wurden. Daß es nicht Rumänien war, die dem Rußland von 1918 Bessarabien „entrissen" hatte, sondern daß es die heutigen Verbündeten der Sowjets, England und Amerika, waren, die 1918/19 das rumänische

. . . bauten die Sowjets mit dem Schweiß des Volkes das gigantische Instrument auf, das im Jahre 1941 dazu bestimmt war, über Europa herzufallen und die von Lenin proklamierte Weltrevolution während des europäischen Krieges zu vollenden. Der deutsche Ostfeldzug rettete Europa vor dem drohenden Überfall. Das Bild zeigt eine Parade sowjetischer Truppen auf dem Roten Platz in Moskau. Rechts oben im Bild, vor der Mauer des Kreml, das Mausoleum Lenins.



Bessarabien an Rumänien angeschlossen hatten, das hatten die Sowjets inzwischen vergessen.

In den Sommermonaten des Jahres 1940 begann der systematische Aufmarsch der sowjetrussischen Wehrmacht an der Westgrenze der Union. Heute wissen wir, welche unwahrscheinlichen Mengen an Menschen und Material zum Überfall auf Europa bereit gestellt wurden. Offensichtlich genügte den Sowjets die Aufstellung einer gigantischen Westarmee noch nicht. Auch die Flanke an der Ostsee sollte gesichert sein. Der Kreml warf eines schönen Tages den Regierungen der drei baltischen Länder vor, in den Territorien der Länder seien sowjetische Soldaten „verschwunden". Die Folge war: Verstärkung der sowjetischen Garnisonen, Sturz der Regierungen in Litauen, Estland und Lettland, Neuwahlen und die Schaffung eines Parlaments, das so hundertprozentig sowjetfreundlich eingestellt war, daß alle drei Parlamente im Juli 1940 einstimmig den Eintritt in die Sowjetunion beschlossen.

Dies alles waren nur Symptome für den schrankenlosen Imperialismus der Machthaber des Kreml, für die Tatsache, daß die Sowjets den europäischen Krieg zum Anlaß benutzen wollten, die Weltrevolution getreu den Maximen Lenins zu starten.

Wir wissen heute, welch ein gigantisches Eroberungsinstrument die Sowjets hinter dem hermetischen Vorhang ihrer Landesgrenzen in den letzten zwei Jahrzehnten aufgebaut hatten. Wir wissen heute, wie weit schon in der Zeit der heuchlerischen Neutralität gegenüber Deutschland die plutokratisch-bolschewistische Zusammenarbeit gediehen war. Wir können heute dokumentarisch nachweisen, daß der Staatsstreich in Jugoslawien, der zum Balkanfeldzug im Frühjahr 1941 führte, der erste Schritt der Sowjets vom geheimen zum offenen Verrat an seinem Vertragspartner war.

Daran ändert nichts, daß die Sowjets, als ihnen die Maske schon vom Gesicht rutschte, noch einmal ein „Geschäft" mit Deutschland durchzuführen versuchten: einen neuen Krieg in Finnland, Einmarsch in Bulgarien, Stützpunkte an den Dardanellen. Diese Forderungen wurden gestellt, als der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht bereits seit langem wußte, welche sowjetische Truppenmassen an der Westfront aufmarschiert waren. Die Sowjets konnten ihre Forderungen und Wünsche eben nur deswegen bis zur völligen Unsinnigkeit überspannen, weil ihre weiteren Schritte, der Überfall auf Deutschland und auf Europa, bereits beschlossen und vorbereitet waren.

Mit dem Nein des Obersten Befehlshabers der deutschen Wehrmacht war das Ende des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes gekommen. Um den Rücken gegen den letzten Feind im Westen frei zu haben, mußte Deutschland von dem Albdruck im Osten befreit werden. Am 22. Juni 1941 begann der Krieg im Osten. Die Front hatte gewechselt, aber am Ziel des Krieges nichts geändert, das vom ersten Kriegstag an nur die Freiheit und Unabhängigkeit des Volkes gewesen war und bis zum Ende des Krieges sein wird. Darum ist der Krieg gegen die Sowjets kein „Umweg",

sondern ist, wie die Dinge nach dem geplanten sowjetischen Verrat sich zwangsläufig entwickeln mußten, der Weg zum Sieg!

Enttäuscht über den vereitelten Überfall! Während die sowjetische Wehrmacht noch auf der Lauer lag und zum Schlage ausholte, war ihnen die deutsche Abwehr in die Parade gefahren. — Ein politischer Kommissar der Sowjets, der am ersten Kriegstage gefangengenommen wurde.





22. Juni 1941, 3 Uhr 15:

Bei Brest-Litowsk über die Grenze

Aus einem Kriegstagebuch

In Hitze und Staub sind wir von Warschau auf verstopften Straßen an den Bug gekommen. Herrenlose Wälder, gespickt mit Kraftfahrparken, Batterien in den Dörfern, Funkstellen, Stäbe unter hohen Kiefern haben wir passiert.

Nun weist uns der Bataillonskommandeur ein. Leise, ganz leise schleichen wir bis dicht an den Bug heran. Sand ist auf die Straße geschüttet, damit die Nagelstiefel kein Geräusch machen. In stummen Reihen schieben sich die eingeteilten Stoßtrupps am Straßenrand vor. Wandernde Schlauchboote heben sich gegen den hellen Nordhimmel ab. Geräuschlos kommt ein Ungetüm heran: eine schwere Flak im Mannschaftszug.

Der Bataillonsstab liegt in einer sicheren Kasematte der alten Festung. In dem anschließenden Bunker jenseits des Bug aber sitzt der Sowjetrusse, nur 100 m entfernt. Wie mag es bei ihm aussehen. Deutlich hört man sie da drüben sprechen, weithin schallt ein Lautsprecher.

Nun kennen wir den Weg. Wir gehen zurück. Auf schwankenden Laufstegen geht es über halbverschilfte Festungsgräben. Schemenhaft tauchen die Umrisse heller Gesichter im Weidengesträuch auf: Die Bereitstellung ist vollendet. Überall schlagen Nachtigallen, eine Unke ruft im Schilf, sonst Totenstille.

Der Wecker klirrt in einem Wagen. Aufstehen! Der große Tag hat begonnen. Schon ist der Himmel im Osten silberhell. Lautlos, auf dem bekannten Weg geht es vor zum Gefechtsstand.

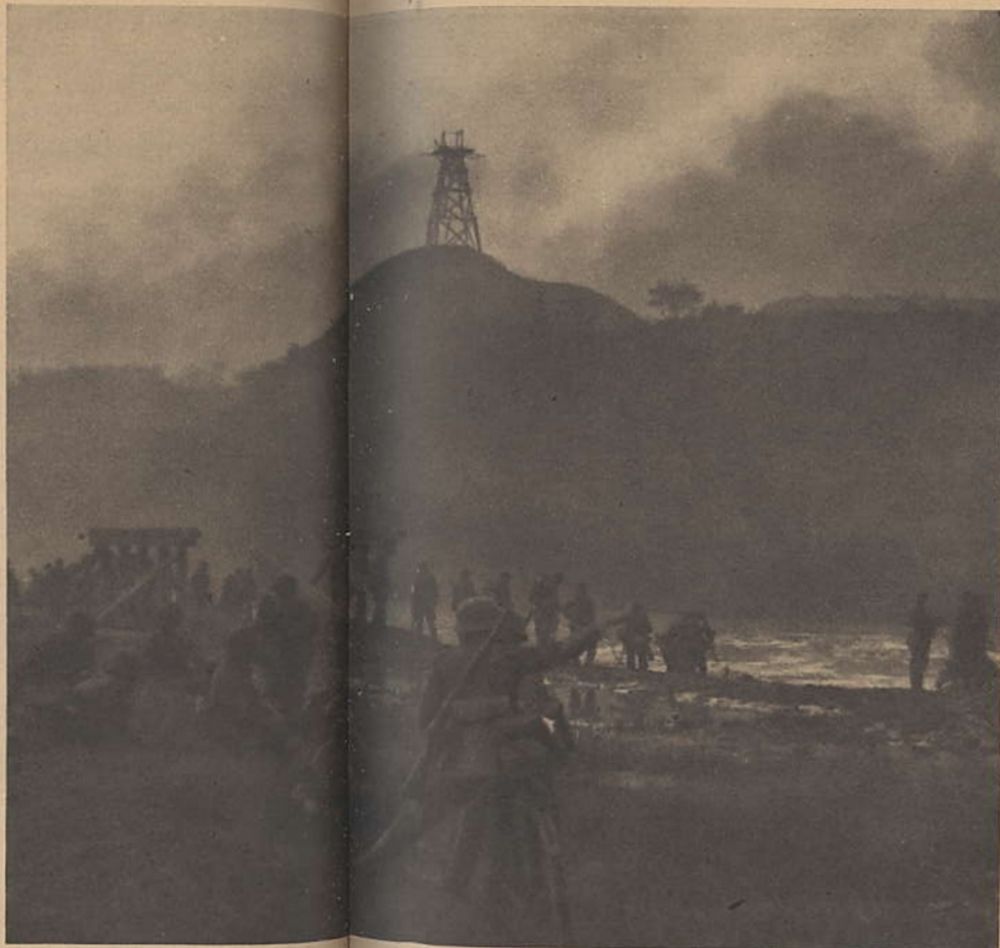
Drängende Fülle, Stahlhelme, Gewehre, das dauernde Schrillen des Telefons, und die ruhige, alles übertönende Stimme des Oberstleutnants: „Meine Herren, es ist 3 Uhr 14, noch eine Minute."

Und dann ein Artillerieschuß. Kaum haben wir ihn gehört, da zittert die Erde, da dröhnt und rollt es, da schlägt uns scharfe Zugluft ins Gesicht. Das ist die Artillerieschlacht. Der Oberstleutnant hatte recht, als er mir gestern sagte: „Es wird so sein, wie Sie es noch nie erlebt haben." Ich riskiere einen Blick aus der Kasematte. Hellrot leuchtet über uns der Himmel. Infernalisches Sausen, Brummen, Krachen erfüllt die Luft. Tief biegen sich die Weidenbüsche wie im Sturm. Dann stürmen wir hinaus, die wenigen Schritte bis an den Bug. Es ist noch immer nicht hell, und dicke Rauchwolken verdunkeln den Himmel. Ein Boot nach dem anderen gleitet ins Wasser. Aufgeregte Rufe, Wasserplantschen, die aufheulenden Motore der Sturmboote. Vom jenseitigen Ufer kein Schuß, blutrote Brände spiegeln sich im Wasser. Wir springen an Land, hasten vorwärts. Grüne Dämme

zwischen sumpfigen Gräben, Stacheldrahtzäune, niedrige Kasematten. Ein gefallener sowjetrussischer Soldat, tote Pferde in einer Umzäunung. Weiter, weiter! MG-Feuer bellt auf; da, erste Geschosse zischen auf das Laub der hohen Pappeln. Prasselnd brennt ein Holzstall, und ein Stück weiter verknallt die Munition eines in Brand geschossenen Wagens. Zitternd, in einzelnen Trupps kommen Sowjetsoldaten mit erhobenen Händen auf uns zu. Andere springen zwischen den Bäumen davon, das Gewehr in der Hand. Immer wieder Feuerstöße unseres MG. Sie überschlagen sich, werfen sich in Deckung, ergeben sich.

Weiter, weiter! Eine Eisenbahn, Barrikaden, Holzstapel, ein großer freier Platz. Vereinzeltes Flankenfeuer. Dann ein Ruf: Panzer von vorn! Und auf einmal geht eine Pak in Stellung. Wo kommt die denn her? Schuß, noch einmal und noch einmal. Da brennt er, dort geradeaus, zeigt mir der Geschützführer. Und Minuten später passieren wir ihn schon, in langen Reihen an der Hauswand gehend.

Ein zerschossener Wagen, vollkommen apathisch sitzt der Fahrer davor auf dem Pflaster. Ratlose Zivilisten laufen planlos über die Straße. Vereinzelte Schüsse, auch MG-Feuer von rechts und links, von vorn und von hinten. Weiter, weiter! Wir sind



Die Entscheidung ist gefallen, die Spannung der letzten Stunden an diesem historischen 22. Juni 1941 vorüber. X-Uhr, der Zeitpunkt des Einsatzes (3 Uhr 15 morgens) ist vorbei; die deutsche Artillerie hat ein mörderisches Feuer auf die Stellung des Gegners gelegt; schwere Qualmwolken liegen hinter dem „Tartarenberg". Noch steht der Beobachtungsturm, aber Minuten später wird er unter dem Hagel der deutschen Granaten zusammenbrechen, während die sturmbereiten Stoßtrupps am Ufer des Grenzflusses bereitstehen, über den Fluß zu setzen.





Das war die vernichtende Wirkung des deutschen Artilleriefeuers! Überall brennende Häuser, zerstörte Stellungen des Feindes. Wir sind seinem geplanten Angriff zuvorgekommen.



Eine Kasematte der Festung ist genommen. Mit erhobenen Armen kommen Sowjetsoldaten aus ihren Verstecken und werden durchsucht. Soldaten aus weit entfernten Standorten sind unter ihnen.

ja schon in der Stadt. Geschlossene Straßen, Häuser und Lagerräume, eine hübsche kleine Kirche mit Zwiebeltürmen.

Es brummt unausgesetzt in der Luft. Deutsche Jäger, Sowjet-Jäger, jetzt Bomber, sind es eigene oder fremde? Ist egal, wir müssen vorwärts! Krachend fallen Bomben in den Straßenzug neben uns. Donnerwetter, jetzt müssen wir uns doch in Deckung werfen.

Herrenlos steht ein Pferd gesattelt an einem Zaun. Das kann ich gerade gebrauchen, denn nun muß ich zur Brücke zurück. Los, Iwan, laß die Funken stieben auf dem Pflaster!

Die ersten Gefangenen werden zurückgebracht. Ein paar Kommissare sind dabei, kleine Kerls mit Sowjetblusen und Hammer und Sichel an der Mützenkokarde. Sie sind ängstlich und ergeben in ihr Schicksal.

Die Brücke ist noch im Bau, der erste Träger ist in den Bug gefallen. Macht nichts. Inzwischen sind Fähren von Floßsäcken gebaut und setzen



Eine Gruppe Gefangener. Das Entsetzen über die starke deutsche Artillerievorbereitung steht noch deutlich in ihren Gesichtern geschrieben. Manche unter ihnen sind kaum bekleidet.

ohne Pause über. Die ersten Verwundeten gehen zurück. Schnaubend klettert auch mein Iwan auf die ungewohnte schwankende Fähre.

Am Ufer steht der Generalfeldmarschall. Eine Meldung nach der anderen kommt, das Bild rundet sich: der Übergang ist überall gelungen, die Stadt in unserer Hand.

Es nutzt den Sowjets gar nichts, daß sie aus schwer zugänglichen Stellen der Kasematten heraus noch Widerstand leisten, daß Heckenschützen und unentdeckte Sowjetsoldaten noch ein paar Tage lang gelegentlich auf den deutschen Nachschub schießen. Sie können den deutschen Vormarsch nicht um eine Minute aufhalten; die völlige Säuberung der Zitadelle mit ihren Kasematten ist eine Frage von wenigen Tagen und geringer Bedeutung. Es geht weiter, gegen Osten...

Gegen den Feind im Rücken

Der Feldzug gegen die Sowjets

Die nachfolgende Darstellung des Feldzugs gegen die bis an die Zähne gerüstete und an der Front gegen Deutschland aufmarschierte Wehrmacht der Sowjetunion schließt, dem Rahmen des Buches entsprechend, mit dem 1. September 1941 ab.

Schon seit dem Frühjahr 1940 herrschte bei den Achsenmächten Klarheit darüber, daß die militärische Kraftentfaltung an der Westgrenze der Sowjetunion trotz aller friedfertigen Gesten Moskaus nur gegen das Großdeutsche Reich gerichtet sein konnte. Die deutsche Führung hatte daher bereits im August, nach Beendigung des Feldzuges im Westen, begonnen, Kräfte nach dem Osten zu verschieben, um gegen Überraschungen gesichert zu sein. Entsprechend dem Anwachsen der bolschewistischen Stärke waren auch die zur Abwehr bereitgestellten deutschen Kräfte im Laufe des Winters und Frühjahrs 1941 vermehrt worden. Während des Balkanfeldzuges hatten sie bereits eine solche Stärke, daß eine Rückenbedrohung der kämpfenden deutschen Front mit Sicherheit hätte abgewehrt werden können. Nach der raschen und siegreichen Beendigung des Feldzuges wurde der deutsche Aufmarsch zum Abschluß gebracht. Die Haltung der Sowjetregierung gegenüber den März-Ereignissen in Jugoslawien und die aktive Rolle, die sie bei der Belgrader Militärrevolte gespielt hatte, ließ keinen Zweifel mehr an ihrem Angriffswillen. Fraglich blieb nur noch, wann London und Moskau den Zeitpunkt zum Losschlagen für gekommen halten würden.

Der Führer war nicht gewillt, diese immer unerträglicher werdende Drohung weiter hinzunehmen und dem Gegner den Vorteil der Initiative zu überlassen. Überzeugt, daß der Hieb die beste Parade sein würde, beschloß er auch hier wieder, dem Feinde zuvorzukommen, und befahl den Angriff des deutschen Ostheeres für den 22. Juni. Im Süden traten Rumänien, Ungarn und die Slowakei, im Norden Finnland mit ihrer Wehrmacht an die Seite des deutschen Verbündeten.

Über den Aufmarsch des Gegners herrschte im großen Klarheit. Nicht weniger als 158 sowjetische Divisionen, mehr als zwei Drittel der Sowjetarmee, dabei fast die gesamten Panzertruppen und außerordentlich starke Fliegerverbände, waren Anfang Juni angriffsbereit an der Westgrenze des Riesenreiches versammelt. Die zum Angriff gegen Großdeutschland bestimmten Verbände waren zu beiden Seiten der Rokitnosümpfe aufmarschiert. Die nördliche Gruppe stand mit drei Armeen in vorderster Linie an der Grenze Ostpreußens von Memel bis Suwalki und im Abschnitt Grodno-Lomza-

Brest-Litowsk. Diese umfaßten 39 Infanteriedivisionen, 3 Panzerdivisionen, 10 Panzerbrigaden und 7 Kavalleriedivisionen. Dahinter war im Raum um Baranowitschi eine Reservearmee von 10 Infanteriedivisionen und 2 Panzerbrigaden versammelt. Die Stärke der feindlichen Luftwaffe in diesem Gebiet wurde auf 2000 Flugzeuge geschätzt. Das klar erkennbare Angriffsziel dieser Gruppe war Ostpreußen und der nordöstliche Teil des Generalgouvernements. Ähnlich wie im August 1914 gedachte der Feind dieses Gebiet durch gleichzeitigen Angriff von Osten und Südosten zu umklammern. – Die südlich der Sümpfe versammelte ebenfalls in stärkstem Maße mit Panzertruppen und Luftstreitkräften ausgestattete Angriffsgruppe stand im Raum um Lemberg und im Quellgebiet des Dnjestr und Stryj. Ihre Angriffsrichtung wies auf Krakau und Oberschlesien. – Auf den beiden Flügeln der riesigen sich vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer erstreckenden Front waren starke Kräfte im Norden gegen Finnland, im Süden gegen Rumänien bereitgestellt.

Am Vormittag des 22. Juni 1941: Deutsche Soldaten vor der Zitadelle von Brest-Litowsk





Am frühen Morgen des 22. Juni holte das deutsche Ostheer zur Überraschung des Gegners, der den Angriff, wenn überhaupt, so ohne Zweifel nicht zu einem so frühen Zeitpunkt, erwartet hatte, zum Gegenschlag aus. Den Schwerpunkt des Angriffs legte die Führung dorthin, wo der Feind seine Hauptchance sah und wo er daher besonders starke Kräfte massiert hatte, gegen die ausspringenden Winkel der feindlichen Front westlich Bialystok und Lemberg.

Im Raum von Bialystok führte die über die starken Eckpfeiler, die Festungen Brest-Litowsk und Grodno, angesetzte Umfassungsoperation zu einer Vernichtungsschlacht größten Umfanges, in die zwei der dort in der Front kämpfenden feindlichen Armeen und Teile der um Baranowitschi versammelten Reservearmee verstrickt wurden. Da gleichzeitig auch die in Litauen stehende feindliche Armee durch die aus Ostpreußen vorgehenden deutschen Kräfte geschlagen wurde, stand bereits am Ende der zweiten Angriffswoche die Gesamtniederlage der nördlichen russischen Angriffsgruppe fest. Ein großer Teil ihrer Divisionen wurde vernichtet oder gefangen, die Verfolgung des geschlagenen Restes nach Osten und Nordosten ungesäumt aufgenommen. Bei Minsk wurden in den ersten Julitagen erneut starke Teile des weichenden Gegners zum Kampf gestellt, eingeschlossen und vernichtet oder zur Übergabe gezwungen.

Inzwischen wurde auch die feindliche Angriffsgruppe südlich der Rokitnosümpfe empfindlich getroffen. Am 28. Juni bezwangen deutsche Truppen gegen besonders hochwertige Sowjetdivisionen stärkste neuzeitliche Befestigungsanlagen

Der Schauplatz der Kämpfe an der nördlichen Front vom Eismeer bis 300 km südlich von Petersburg. Der Maßstab und damit die ungeheure Länge der Front wird durch die schwarze Leiste links auf der Karte verdeutlicht.

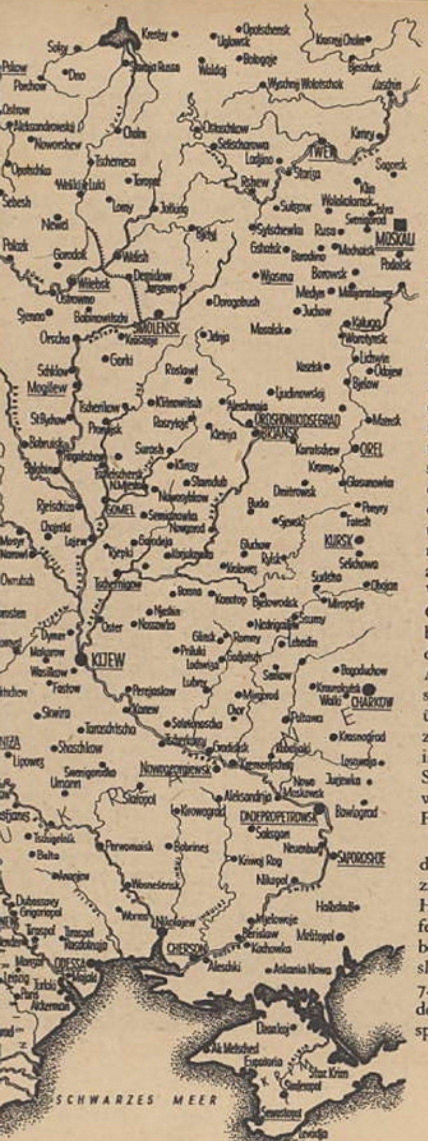
westlich Lemberg und nahmen am 30. Juni diese Stadt selbst in Besitz. Bei Dubno und Sloczow, östlich von Lemberg, kam es an den folgenden Tagen zum Zusammentreffen mit feindlichen Panzerwaffen, die eine vernichtende Niederlage erlitten.

Am 1. Juli trat Finnlands Heer unter dem Feldmarschall Mannerheim, untermischt mit deutschen aus Norwegen und über Schweden vorgehenden Verbänden, aus der Mitte und dem Nordteil des Landes zum Angriff an, und am 2. Juli überschritt im Süden die verbündete rumänische Armee unter General Antonescu im Verein mit deutschen Truppen den Pruth.

Die strategischen Folgen der sowjetischen Niederlagen von Bialystok, Minsk und Lemberg blieben nicht aus. Schon am 3. Juli wurde erkennbar, daß die erste Widerstandskraft der Sowjetarmee gebrochen war. Während die feindliche Führung bis dahin das Bestreben gezeigt hatte, den deutschen Angriff in Grenznähe aufzufangen und ihrerseits zum Angriff überzugehen, zeichneten sich nunmehr auf der ganzen Linie rückläufige Bewegungen des Feindes ab.

Ziel dieses Rückzuges war die Stalinlinie, eine befestigte Front, die sich im Süden an das Schwarze Meer, im Norden in der Gegend des Peipussees an die Ostsee anlehnte, sich auf weiten Strecken des starken Naturhindernisses der großen Ströme bediente und deren Bedeutung darin lag, daß sie die letzte zusammenhängende, mit friedensmäßigen Mitteln zur Verteidigung vorbereitete Linie im europäischen Teil des Sowjetstaates darstellte. Der Rückzug in diese Stellung konnte, angesichts des starken Druckes, den die verbündeten Heere dauernd auf die bolschewistische Front ausübten, nicht mehr planmäßig vor sich gehen. Einzelne Abschnitte wurden von rückwärtigen oder neu herangeführten Verbänden besetzt; die an den Grenzschlachten beteiligt gewesenen sowjetischen Armeen aber erreichten die befestigte Linie nur da ordnungsmäßig, wo der Druck des Angreifers sich zunächst weniger fühlbar machte. An den Brennpunkten dagegen, wo die Armeen vorderster Linie bereits schwere Niederlagen und ungeheure Einbußen an Menschen und Material erlitten hatten, wo die deutschen Panzertruppen immer wieder Teile überholten, einkesselten, vernichteten oder zur Übergabe zwangen, wo die Luftwaffe den weichenden Massen keinen Augenblick der Ruhe ließ, die Rückzugsstraßen, Eisenbahnen und Nachrichtenverbindungen zerschlug und Führung und Nachschub lahmlegte, an diesen Frontabschnitten konnte von einer geregelten, planmäßigen Besetzung der Front um so weniger die Rede sein, als die Verfolger die Widerstandslinie vielfach fast gleichzeitig mit der geschlagenen Truppe erreichten. Nur so war es möglich, daß trotz der ungeheuren Entfernungen das Oberkommando der Wehrmacht schon am 12. Juli den Durchbruch durch die Stalinlinie an allen entscheidenden Punkten melden konnte.

In vier Hauptrichtungen stießen die Verbündeten von Anfang Juli an gegen das sowjetische Bollwerk vor: aus der Moldau und Bukowina gegen den Dnjestr, aus Galizien gegen Kiew, über Smolensk auf Moskau und durch die baltischen Länder auf Leningrad. Gleichzeitig schritt Finnlands



Der mittlere und südliche Teil der Ostfront (Fortsetzung der Karte auf Seite 242). Wie die schwarze Leiste links anzeigt, erstreckt sich die Ostfront über eine Entfernung von rund 2800 km.

Wehrmacht, untermischt mit deutschen Verbänden, aus der Mitte und dem Nordteil des Landes und von Mitte Juli ab auch beiderseits des Ladogasees zum Angriff.

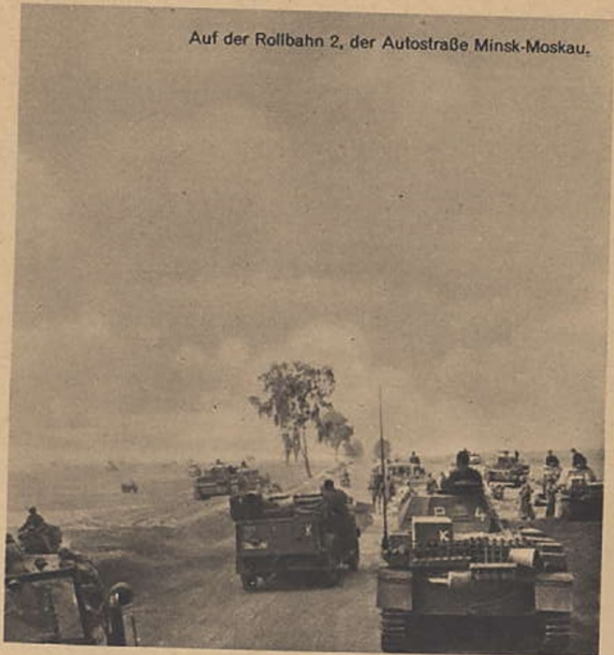
Auf dem südlichsten Teil der Front ging am 2. Juli das rumänische Heer unter General Antonescu im Verein mit deutschen Truppen aus der nördlichen Moldau heraus über den Pruth. Gleichzeitig stießen ungarische Kräfte aus der Bukowina gegen den oberen Dnjestr vor. Kolomea und Stanislau wurden genommen, Cernowitz besetzt und am 7. Juli der Dnjestr erreicht. Weiter südlich wurde der Gegner bis zum 12. Juli in breiter Front auf und über den Dnjestr zurückgeworfen. Am 17. wurde Kischinew besetzt, am 19. der Übergang über den unteren Dnjestr erzwungen und damit Bresche in den südlichsten Teil der Stalinlinie gelegt. Ende Juli war ganz Bessarabien vom Feinde befreit.

Inzwischen erkämpfte sich die weiter nördlich aus Galizien auf Kiew vorgehende Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Rundstedt, bei ihr auch ungarische und slowakische Verbände, am 7. Juli den Übergang über den Sereth. Wenige Tage später, am 11. und 12. Juli, durchbrachen ihre Panzerverbände die 150 km östlich des Sereth gelegenen Befestigungen der Stalinlinie im Raum von Berditschew und Schitomir und stießen bis zu den Toren von Kiew vor. Ähnlich wie im Raum von Minsk und Smolensk entstand hier ein weit nach Osten ausgreifender Durchbruchskeil, gegen dessen Flanken sich nun wütende Gegenangriffe der überholten bolschewistischen Heeresteile richteten. In erbitterten Kämpfen wurden alle diese Angriffe von den deutschen Infanteriedivisionen abgewiesen, der Widerstand in den Flanken überall gebrochen und eine westlich Berditschew eingeschlossene starke sowjetische Kampfgruppe aufgerieben. Nunmehr war die Möglichkeit geschaffen, starke Kräfte zwischen Dnjestr und Dnjepr nach Süden einzudrehen und im Zusammenwirken mit dem linken Flügel der Heeresgruppe Antonescu die große Umfassungsschlacht von Uman einzuleiten, die bis zum 9. August zur Vernichtung von 25 sowjetischen Divisionen führte und den feindlichen Widerstand in der westlichen Ukraine zusammenbrechen ließ. In rascher Folge wurden nun seit Mitte August Odessa eingeschlossen, Nikolajew und Cherson genommen, das Erzgebiet von Krivoy Rog besetzt und die Brückenköpfe, die der Gegner noch auf dem westlichen Dnjeprufer bei Tscherkassy und Dnjepropetrowsk hielt, beseitigt.

Aus der großen Vernichtungsschlacht von Bialystok-Minsk entwickelte sich die über Smolensk auf Moskau zielende dritte Stoßrichtung des deutschen Angriffs. Schon am 4. Juli, zu einem Zeitpunkt also, wo die zwischen Bialystok und Minsk eingekesselten bolschewistischen Armeen dort noch um ihr Leben kämpften, überschritten deutsche motorisierte und Panzerkräfte der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Bock, unbekümmert um die Vorgänge in ihrem Rücken, östlich Minsk die Beresina und drangen in breiter Front gegen den Dnjepr und die obere Düna vor. Am 11. Juli – am gleichen Tage, an dem das Oberkommando der Wehrmacht den Abschluß der gewaltigen Doppelschlacht von Bialystok-Minsk melden konnte —, begann 200 km weiter östlich der Sturm auf die Stalinlinie im Abschnitt Mogilew-Orscha-Witebsk-Polozk. Er führte zu einer neuen schweren Niederlage der Sowjets. Die starke Dnjeprstellung wurde bezwungen. Die Befestigungszone zwischen Orscha und Witebsk durchbrochen und Witebsk selbst besetzt. In den folgenden Tagen wurde die Bresche erweitert, verzweifelte sowjetische Gegenangriffe abgewiesen und das 120 km hinter der Stalinlinie liegende Smolensk genommen. Wieder wurden östlich dieser Stadt starke Massen des sowjetischen Heeres umfaßt und eingekesselt. Zu ihrem Entsatz führte der Gegner alle verfügbaren Reserven heran und versuchte, in immer wiederholten Angriffen den Ring zu sprengen. Erst am 6. August, nach fast vierwöchigem Ringen, fiel die endgültige Entscheidung. Schwer geschlagen mußte der Gegner das Feld räumen, nachdem er in zahllosen Einzelaktionen schwerste blutige Verluste erlitten, 310000 Gefangene verloren, 3120 Geschütze, 3205 Panzerkampfwagen und über 1000 Flugzeuge eingebüßt hatte. In den folgenden Wochen fügte die in breiter Front weiter nach Osten vordringende deutsche Heeresgruppe dem Gegner neue schwere Schläge zu. Am 9. August wurden

bei Roslawl 38000 Gefangene gemacht, am 21. August endete die Schlacht bei Gomel mit der Gefangennahme von 84000 Bolschewiken, am 27. August wurde die 22. Sowjetarmee bei Wilikje-Luki vernichtet. Bis auf wenig über 150 km hat der deutsche Vormarsch sich der Hauptstadt des Bolschewismus, die seit Ende Juli unter den Bomben der deutschen Flieger erzittert, genähert.

Auf dem deutschen Nordflügel stand die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Ritter von Leeb, nachdem sie die in Litauen stehende Sowjetarmee geschlagen und schon am 26. Juli die Düna zwischen Dünaburg und Riga überschritten hatte, vor der Aufgabe, den längs der lettisch-sowjetischen Grenze verlaufenden Teil der Stalinlinie zu bezwingen und gleichzeitig die in Estland stehenden Kräfte der sowjetischen Armee zu schlagen. In kühnem Stoß wurden in der ersten Juliwoche die stark ausgebauten und zäh verteidigten Stellungen südlich des Peipussees durch-



Auf der Rollbahn 2, der Autostraße Minsk-Moskau.

brochen und damit die Voraussetzung für ein Eindrehen der Kräfte nach Norden und die Einleitung eines Stoßes auf Leningrad geschaffen. Inzwischen war auch der Angriff gegen die in Estland stehenden feindlichen Kräfte westlich des Peipussees zur Entwicklung gekommen. In harten Kämpfen wurden zunächst die Städte Dorpat, Fellin und Pernau genommen. Anfang August wurden starke feindliche Kräfte nördlich dieser Linie geschlagen, Taps und Wesenberg besetzt und die Küste des finnischen Meerbusens erreicht. Am 21. August gelang der östlich des Peipussees vorgehenden deutschen Armee der Durchbruch durch die starken feindlichen Stellungen zwischen Ilmen- und Peipussee und die Wegnahme der Städte Nowgorod, Kingisepp und Narwa. In Estland fielen am 28. August nach hartem Kampf die Hafenstädte Reval und Baltischport in deutsche Hände. Die sowjetische Besatzung verlor 11000 Gefangene und umfangreiches Kriegsgerät; die Transportflotte, mit der starke Teile der Besatzung über See zu entkommen suchten, erlitt in den deutschen Minenfeldern schwerste Verluste. Ende August war das gesamte Gebiet der baltischen Randstaaten, mit Ausnahme der Inseln Ösel und Dagö vom Feinde befreit und die Verbindung zwischen den östlich und westlich des Peipussees kämpfenden deutschen Heeresteilen auf der Landenge von Narwa hergestellt. Wie Moskau, so war nun auch Leningrad beim Abschluß dieses Buches (Anfang September 1941) in den unmittelbaren Bereich der Kampfhandlungen gerückt; im Süden und Südwesten näherten sich ihm die deutschen Angriffskolonnen, von Norden her waren die finnischen Truppen beiderseits des Ladogasees im ständigen Vordringen.

Die deutsche Wehrmacht hat in dem bei Abschluß dieses Buches zehn Wochen währenden Kampfe gegen die hochgerüsteten Millionenheere der Sowjetunion fast Übermenschliches geleistet. Durch die Siege in den Grenzschlachten wurde die Gefahr eines Angriffs auf das Reichsgebiet beseitigt und die erste Widerstandskraft des Gegners gebrochen. Das Bollwerk der Stalinlinie wurde überwunden und der Feind unter ungeheuren Menschen- und Materialverlusten in das Innere seines Reiches zurückgeworfen. Das gesamte Ostseegebiet und weite Strecken der für seine Volksernährung und Kriegswirtschaft besonders wichtigen Ukraine sind ihm entrissen. Noch war der Gegner am Ende des 2. Kriegsjahres nicht völlig geschlagen; Moskau verfügt über gewaltige Menschenreserven, und die unermeßliche Weite des Raumes steht ihm auch in diesem Kriege wieder zur Seite. Eine entscheidende Schwächung der feindlichen Kampfkraft durch die Vernichtung zahlloser hochwertiger und bestausgerüsteter Divisionen und den Verlust riesiger Mengen nur schwer ersetzbaren Kriegsmaterials ist aber bereits eingetreten und muß sich bei den noch bevorstehenden Kämpfen auswirken. Gerade noch in letzter Stunde haben der kühne Entschluß des Führers und die unvergleichliche Tapferkeit und Ausdauer des deutschen Soldaten und seiner Waffengefährten Mitteleuropa vor der Gefahr einer Invasion durch den Bolschewismus bewahrt. Mit vollem Vertrauen blickt nicht nur unser Volk, sondern auch ganz Europa weiterhin auf Großdeutschlands Wehrmacht und ihren Führer.



Die Karte zeigt den Stand vom 18. Juli 1941 an: Die sogenannte Stalin-Linie, durch den Zickzackstreifen gekennzeichnet, ist in der Richtung der Pfeile durchstoßen oder angegriffen; in der mittleren und der nördlichen Front haben bereits die Kämpfe ostwärts der Stalin-Linie begonnen.

Zwischen den Bunkern der Stalin-Linie

Von Leutnant Dr. Voß

Der Abend dämmert. Nur mühsam kann ich im Halbdunkel die Ortsnamen auf der Sowjetkarte entziffern. Mein Fahrer gibt Gas, und das Krad rattert über die Schlaglöcher der bolschewistischen Straßen. Rechts leuchtet mattsilbern ein See. Fünf Kilometer von hier muß mein Bataillon stehen.

Jetzt ist es völlig dunkel. Ich muß die Taschenlampe zu Hilfe nehmen, um an der Wegegabelung die Schilder der Einheiten und Stäbe zu erkennen. Nichts von meinem Bataillon. Aber eine andere Pionierkompanie liegt in dem Ort, und ich erfahre, daß mein Bataillon noch sechs Kilometer weiter entfernt liegen soll.

Wieder eine Straßengabelung an einem kleinen Nest mit einer Kirche und einer Schule. Endlich, hier ist der Gefechtsstand meines Bataillons. Aber wo meine Kompanie ist, weiß kein Mensch. Man erwartet sie gegen 23 Uhr.

Mein Fahrer und ich wickeln uns in die Kradmäntel und legen uns vor dem Gefechtsstand auf den Boden. So können wir die Kompanie nicht verfehlen.

Eine Detonation schreckt uns auf, Splitter fliegen uns um die Ohren, Scheiben klirren. Die Sowjets schießen auf eine etwa 100 m entfernte Brücke, die eben von Pionieren geflickt worden ist. Noch ein paar Einschläge, und wir ziehen uns etwa zwanzig Meter zurück.

Langsam wird es heller. Immer noch keine Spur von meiner Kompanie. Endlich erfahre ich, daß die Kompanie nicht weit entfernt liegt, und daß um 6 Uhr ein Pionierstoßzug mit dem Bataillon zum Sturm auf Bunker der Stalin-Linie antreten soll.

Gegen 4 Uhr setzt deutsches Artilleriefeuer auf die feindlichen Stellungen ein. Anderthalb Stunden später begebe ich mich zu einer Infanteriekompanie, die 500 m vor uns in einem Birkengehölz auf den Angriff wartet. Ihr soll ein Pionierstoßzug zugeteilt werden.

Unser Artilleriefeuer wird immer stärker.

Jetzt treffen auch unsere Pioniere mit Stangenladungen, geballten Ladungen, Säcken mit Handgranaten und Flammenwerfern ein. Wir sind diesen Anblick gewohnt, und ich kann wohl sagen, daß er uns wesentlich beruhigt. Die Gesichter der Pioniere sind kaltblütig und sorglos. Sie lachen und rauchen. Die Bunker, die vor ihnen liegen, sind nicht die ersten, die sie knacken werden.

Ein Pfiff — die Infanterie geht vor, mit ihr der Bataillonskommandeur. In zwei Gruppen folgen die Pioniere. Es geht im flotten Tempo durch Kornfelder und Wiesen. Der Himmel ist bewölkt, nur ab und zu kommt die Sonne auf Augenblicke durch. Das ist gut so, sie würde uns sonst zu sehr blenden.

Unser Artilleriefeuer hat den Höhepunkt erreicht. Der Feind schweigt.

Wir kommen in einen Sumpfwald, der sich nach den vorausgegangenen Erkundungen mehrere Kilometer weit bis an die Bunkerlinie erstreckt. Über unseren Köpfen schlagen Schilf und Röhricht zusammen. Die Stiefel sind durch und durch naß. Der Schweiß rinnt in Strömen. Von vorn kommt die aufmunternde Stimme des Bataillonskommandeurs, und trotz des hundsgemeinen Geländes wird das Tempo beibehalten. Die Pioniere mit ihrem schweren Gerät bleiben dicht auf.

So geht es eine Zeitlang vorwärts. Jetzt kommt rechts von uns eine

Alle nur denkbaren Schwierigkeiten bietet die Front im Osten: Wald, Steppe, Staub, Sand, Sumpf und — bei nassem Wetter — überall knietiefen Schlamm, ganz zu schweigen von den zahllosen Flußläufen. Die Aufnahme zeigt einen durch ein Moor zum Angriff vorgehenden Stoßtrupp.



Ein Bunker der Stalin-Linie nach der Einnahme.



Lichtung, und nun knallen die ersten Schüsse der Sowjets. In raschem Lauf wird die gefährliche Stelle passiert, und wieder geht es in die Dschungel. Aber jetzt reißt die Schießerei nicht mehr ab. Der Feind hat uns bemerkt und feuert in den Wald, Gott sei Dank blindlings, er fügt uns keinen Schaden zu. Offenbar ist ihm unser Vorgehen durch den Sumpf völlig unerwartet gekommen. Vor uns ist alles frei.

Aber unser Weg wird immer beschwerlicher. Wir können nur ganz vorsichtig auftreten, sonst versinken wir sofort bis an die Knie im Morast. Kolke müssen übersprungen werden. Mancher sinkt bis an die Hüfte in die braune Brühe und muß von seinen Kameraden herausgezogen werden. Am schlimmsten ist der Kamerad mit dem Flammenwerfer daran. Er schleppt rund 35 kg auf seinem Rücken und darf keinen Augenblick stehenbleiben, sonst drückt ihn das Gewicht des Werfers tief in den Schlamm.

Wir sind froh, daß der Morgen kühl und Schilf und Gras naß sind. Es könnte bedeutend schlimmer sein. Trotzdem fließt der Schweiß uns in Bächen über das Gesicht.

Von vorn wird „Halt" durchgegeben. Die Spitze hat den Waldrand erreicht. Vor uns liegt der erste Bunker der Stalin-Linie. Aber es ist noch nicht „unser" Bunker. Wir sind in dem unübersichtlichen Gelände etwas nach links abgewichen. Eine Pioniergruppe bleibt vor diesem ersten Bunker stehen, während eine zweite der Infanterie nach rechts hin folgt.

Ein Stalin-Bunker nach Beschuß durch deutsche Artillerie. Die nach vorn vorgezogenen Drähte sind die Reste eines Tarngeflechts. Sorgfältig war der Bunker in einen Erdhügel eingebaut worden.



Birkenkusseln schützen uns nur mäßig. Plötzlich ist der Teufel los. Ein tolles MG.- und Gewehrfeuer überschüttet die vorgehende Infanterie. Wir machen uns so klein wie möglich und bewegen uns wie die Indianer. Die Pioniere legen sich mit ihrem Gerät ins feuchte Moos und warten, bis sie für den letzten Stoß auf den Bunker benötigt werden.

Die Infanterie hat die ersten Verluste. Es scheint, daß die Bolschewisten aus den Bäumen feuern. Doch aufrecht steht mitten im Gefecht der Kommandeur und führt seine Kompanie.

Der Bunker wird langsam eingekreist.

Ein Leutnant, der einen Stoßzug führt, meldet, daß er eine günstige Ausgangsstelle für den Angriff auf den links liegenden Bunker erkundet hat.

Der Pionierleutnant erhält den Angriffsbefehl. Er ist noch sehr jung, aber er zeigt, daß er etwas gelernt hat. Rechts hinter einem kleinen See läßt er ein sMG. in Stellung bringen. Es soll Punkt 9.30 Uhr den Bunker und ein dahinterliegendes Gehöft, das vermutlich ein getarnter Bunker ist, unter Feuer nehmen. Am linken und rechten Flügel greifen MG. an, während die Pioniere und Infanteristen den Bunker von vorn annehmen.

Wieder geht es durch dichtes Schilf. Einmal sinkt der Pionierleutnant bis zu den Hüften ins Moor und muß herausgezogen werden.

Endlich haben wir das Moor hinter uns, und es geht wieder durch Birkenkusseln. Pünktlich 9.30 Uhr schießt das MG.

Als Blockhaus war dieser Bunker getarnt. Nach kurzem Beschuß zeigte sich seine wahre Natur: ein Betonklotz anständigen Ausmaßes. Die Tarnung rettete ihn nicht davor, „geknackt" zu werden.



Ein Drahthindernis!
Drahtscheren nach vorn!
So, das Hindernis ist beseitigt.
Vorsicht! Stolperdraht!

Die Sowjets haben das Hindernis außerordentlich geschickt angelegt. Es ist kaum zu sehen. Nur mit großer Vorsicht kann es überwunden werden.

Jetzt sind wir dicht vor dem Bunker. Die Artillerie hat ihn übel zugerichtet. Die vordere Schießscharte ist unbrauchbar. Auf die rechte Scharte konzentriert sich jetzt das Feuer.

Drei Sowjetsoldaten laufen plötzlich hinter dem Bunker nach links auf eine Erdstellung zu. In diesem Moment springen wir vor. Ein paar Handgranaten fliegen durch die offenen Scharten des Bunkers, und dann stürzen wir durch den hinteren Eingang in den Bunker hinein. Wir entdecken sofort einen elektrischen Zündapparat, dessen Leitungen durchschnitten werden.

Auch das angebliche Gehöft, das in Wirklichkeit ein betonierter Unterstand der Bunkerbesatzung ist, wird erreicht und mit Handgranaten beharkt.

Zwei Sowjetsoldaten kommen, mit weißen Tüchern winkend, auf uns zu. Dann werden es immer mehr, zuletzt zählen wir 49.

Der Pionierleutnant steht grüßend vor dem Kommandeur: „Melde: Bunker am See um 9.45 Uhr durch Pionierstoßtrupp mit unterstellter Infanterie genommen. 49 Gefangene. Keine eigenen Verluste. Ich gehe auf den Bunker am Waldrand vor."

Halb rechts aus dem Wald sehe ich unsere Infanterie herauskommen. Das Dorf vor uns brennt. Rechts davon erkennt man einen schweren betonierten Bunker am Waldrand. Da die Gruppe noch mit den Gefangenen beschäftigt ist, gehe ich allein nach rechts hinüber und sammle die andere Stoßgruppe zum Angriff gegen den zweiten Bunker.

Glücklich werden die Drahthindernisse überwunden. Zwei Mann schleichen sich an die Scharte heran und werfen geballte Ladungen. Wir liegen in Granattrichtern etwa 5 m vor dem Bunker. Eine starke Detonation erschüttert die Erde. Eine neue geballte Ladung gilt der rechten Scharte. Neben mir liegt ein PK-Mann, der den Angriff photographieren will. Doch der Luftdruck reißt ihn zurück und ein Splitter verletzt ihn am Arm.

Eine dritte geballte Ladung in den Eingang, und der Bunker ist erledigt. „Bunker am Waldrand durch Pionierstoßtrupp um 10.45 Uhr genommen", kann ich dem Kommandeur melden.

Jetzt kommt auch die Infanterie heran, und etwas später meldet sich Unteroffizier T. mit einem zweiten Stoßtrupp. Auch der letzte Bunker, rechts von uns, ist genommen.

Wir haben die Stalin-Linie an dieser Stelle durchbrochen. Vor uns liegt die Düna ...

„Im Raum von Dubno ..."

Wir haben die Sowjets im Kessel

Von Kriegsberichter Dr. Erich Lorenz

Dort! Eine Feldküche! Endlich bekommen wir etwas Trinkbares in unsere Feldflaschen! – Unser Wagen hält, einer springt hinüber. Na ja! Viel haben die Kameraden auch nicht, aber schließlich ist jeder Tropfen dünnsten Kaffees eine Kostbarkeit für den knorretrockenen Gaumen, nachdem man viele Stunden durch Staub und Hitze gefahren ist.

Spät am Abend erreichten wir unser Ziel bei S., wo in einem versteckten Waldstück der Stab der Panzerdivision lag. So verdreckt und verschwitzt, wie wir waren, meldeten wir uns bei dem Ia und dem Ic der Division, die uns kameradschaftlich aufnahmen. – „Sie kommen eigentlich etwas zu spät", meinte der Ic, „denn heute vormittag hätten Sie hier allerhand erleben können. Die Sowjettruppen haben mit starken Panzerkräften versucht, hier durchzubrechen, blieben aber zum großen Teil in unserem Feuer liegen. Einige Panzerkampfwagen hat auch der Sumpf geschluckt."

Die Lage.

Kurze Zeit später saßen wir im Befehlswagen des Ic und tauschten die neuesten Nachrichten aus.

„Die Lage, in der wir uns befinden", begann Oberleutnant W., indem er die Karte vor uns ausbreitete, „ist im Augenblick folgende: Sehen Sie, hier im Norden marschiert eine Panzerdivision unserer Panzergruppe; wir selbst gehen auf der mittleren Straße vor, genau gegen Osten, während in unserer rechten Flanke und in den dazwischenliegenden Räumen unserer Marschstraßen Infanteriedivisionen nachstoßen. Unsere Aufgabe ist es nun, durch die feindlichen Linien nach Osten durchzustoßen und hier, an der Straßenkreuzung bei dem Dorfe W., die feindlichen Panzerkräfte gegen unsere Nachbardivision im Norden zu drücken. – Es sind schwere Kämpfe zu erwarten, da an unserem Angriffsabschnitt Elitetruppen der Sowjets mit starken Panzerkräften eingesetzt sind." – Einige Gegenfragen durften wir noch stellen, dann wurden wir gegen Mitternacht entlassen.



„Zwei Tage wurde um die Ortschaft W. gekämpft, die immer wieder zwischen den Fronten lag. Einmal waren unsere Soldaten im Ort, einmal die Bolschewisten, bis unsere Truppen ihn schließlich zurückgewannen und trotz aller weiteren Gegenangriffe in ihrer Hand behielten."

Der Aufbruch.

Die eigene Panzerspitze, die am Vortage durchgestoßen war, lag schon weit vor uns. Seitwärts und hinter ihr hatte sich der Gegner wieder gesammelt, und es galt nun, diese bedrohten Räume erneut zu durchstoßen und zu säubern.

Unten am Waldstück, wo die Straße nach Osten abbiegt, mahlten sich die Räder der schweren Mannschaftswagen, der Artillerie, der Kräder und die Raupenketten der Panzerkampfwagen tief in den Sand ein, warfen unförmige Staubwolken in die Luft, so daß selbst der Vordermann auf viele Meter unsichtbar blieb. Wie eine riesige Fahne zog der Staub über die fahrende Kolonne hinweg und zeigte auf viele Kilometer den Marschweg der aufgebrochenen Front. Richtungweisend und verräterisch genug für feindliche Kampfflieger.

Aus den Dörfern, die wir durchrasten, floh die Bevölkerung in den schützenden Wald. Sie floh nicht vor unseren Soldaten, von denen sie wußte, daß von diesen nichts zu befürchten war, sie floh vor den sowjetischen Bombern, die – wenn sie einmal angriffen – rücksichtslos die ukrainischen Ortschaften bombardierten. Der Schrecken des Krieges und das Entsetzen stand in den Gesichtern der fliehenden Bauern, denen der Krieg die Frucht ihrer Felder und ihre Heimstatt verwüstete.

Uns blieb keine Zeit zu sentimentalen Betrachtungen. Vorwärts, nur vorwärts, dem Feinde nach, bevor ihn die Weite des Landes schützend aufnahm! Er mußte gefaßt, eingekesselt und zerschlagen werden. „Cannae" hieß der geheime, unausgesprochene Ruf unserer stürmenden Divisionen.

Lange Zeit schon waren wir an der rollenden Front der Kolonnen überholend entlanggefahren, hatten eine Ortschaft durchquert, in der schwere Batterien auf ihren Einsatzbefehl warteten, und fuhren nun wieder durch Kornfelder, auf denen hoch das Getreide in der Frucht stand.

Manchmal sind die Felder der kämpfenden Truppe Freund und Beschützer, manchmal aber auch wenden sie sich gegen uns und stellen ihre schützende Wand vor den Feind. Ganz wenig nur erhebt sich die braune Kuppel eines sowjetrussischen Panzers über die Ähren, wenn er niederwalzend durch die Felder bricht. Ein wachsames Auge, ein rechtzeitiges Erkennen der tödlichen Gefahr ist dann die sicherste und einzige Rettung.

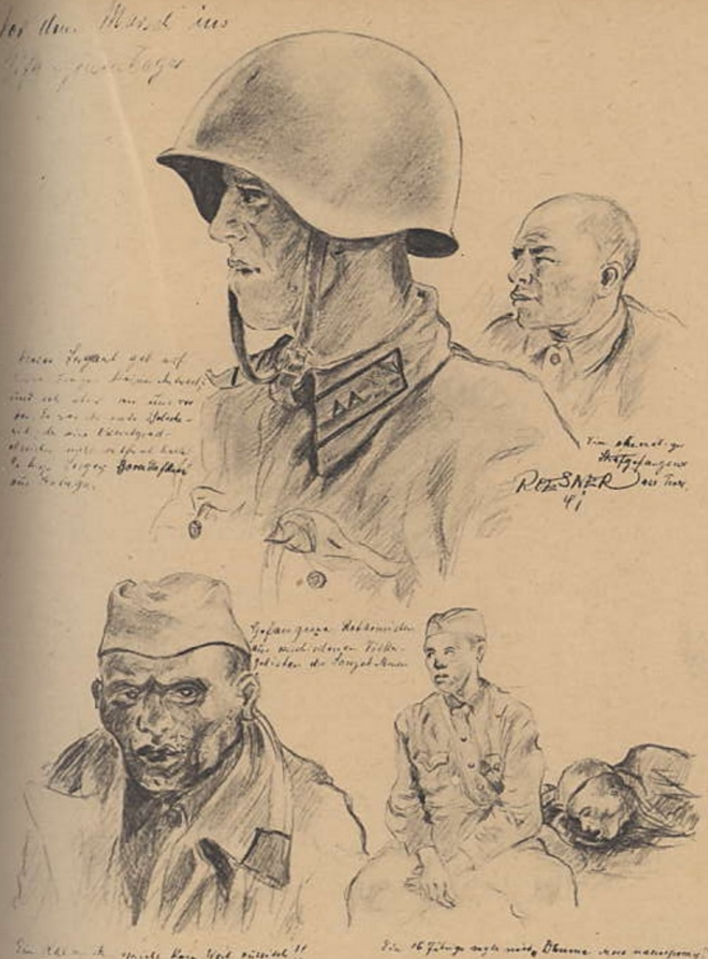
Der Feind ist gestellt!

Die Schützenkompanie, die als Spitzensicherung vorausfuhr, springt wie der Blitz von ihren Mannschaftswagen und geht rechts des Feldweges in Deckung. Infanteriegeschütze und Pak werden durch die Felder in Feuerstellung gefahren. Vor uns im Dorf sind feindliche Infanterie und Panzer gesichtet worden.

Kradmelder rasen zwischen der Spitze und den im Augenblick noch zurückliegenden Befehlsstellen hin und her. Der Bataillonskommandeur, Ritterkreuzträger Major v. D., gibt die letzten Befehle, und das Bataillon tritt zum Gefecht an. Die Züge gehen, weit auseinandergezogen, durch die Felder gegen das besetzte Dorf vor, und Major v. D. ist gerade im Begriff, sich mit dem Bataillons-Adjutanten zu seinem Gefechtsstand zu begeben, als plötzlich von vorn das helle Heulen von Flugmotoren zu hören ist. Ein blitzschneller Blick nach oben und – vom hellblauen Himmel heben sich scharf die Silhouetten sowjetischer Doppeldecker ab. Nicht mehr als 300 Meter mögen sie noch von uns entfernt sein. Dreihundert Meter trennen uns noch von den MG-Garben der feindlichen Schlachtflieger. Es ist eine verteufelte Situation. Viele der Schützen erreichen noch das schützende Korn. Viele, nicht alle. Mancher von ihnen preßt seinen Körper in den niedrigen Klee, preisgegeben den Kugeln und den Blicken der Angreifer. Dann bricht für die nächsten Minuten über uns ein Sturmwind herein. Wild kurbelnd, aus allen Rohren feuernd und dazu noch Bomben werfend, rasen die Bolschewisten über uns im Zick-

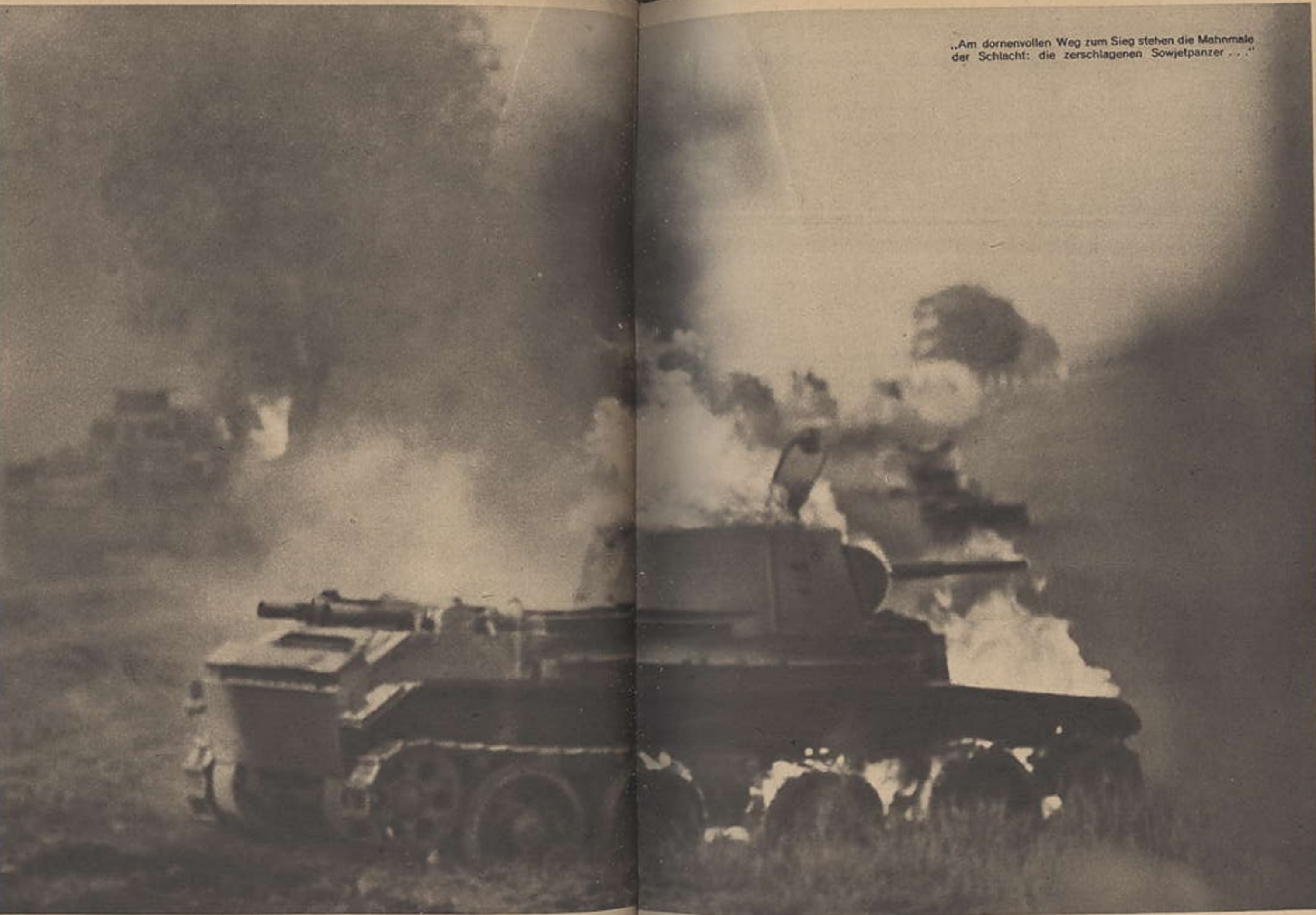


Deutscher MG-Schütze



Sowjetische Gefangene

Von einem Soldaten an der Front gezeichnet



„Am dornenvollen Weg zum Sieg stehen die Mahnmale der Schlacht: die zerschlagenen Sowjetpanzer . . ."

zack hin und her. Die MG unserer Schützen feuern wie verrückt nach oben, aber da die Truppe gerade in der Entwicklung war, ist noch keine geordnete Abwehr möglich.

Eine Ewigkeit scheint vergangen zu sein, als endlich das brüllende Inferno verhallt ist. Sanitäter rasen nach vorn, legen den Verwundeten Notverbände an und bringen sie zurück. Auch der Bataillonskommandeur, Major v. D., wird schwer verwundet an seiner Truppe, die ergriffen am Wegrand steht, vorbeigefahren . . .

Dann beginnt es im Dorf vorn allmählich lebendig zu werden. Das langsame Hämmern sowjetischer MG hallt herüber, die schnellfeuernden eigenen MG peitschen hell dazwischen. Da! Vorn zwei Sowjet-Panzer! Die Pak hält blitzschnell dazwischen, und die Bolschewisten gehen schleunigst zurück. Stundenlang zieht sich der Kampf hin. Gefangene kommen einzeln und in Gruppen aus dem Dorf heraus. Verängstigt und geschlagen von dem furchtbaren Eindruck der Kampfstunden.

Bis in die Abendstunde währt das Gefecht. Die rotgelben Flammen des brennenden Dorfes stehen als lodernde Fackel hinter den Feldern, und unsere schwere Artillerie ballert unentwegt hinter den Bolschewisten her.

Der Drehpunkt wird erreicht.

Die Nacht hat keine Ruhe gebracht. An allen Fronten wurde weitergekämpft. Das ist ja das Unheimliche an diesem Krieg im Osten, daß sich – wenigstens in den ersten Tagen – die Fronten nirgends klar abheben. Die zwischen den Vormarschstraßen liegenden Räume können von der Infanterie, die den Panzern nicht so schnell folgen kann, noch nicht voll ausgefüllt sein, und aus den undurchsichtigen Wäldern stoßen überfallartig immer noch versprengte Teile eingeschlossener Verbände hervor.

In der Nacht ist die Front weiter vorgetragen worden. In der Nähe eines winzigen Dorfes hat der Feind hinter einem Hang Artillerie in Stellung gefahren und funkt heftig zu uns herüber. Zwischen den Gärten gehen unsere Stoßtrupps zum Gegenangriff vor und werfen in hartem Ringen den Feind.

Wir selbst schwenken ab und fahren auf verhältnismäßig guter Straße bis zur Stadt K. Davor, am Stadteingang, ist die Brücke gesprengt. Unsere Pioniere haben bereits einen Notsteg gelegt, der auch die schweren Lkw trägt. Zentimeterweise schieben sich die schweren Lasten über die Bohlen, unter denen das dumpf riechende, grüne Sumpfwasser leise schwabbert. Flak hat den Brückenschutz übernommen.

Endlich haben auch wir die Brücke passiert, und in rascher Fahrt geht es durch den Ort auf die Straßenkreuzung zu, die, am Ostausgang der Stadt liegend, den Drehpunkt der umfassenden Bewegung bilden soll.

Hier oben steht mittlere und schwere Flak. Weit rechts von uns – jenseits des Sumpfes – in welligem Gelände, geht Infanterie gegen zwei Dörfer vor, die vom Feuerstrahl der schweren Flakgranaten in Brand geschossen wurden. Ein schauerliches Panorama breitet sich vor uns aus:

durch die Felder ist unsere Infanterie in zügigem Vorgehen, MG belfern, Gewehrschüsse peitschen durch das Korn, Sowjetpanzer, die zahlreich auftauchen, feuern wild. Unsere Flak brüllt dazwischen, und die Granaten der eigenen Artillerie rauschen heulend heran. Hinter diesem allem steht die brennende Kulisse der Dörfer.

Der Obergefreite eines Infanterieregiments erledigte mit seiner Pak an diesem Tage 9 rote Panzer und 1 Flieger. Unsere schwere Flak, oben an der Straße, schoß 7 Panzer in Flammen, und ein anderer Pakkanonier schoß an dieser Stelle 4 Panzer zusammen. Insgesamt wurden an diesem Tage fast hundert sowjetrussische Panzerkampfwagen, darunter solche über 50 t, vernichtet. Die Tat des unbekannten Kämpfers bleibt trotz der Größe des allgemeinen Kampfgeschehens immer das Entscheidende, und aus der Summe solcher Einzeltaten entsteht der Sieg. Nur kann der Chronist nicht alle diese Taten nennen und erzählen. –

Hartes Ringen um W.

Als der nächste Morgen kam, brachte er den Anfang eines Ringens um die Ortschaft W., das sich über zwei Tage ausdehnen sollte.

Die Sowjets saßen bereits im Kessel drin und wurden gegen die im Norden marschierende Division gequetscht. Die starken feindlichen eingeschlossenen Panzerkräfte machten ununterbrochen verzweifelte Durchbruchsversuche. Das Dorf W. lag immer wieder zwischen den Fronten. Einmal waren unsere Männer drin, einmal die Bolschewisten, bis unsere Truppen es endgültig zurückgewannen.

Am übernächsten Morgen setzte ein konzentriertes Vorbereitungsfeuer unserer Artillerie ein, wie es der Gegner an diesem Frontabschnitt noch nicht erlebt hatte. Heulend zogen über uns die Granaten unserer Mörser ihre Bahn gegen das hinter W. liegende Dorf P. Etwa 15 Minuten lang erzitterten die Erde und die Luft unter dem Druck der Detonationen. Man konnte sich kaum schreiend gegenseitig verständigen. Gewaltige Erdfontänen stiegen drüben hoch; das Dorf begann an allen Ecken zugleich zu brennen.

Noch während die Artillerie Tod und Verderben spie, setzten unsere Panzer zum Stoß in die feindliche Flanke weit von links an. Wenig nur erhoben sich die grauen Türme über die Ähren. Langsam schoben sie sich weiter, bis der Hang drüben sie unseren Blicken entzog.

Der Rückzugsweg der Feinde nach Osten war durch die nächtliche Brückensprengung unserer Pioniere, die mit ihren Ladungen die einzige Brücke über den Sumpf in die Luft gejagt hatten, abgeschnitten. Etwa zwanzig sowjetrussische Panzer stauten sich vor den abgebrochenen Stümpfen der Brückenpfeiler. Ein wunderbares Ziel für unsere Flak. Bald brannten drei, vier und mehr Panzer. Hohe Stichflammen schlugen heraus, wenn der Kraftstoff und die Munition explodierten, und dann hingen tiefschwarze Wolken über dieser Straße des Verderbens.

Mit den ersten Spähtrupps wurde der Feind mit seinen letzten Resten

aus dem brennenden Dorf geworfen. Die Rückzugsstraße der Bolschewiken sah grauenvoll aus. Im Graben der Dorfstraße, zwischen den Häusern, auf den Feldwegen und Feldern, überall lagen vernichtete, zusammengeschossene Sowjetpanzer mittleren, aber auch schwersten Kalibers herum. Sie waren nicht zu zählen, nur im Vorbeifahren sahen wir an einer Stelle dicht an dicht fünf ausgebrannte Panzer liegen. Riesige 52-t-Panzer lagen tot am Wege. Diese Festungen, gespickt mit vier Geschütztürmen, diese Verkörperung des Materialismus, lagen, besiegt vom Angriffsgeist unserer Truppen, im Straßengraben.

Als sich erneut der Abend über das Schlachtfeld breitete, standen auf seinem Boden unsere Panzertruppen, unsere Schützen, unsere Flak- und unsere Pakkanoniere als Sieger.

Am dornenvollen Wege zu diesem Sieg stehen die Mahnmale der Schlacht: die zerschlagenen Sowjetpanzer und — die Birkenkreuze unserer gefallenen Kameraden, vor deren Opfertod wir still den Stahlhelm abnehmen.

Der Vormarsch geht weiter!

Die Heimat aber liest im OKW-Bericht (vom 2. Juli) von diesen schweren Kämpfen die lapidaren Sätze:

„. . . In der Gegend von Dubno gerieten sowjetrussische Panzerkräfte zwischen unsere als Reserve folgenden Divisionen und wurden nach zweitägigem Kampf aufgerieben. Hundertzwanzig Panzerkampfwagen fielen in unsere Hand . . ."





Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht mit dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel

Gegen achtzigfache Überlegenheit

Flak, Waffen-ϟϟ und Infanterie bei Swerdlikowo

Von Kriegsberichter E. Kirchhof

Bei der großen Vernichtungsschlacht um Uman versuchten die Sowjets immer wieder, unter Einsatz stärkster Truppenmassen aus den gebildeten Kesseln auszubrechen. Zwischen Uman und Slatopol, vor, in und um Swerdlikowo standen nur schwache deutsche Kräfte, als in der Nacht zum 2. August die Bolschewiken mit ungeheurer Wucht in 80facher Übermacht angriffen und mit fanatischer Verbissenheit versuchten, die deutsche Umklammerung zu durchbrechen. Eine Handvoll deutscher Flakartilleristen, ϟϟ-Männer und Infanteristen leisteten 14 Stunden lang heldenhafte Abwehr und trugen wesentlich zum Sieg von Uman bei.

Nichts konnten sie sehen in der undurchdringlichen Finsternis. Auch das ununterbrochene Abschießen von Leuchtkugeln brachte dem Zugführer keinen Überblick.

„Zu trüb! – Nichts zu sehen, Herr Oberleutnant!" brüllte der Beobachtungsposten immer wieder von dem Strohdach der Lehmhütte herunter. Oberleutnant B. trocknete sich das regennasse Gesicht. Immer näher kam das feindliche Maschinengewehrfeuer. Als wieder eine Kugel hochstieg und nur gespensterhaft verschwommen den Südrand von Swerdlikowo beleuchtete, rief der Zugführer nach drei Kanonieren und einem Unteroffizier.

„Pirscht euch ran, so weit es geht, und stellt fest, wo die Bolschewiken durchzubrechen versuchen."

Der Spähtrupp war des Oberleutnants letzter Ausweg. Er wußte, wie hoffnungslos seine Lage war, wenn der Feind hier mit starken Kräften angreifen sollte, wußte, daß er dann kämpfen mußte bis zur letzten Granate! Ganz allein stand er mit seinen drei leichten Flakgeschützen und einer Handvoll Infanteristen vor dem Ort. Er hatte den Auftrag, auszuhalten – bis die Masse der Infanterie heran war.

Aber wie sollte er schießen, kämpfen, wenn er nichts sah, wenn er noch nicht einmal wußte, wo der Feind steckte. Nur der Teufel wußte überhaupt, wie die Sowjets hierher gekommen waren. Noch gegen Abend war das ganze Gelände – kilometerweit vor ihnen – feindfrei. Jetzt zeigte das Leuchtzifferblatt der Uhr kaum Mitternacht.

Zu alledem regnete es, regnete es seit drei Stunden ununterbrochen. Nichts war mehr trocken. Die nassen Brocken klebten am Körper. Die



Leichte Flak im Gefecht beim Stellungswechsel. Mit Hau-ruck! wird ein Abhang bezwungen.

Erde, vollkommen aufgeweicht, hing sich zäh und unnachgiebig zu vielen Pfunden an jeden einzelnen Stiefel.

MG.- und Gewehrschüsse peitschen plötzlich in nächster Nähe auf. Kugeln prasseln auf Panzer und Bleche der Fahrzeuge. Und zwischen den Flüchen, Schreien und Rufen tönt es immer wieder heiser: „Herr Oberleutnant! Herr Oberleutnant!"

Bald steht keuchend der Spähtruppführer vor seinem Zugführer und meldet, daß die Bolschewiken bereits den Südwestrand von Swerdlikowo besetzt haben und nun unter Einsatz von Panzern weiter vordringen. Für Oberleutnant B. gibt es nur eins: Zurück mit den Geschützen bis zur Dorfmitte und dort die über den kleinen Bach führende wichtige Brücke besetzen und halten, solange die Munition reicht. Die schweren Raupenfahrzeuge haben noch nicht gewendet, als ein heftiges Artilleriefeuer das Dorf eindeckt und Handgranaten in nächster Nähe explodieren.

„Höchste Zeit, Männer", ruft der junge Offizier. „Auf zur Brücke, da werden wir ihnen den Durchbruch versalzen." –

Dem Obergefreiten P., dem Fahrer einer Zugmaschine, haben Handgranatensplitter den linken Oberschenkel aufgerissen. Er sagt nichts. Erst als die Gschütze in guter Schußposition auf dem Hügel oberhalb der Brücke stehen, so daß sie Flußgrund und Brücke bestreichen können,

merkt einer, daß er sich seine Wunden notdürftig verbindet. Alles Zureden hilft nichts, er bleibt am Steuer.

Vom Südrand von Swerdlikowo, dort, wo sie vor Minuten noch standen, tönt jetzt durch das wilde Artillerie-, MG.- und Gewehrfeuer, durch die Abschüsse der Granatwerfer das tierische „Urrääh! Urrääh!" des Feindes herüber. Und über diesen Hyänenschreien durchziehen weiße, rote, gelbe und grüne Leuchtspurfäden den Himmel. Zeitweise ist es den Kanonieren, als sei kein schwarzer Nachtfleck zwischen diesem riesigen, gefährlichen Feuerwerk zu sehen. Noch wird der Zug des Oberleutnants nicht beschossen. Aber das sehen sie alle, daß es nur noch Sekunden dauern kann, bis die Geschosse bei ihnen einschlagen werden. Mit wem die Bolschewiken in diesem Dorfteil kämpfen, wissen sie selbst nicht.

„Die Burschen müssen wieder wahllos in die Gegend feuern", knurrt der Oberleutnant. Er hat noch nicht ausgesprochen, als aus nächster Nähe ein Panzer zu schießen beginnt. Kurze Feuerstöße eines deutschen Geschützes bringen ihn zum Schweigen oder zum Verschwinden.

Das aber scheint das Signal des Sowjet-Angriffes gewesen zu sein. Sofort richten sich die feindliche Artillerie und sämtliche Maschinen- und Handfeuerwaffen auf den Flakzug ein.

Was die Männer eben noch aus ungefährlicher Entfernung beobachten konnten, erleben sie nun mit ungeheurer Wucht in allernächster Nähe. Die gelben, grünen, weißen, roten Leuchtspurbahnen zischen genau auf sie zu, schlagen rechts und links, vor und hinter ihnen ein. Es rasselt und knallt auf den Panzerschilden und Fahrzeugteilen. Es scheint ein Wunder, daß nur einer leicht verwundet wird. Dreieinhalb Stunden dauert dieser bunte „Feuerregen", dreieinhalb Stunden können die Kanoniere nur mit Gewehren nach feindlichen Geräuschen schießen, dreieinhalb Stunden müssen sie ohnmächtig anhören, wie der Feind immer näher heranrückt.

Mit einem Aufatmen begrüßen Oberleutnant B., seine Kanoniere und Infanteristen den langsam sich ankündigenden Tag. Endlich! endlich! Jetzt können sie wenigstens den Bachgrund vor sich ausmachen.

„Aufpassen! Aufpassen! Auf die Schweißfußrinne (Bach) dort unten halten!" Der Oberleutnant hat es plötzlich gerufen. Seine scharfen, unablässig suchenden Augen haben am Bachgrund Bolschewiken erkannt, die mit Pakgeschützen und Granatwerfern in Stellung gehen. Nun sitzt er selbst als Richtkanonier an einem Geschütz und zielt ruhig auf das sich nur leicht bewegende Schilf. –

„Magazin eingesetzt", ruft ihm Sekunden später der K 4 zu. „Magazin eingesetzt", klingt es nun auch von den anderen Geschützen herüber. Und kurze Zeit später beginnt nach dem Einzelfeuer ein rasendes Schnellfeuer auf die jetzt wild hin und her springenden Sowjets. Die Kanoniere und Infanteristen, die den Geschützbedienungen nicht helfen können, schießen mit Gewehren und Pistolen auf den kaum 150 Meter entfernten Feind. Doch was nützt es dem Oberleutnant und seinen Männern, daß sie innerhalb weniger Minuten die Pakgeschütze zusammengeschossen und den Bachgrund gesäubert haben. Immer neue Wellen erdbrauner, wüst

schreiender Gestalten stürmen hinunter zu der „Schweißfußrinne" und kommen in bedrohliche Nähe der Brücke. Einmal in Kompanien, dann wieder in Bataillonen rennen die Sowjets an, mit einer fanatischen Verbissenheit, so daß sie erst zur Ruhe kommen, wenn sie vor oder über ihren Toten getroffen zusammenbrechen.

Im ständig wachsenden Feuer der Angreifer schießen und arbeiten die Kanoniere und Infanteristen mit einer unwahrscheinlichen Ruhe und Kaltblütigkeit. Vom Geschütz B ist der Richtkanonier, ein Unteroffizier, schwer verwundet. Kameradenhände packen zu, bergen ihn, und ein Obergefreiter schießt ohne Unterbrechung weiter.

Oberleutnant B. muß bald feststellen, daß auch sein gut gezieltes, verheerend wirkendes Abwehrfeuer den immer wieder in Massen angreifenden Feind auf die Dauer nicht aufhalten kann. Zudem erhält sein Zug jetzt nicht nur aus dem Nordteil von Swerdlikowo gut liegendes Gewehrfeuer, sondern wird von allen Seiten beschossen.

Die Lage ist klar. Der Zug vollkommen eingeschlossen. Der Oberleutnant verliert nicht die Ruhe. Er ist zum letzten bereit. Schon gibt er den Befehl, in rasendem Tempo auf die Brücke zu fahren und dort zum letzten Kampf anzutreten, als das feindliche MG.- und Gewehrfeuer in ihrem Rücken plötzlich nachläßt und auf dem Hügel deutsche Stahlhelme auftauchen . . .

Eine Kompanie ϟϟ vom Regiment „Westland" kommt zur Verstärkung heran, von Kanonieren und Infanteristen mit Jubel empfangen. Auch jetzt wird man gegen die gewaltige Übermacht der Bolschewiken nur wenig ausrichten können. Trotzdem wird beschlossen, die unter feindlichem Feuer liegende Brücke im Sturm zu nehmen, und die Hauptstraße des Dorfes links und rechts zu säubern.

Kurze Befehle! Dann beginnt der Sturm. Die Geschütze preschen mit solcher Schnelligkeit vor, daß die hinter ihnen und im Straßengraben laufenden ϟϟ-Männer und Infanteristen gerade noch folgen können. Ein rasendes Schnellfeuer aus allen Waffen schlägt den Stürmenden entgegen. Granaten schlagen vor, hinter und zwischen ihnen ein. Doch die Brücke wird erreicht, und nun kämpfen die Flakartilleristen, ϟϟ-Männer und Infanteristen ein feindliches MG.-Nest nach dem anderen nieder.

Der Hauptmann Sch. von der Waffen-ϟϟ kniet neben dem Oberleutnant vom Regiment „General Göring", der wie zuvor als Richtkanonier das 2-cm-Flakgeschütz bedient, und zeigt ihm die stärksten und gefährlichsten Granatwerfer- und Infanteriestellungen. Kanoniere, ϟϟ-Männer und Infanteristen, die von den Geschützbedienungen nicht gebraucht werden, sind weiter vorgegangen und säubern nun jedes einzelne Haus vom Feind. Es kommt zu erbitterten Nahkämpfen. Aber hier kämpfen die Sowjetsoldaten nicht nur mit fanatischer Verbissenheit, sondern auch mit unsoldatischen Kampfmethoden. Nicht wenige stellen sich in den Gärten und armseligen Lehmhöhlen tot, schießen aber sofort wieder, sobald die deutschen Soldaten ihnen den Rücken kehren. Hauptmann Sch. und Oberleutnant B. erkennen, daß der Kampf so nicht weiter gehen kann.

Rücksichtslos werden jetzt links und rechts der Straße die Häuser in Brand geschossen und der Feind ausgeräuchert.

Nach vierstündigen schwersten Kämpfen ist der Kern von Swerdlikowo vom Feinde frei. Die Lage für das Häuflein deutscher Soldaten ist aber noch genau so hoffnungslos wie vorher. Die Sowjets haben das Dorf vollkommen eingeschlossen. Mit dem Einsatz neuer Kompanien versuchen sie die Entscheidung herbeizuführen. Auf deutscher Seite haben viele Infanteristen schon keine Munition mehr – – –

Drunten am Bach, im Schilf und Moder hat sich wieder ein sowjetischer Granatwerfer eingenistet, an der „Schweißfußrinne", über der schon seit Stunden ein starker beizender Pulvergeruch liegt. Er bewirft fortwährend das Straßenkreuz, auf dem die Geschütze des Oberleutnants B. aufgefahren sind. Drei blonde, hünenhafte ᛋᛋ-Männer, ein Finne, ein Norweger und ein Holländer arbeiten sich an das gefährliche Nest heran. Hinter dem Granatwerfer sind deutsche Stahlhelme zu sehen. Doch die Männer der Waffen-ᛋᛋ lassen sich nicht täuschen. Mit gut gezieltem Einzelfeuer erledigen sie die Bolschewiken und richten nach kurzer Überprüfung den Werfer auf den nahen Waldrand, wo das feindliche Feuer jetzt am stärksten ist. – In der Nähe der kämpfenden Geschütze sitzt, an eine Wand gelehnt, ein schwer verwundeter Kanonier. Die Kugel steckt ihm noch in der Brust. Aber er ist so lebendig wie wohl selten. Durch den Geschützlärm brüllt er seinen Kameraden die albernsten und doch wohl schönsten, kostbarsten Witze zu, die diese je gehört haben. So trägt dieser einfache Kanonier dazu bei, daß in der kleinen Kampfgruppe nur nicht jetzt die Stimmung sinkt. Wieder bricht ein Infanterist mit einem Brustschuß zusammen. Kameraden bringen ihn in eine geschützte Ecke. Als einer ihn verbinden will, schiebt er ihn hart zur Seite. „Geh hin und schieß, solange du kannst! Mit mir ist alles halb so schlimm.

Innerhalb von dreißig Sekunden ist die Flak abgeprotzt und in Stellung gebracht worden.



„Achtung! Feuer auf den Hang!" ruft plötzlich der Hauptmann. Doch keiner kommt zu einem Schuß. Vor Überraschung vergessen einen Augenblick lang sogar die Richtkanoniere dazwischen zu halten, denn über den Hügel, der sich knapp 250 Meter vor der Straßenkreuzung erhebt, laufen, stolpern, fallen ungefähr 200 Bolschewiken planlos feuernd herunter. Sind Kommissare hinter ihnen?

Im Feuer der kleinen deutschen Kampfgruppe bricht auch dieser seltsame Angriff zusammen – mitsamt den Kommissaren.

Munitionsmangel macht sich nun auch bei den leichten Flakgeschützen bemerkbar. Die Fahrzeuge sind so zusammengefahren, daß sie einen großen Igel bilden, der sich jetzt nur noch dann wehrt, wenn der Feind auf kurze Entfernung herangekommen ist.

Sind doch alle Opfer und schweren Kämpfe umsonst gewesen? Oder wird noch rechtzeitig Verstärkung eintreffen? Wieder vergeht eine harte, unendlich lange Stunde. Ein Gefangener, ein gebürtiger Rumäne aus Bessarabien, der deutsch spricht, sagt aus, daß hunderte und aber hunderte Tote auf den Höhen und in dem kleinen Bachgrund liegen. Daß keiner der Sowjets mehr kämpfen wolle, da sie seit vier Tagen nichts mehr zu essen hätten und nur von Mais und Zucker leben müßten. Er zeigt seine Zunge, die dick geschwollen und mit Schleim belegt war. Auf die Frage, wie stark der Feind um Swerdlikowo sei, antwortet er: „Fünf Regimenter stark".

Der Batteriechef des Oberleutnant B., der vor Swerdlikowo in den Morgenstunden dieses Tages den Panzerdurchbruch abgewehrt hatte, durchbrach gegen 8 Uhr mit einer zweiten ᛋᛋ-Kompanie vom Regiment „Westland" die Umklammerung der Bolschewiken und stieß nach erbitterten Nahkämpfen bis zur Straßenkreuzung vor, auf der die Eingeschlossenen sich immer noch hielten. Sechs leichte Flakgeschütze führte er mit, und in kluger Voraussicht eine große Menge Munition. Der Durchbruch war für ihn und den Hauptmann der Waffen-ᛋᛋ schwer gewesen;

denn die beiden Offiziere wußten nicht, wo deutsche Truppen kämpften, zumal sie von allen Seiten aus Häusern und Gärten beschossen wurden. Rücksichtslos hatten sie deshalb erst einmal den Nordteil des Dorfes gesäubert und waren nun bis zur Straßenkreuzung durchgestoßen.

Es war allerhöchste Zeit, daß Oberleutnant R. eintraf. Infanteriemunition hatten die Eingeschlossenen so gut wie nicht mehr. Nur die leichten Flakgeschütze verfügten noch über je ein Magazin Granaten.

Wer kann den Jubel beschreiben, mit dem die Verteidiger von Swerdlikowo die ankommenden Kameraden, die Verstärkung, begrüßten. Oberleutnant R. hatte nicht nur an Munition gedacht, sondern auch an den Sanitätswagen und an – heißen Tee. So wird sofort für die Verwundeten gesorgt. Kaum sind alle verbunden im Wagen, da hämmert ein feindliches MG. aus nächster Nähe. Wieder bricht mit einem Oberschenkelschuß ein ϟϟ Mann zusammen. Nicht achtend auf das Feuer springt ein Kanonier zu dem Verwundeten, um ihn zu verbinden. Da trifft auch ihn eine Kugel. Nach Vernichtung des MG.-Nestes kann man die am schwersten Verwundeten holen und verbinden.

Oberleutnant R., der Chef der nun voll eingesetzten leichten Flakbatterie, hat sofort den Obergefreiten P., dem in der Nacht Handgranatensplitter den Oberschenkel aufrissen, abgelöst. Auch jetzt, nach neunstündigem Kampf und sicherlich nicht geringen Schmerzen, wollte der Fahrer nicht vom Steuer. Sein Batteriechef mußte ihm den dienstlichen Befehl geben, sich verbinden zu lassen.

Systematisch wird nun Swerdlikowo vom ersten bis zum letzten Haus durchgekämmt. Stunden dauert der Kampf. Manchmal scheint es den Flakartilleristen, ϟϟ-Männern und Infanteristen kaum möglich, daß sie noch einmal den Feind werfen werden. In jedem Gebüsch, hinter jedem Baum, in allen möglichen Löchern haben sich die Bolschewiken verschanzt. Ist einmal ein Haus gesäubert, so schiebt sich schon wieder um irgendeine Ecke die mit Handgranaten gefüllte Faust eines Sowjetsoldaten. Fährt ein Flakgeschütz durch ein Getreidefeld oder einen Rübenacker, dann bleiben die Sowjets, die sich dort versteckt hielten, regungslos liegen und schießen sofort wieder, wenn der kleine Sturmtrupp ihnen den Rücken kehrt.

Trotzdem gelingt das Unternehmen der wenigen deutschen Soldaten gegen die gewaltige Übermacht des Feindes. Gegen 12 Uhr mittags ist Swerdlikowo restlos in deutscher Hand. Wieder halten die leichten Flakgeschütze den Südrand des Dorfes besetzt, ihnen zur Seite die Kameraden von der ϟϟ, und dann kommt auch im Eilmarsch Infanterie, die ebenfalls in der Nacht schwere Kämpfe zu bestehen hatte, heran.

Stunden später greift der Bolschewik wieder mit neuen Regimentern den Südrand des Dorfes an. Doch dieses Mal wird er von der deutschen Infanterie nicht nur abgeschlagen, sondern auch mit Hilfe von Stukas in diesem Raum vollkommen vernichtet. Achtzigfach war die Überlegenheit des Angreifers gewesen, den eine Handvoll Flaksoldaten, ϟϟ-Männer und Infanteristen überwunden hatten.

Im brennenden Smolensk

Von Kriegsberichter Bernd E. H. Overhues

Die Stadt Smolensk, die seit 1812 keinen fremden Soldaten mehr in ihren Mauern gesehen hatte, fiel am 16. Juli 1941 in die Hände der deutschen Soldaten. Offenbar in der Hoffnung, Smolensk bald wieder zurückerobern zu können, verschwiegen die Sowjets wochenlang den Fall der Stadt. Der nachfolgende Bericht wurde am 16. Juli, dem Tag der Einnahme, geschrieben.

Als wir in früher Morgenstunde, etwa zwischen Kopys und Smolensk am Dnjepr, Nachricht davon erhielten, daß die Spitze einer motorisierten Infanterie-Division die ersten Häuser der alten Stadt Smolensk erreicht habe und dort in hartem Kampfe mit sowjetischer, von Artillerie unterstützter Infanterie stehe, konnte es für uns nur die Parole Smolensk geben.

In halsbrecherischer Fahrt sind wir die 50 km bis Smolensk über eine verkommene Straße gerast, daß Mann und Maschine der Erschöpfung nahe waren. Zur Mittagszeit tauchte endlich die Silhouette von Smolensk am Horizont auf: Im Dunstschleier von Pulverrauch und Brandwolken liegt eine langgestreckte Großstadt, die seit 1812 keinen fremden Soldaten mehr in ihren Mauern gesehen hat. Aus dem Qualm ragen zahlreiche Kirchtürme, Hochhäuser und Fabrikschornsteine heraus und erinnern uns daran, daß wir uns trotz der steppenartigen Weite des Raumes, in dem wir zu kämpfen haben, doch noch in Europa befinden. Wann haben wir die letzte richtige Stadt gesehen? Das scheint schon lange her zu sein, und doch dauert der Krieg im Osten erst Wochen . . .

*

Ehe wir uns versehen, sind wir mitten drin in dem infernalisch harten Kampf, der keine 2 km vor dem Stadtkern mit einer unbeschreiblichen Wucht entbrannt ist. Aus der Stadt heraus knallt die sowjetische Artillerie alles gegen uns los, was in ihre Läufe hineingeht. Auf unserer Seite ist die Artillerie auf freiem Feld in Feuerstellung gegangen, feuert von dort – von hier – von allen Seiten, gegen Fliegersicht nur durch ein paar Büsche getarnt. Sturmartillerie sammelt sich in einer Mulde zum Angriff. Schwere Raupenfahrzeuge haben eine kleine Anhöhe erklommen und feuern mit ihren Kanonen in Richtung Dnjepr. Pioniere hocken auf ihren Fahrzeugen, basteln an Floßsäcken, die zu befohlener Minute einsatzbereit sein müssen. Schützen schieben sich immer näher an den Kampfherd heran. Über uns aber orgeln die Granaten hinweg, unsere und die feindlichen. Systematisch wird die Stadt dem Feinde aus seiner Verteidigungslinie herausgebrochen. Die Schützen zweier Regimenter haben den Teil der Stadt, der bis an den



Im Dunstschleier von Pulverrauch und flammendurchlohten Brandwolken liegt am Morgen des 17. Juli Smolensk da, das seit dem Jahre 1812 keinen fremden Soldaten mehr in seinen Mauern gesehen hat. Über Flammen und Wolken hinweg ragen die Türme der Kathedrale der Stadt.

Fluß reicht, durchstoßen. Nur der Nordteil von Smolensk, hinter dem Dnjepr gelegen, befindet sich noch in der Hand des Feindes. Die Brücken dahin sind gesprengt und brennen lichterloh. Nur bei der Eisenbahnbrücke haben es die Sowjets nicht geschaffr, sie in die Luft zu jagen; sie ist durch kühnen Handstreich in unsere Hand gefallen. Doch ist sie vorläufig nicht zu überschreiten, weil die Sowjets aus sämtlichen „Knopflöchern" feuern und eine stählerne Wand zwischen sich und uns legen. Hinzu kommt der Einsatz sowjetischer Bomber, die uns das Leben von oben her so schwer wie möglich machen wollen. Die Männer eines sehr erfolgreichen Jagdgeschwaders und die unwahrscheinlich genau arbeitenden Flaksoldaten ringen in zähen Kämpfen mit den grünen Flugzeugen, deren roter Stern auf den Tragflächen genau zu erkennen ist. Das Ergebnis solcher Kämpfe ist immer vorauszusehen, aber sie müssen bis zum Ende durchgerungen werden – früher läßt der Sowjetarmist nicht locker.

*

Trotz Abwehrfeuer und Fliegerangriffen am laufenden Bande wird der Angriff fortgesetzt. Au-Boote (Außenbord), M-Boote, Sturmboote und Floßsäcke, gesteuert von Pionieren, schaffen im feindlichen Feuerhagel zwei Regimenter motorisierter Infanterie an das gegenüberliegende Flußufer. Kaum ist dies geschafft, beginnen dieselben Pioniere mit dem Bau einer Kriegsbrücke und können kurz vor Mitternacht das letzte Ponton einfahren. Wer kann die Größe dieser hier vollbrachten Leistungen je ermessen? Der Südteil von Smolensk, der von unseren Soldaten inzwischen gesäubert wird, besteht aus nur wenigen intakten Häusern. Diese sind menschenleer, da die Zivilbevölkerung auf den Befehl Stalins hin ihr ganzes Hab und Gut auf Autos, Wagen, Karren und Güterwaggons verladen und in das Innere Rußlands abgeschoben hat. Einige Kirchen, die als Lebensmitteldepots dienen, sind stehengeblieben, ebenso einige Krankenhäuser und Lazarette, das Theater, ein Zirkus, eine Stadionanlage, zwei Hotels und mehrere Warenhäuser. Alles andere war von dem Benzin, Petroleum, Pech und Schwefel der Sowjets bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Als wir mit einigen Kameraden von der Infanterie durch diesen Herd des Grauens streifen, sagen sie, die ein Warschau, ein Rotterdam und ein Dünkirchen miterlebt haben, daß alle bisherigen Erlebnisse diesem hier gegenüber verblassen.

*

Ein leichter Nachtwind hat die unzähligen Brandherde von Smolensk neu entzündet. Die Autobrille gewährt den Augen keinen Schutz mehr, das Taschentuch vor Mund und Nase hilft nicht gegen den durchdringenden Leichengeruch. Pferde-, Kühe-, Hunde- und Katzenkadaver liegen überall herum. Häuserwände stürzen neben und vor uns ein. Die Leitungsdrähte der Straßenbahnen glühen. Der Asphalt schmilzt inmitten der



Im Nordteil von Smolensk, hinter dem Dnjepr, versuchte der Feind, sich noch einmal festzukrallen, bevor er die Stadt räumte. Die Brücken über den Fluß waren unpassierbar; Pioniere bauten infolgedessen, ständig dem feindlichen Feuer ausgesetzt, eine Kriegsbrücke, und bald war nach außerordentlich hartem Kampf auch der Nordteil der Stadt und damit ganz Smolensk in deutscher Hand.

wütenden Feuersbrunst unter den Wagenreifen. Es hilft nichts, wir müssen die Stadt verlassen und in ein weit entferntes Wäldchen ziehen, das eine Anhöhe krönt. Um Mitternacht ist der Hexenkessel von Smolensk in seinem Gesamtumfange zu übersehen. Nie wird der deutsche Soldat, der in dieser Nacht zum 17. Juli 1941 das flammende Smolensk sah, vergessen

können, was bolschewistische Vernichtungsarbeit heißt. Stumm sitzen wir am Rande des kleinen Wäldchens und sehen in dies aufbrandende Meer haushoher Flammen. Wir sitzen so die ganze Nacht und vergessen den Schlaf.

*

Mit Beginn des neuen Tages lastet über der hartgeprüften Stadt eine riesige schwarze Rauchwolke. Sie weicht weder nach rechts noch nach links und scheint alles Leben unter sich ersticken zu wollen. Unter dieser schwarzen Wolke, die jedes Sonnenlicht aufsaugt, wird unser entscheidender Angriff über den Dnjepr zum Nordteil der Stadt mit der gewohnten Wucht entfesselt. Ein gewaltiges Artillerieduell zerreißt die Luft und läßt die Erde erbeben. Drei Stunden lang dauert das Feuer der unsrigen und der feindlichen Batterien, dann ist Ruhe. Was zu tun übrigbleibt, besorgen im Straßen- und Häuserkampf Infanterie und Pioniere, die den Feind aus seinen letzten Schlupfwinkeln hervorholen und gleichzeitig dafür Sorge tragen, daß ein mit Sicherheit zu erwartender Gegenstoß der Sowjets auf Smolensk in unserer Abwehr liegen bleibt. Die Fahne des Hasses mit Hammer und Sichel wird in dieser Stadt nicht wieder aufgezogen werden.

Eine der brennenden Brücken von Smolensk. Im Hintergrund die Silhouette der Kathedrale.




1941

„Achtung, Achtung! Hier Rose ...“

Stukas in der Schlacht um Kanew

Von Kriegsberichter Fritz Krause

Eben war die gewaltige Umfassungsschlacht von Uman im Kampfraum der Heeresgruppe des Generalfeldmarschall v. Rundstedt unter stärkster Mitwirkung von Luftwaffen-, vor allem Sturzkampfverbänden erfolgreich zum Abschluß gekommen, da erhielten wir vom Stukageschwader Oberstleutnant Graf v. Sch. eine neue Aufgabe zugewiesen.

Lage: In dem Raum Boguslaw—Korssum—Kanew versuchten die Sowjets, von unseren Heeresverbänden an der nördlichen und südlichen Front dieses Abschnittes hart bedrängt, mit einer Unzahl von schweren Panzern und anderen Waffen, die sie bei Kanew über den Dnjepr zuführten, nach Westen auszubrechen.

Aufgabe: Die Kampfverbände des in diesem Raume eingesetzten Fliegerkorps, besonders Stukas, haben laufende Einsätze zu fliegen und Panzer, Kolonnen, Truppen, Feld- und Artilleriestellungen zu vernichten.

Es war ein Verzweiflungsversuch der Sowjets: Einmal, weil sie selbst bei einem geplanten Rückzug über den Dnjepr die Hauptmasse ihrer Truppen nicht mehr an das jenseitige Ufer des großen Stromes zurück in Sicherheit hätten bringen können. Sie befürchteten, daß ihre Infanteriedivisionen bei unseren überraschenden und blitzschnellen Verfolgungsaktionen uns restlos in die Hände fallen würden. Zum anderen hofften sie durch Unterstützung und Verstärkung mit schweren Waffen diese Divisionen nicht nur retten zu können, sondern sie glaubten, daß sie damit auch ungeheure Kräfte unserer Truppen binden und zerschlagen könnten.

Die Sowjets warfen viel in die Waagschale, und wenn das Zünglein an der Waage während der erbitterten Kämpfe eine Zeitlang unstet pendelte, dann aber doch zu unseren Gunsten ausschlug, so ist das der Tapferkeit unserer Heeresverbände zu verdanken, die einer vielfachen Überlegenheit von Sowjetpanzern und schweren Waffen gegenüberstanden. Daß die „Schlacht von Kanew“, die am 7. August 1941 begann und am 16. August mit der Einnahme von Kanew siegreich beendet war, zu unseren Gunsten entschieden wurde, ist auch das Verdienst unseres Stukageschwaders.

Für uns Stuka-Soldaten, die wir in jenen Tagen unsere in einem anderen Kampfabschnitt eingesetzten eigenen Panzer ersetzen und die sowjetischen überschweren Kolosse bekämpfen mußten, wird der 9. August in Erinnerung bleiben, an dem wir 62 Panzer, 200 Lkws und außerdem Feld- und Artilleriestellungen vernichteten. In unaufhörlichen, rollenden Einsätzen vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung hatten wir unseren Heerestruppen den Weg gebahnt und Breschen in die chinesische Mauer sowjetischer Riesenpanzer geschlagen.

Wir hatten bereits mit unserer Staffel zwei Einsätze auf Truppen und Kolonnen im Raum ostwärts Boguslaw hinter uns. Kaum waren die Maschinen gelandet, wurden sie wieder getankt und mit Bomben geladen. Bei den anderen sieben Staffeln des Geschwaders dasselbe Bild angriffsvorbereitender Geschäftigkeit des Boden- und Wartungspersonals. Tage höchster Einsatzbereitschaft, wie sie kaum jemals im Polen- oder Frankreichfeldzuge vorkamen.

Ich fliege den dritten Einsatz der Staffel in der Maschine des Staffelkapitäns Oblt. R. mit. Eine Flugbesprechung haben wir nicht. Es ist

Einsatzbesprechung im Hauptquartier der Luftwaffe während des Feldzuges gegen die Sowjets. In der Mitte (zweiter von links) der Generalluftzeugmeister der Luftwaffe, Generaloberst Udet.



derselbe Auftrag wie bei den beiden vorangegangenen Einsätzen: „Freie Jagd" im Raume Boguslaw—Janowka—Melniki—Martinowka—Jachny. Das bedeutet: Wir greifen alles an, was sich an Lohnenswertem bietet, gleich ob Feldstellungen, gleich ob Artilleriestellungen oder Panzer. Daß der Raum mit gegnerischen Kräften gefüllt ist, wissen wir. Vorgestern begann der Durchbruchsversuch der Sowjets.

Nachdem sich die Staffelmaschinen neben und hinter der Führer-Maschine aufgestellt haben, ziehe ich den Wimpel unserer Führer-Ju 87 ein, schiebe mein Kabinendach zu, und schon im nächsten Augenblick donnern die Motoren von sieben Maschinen auf. Die Fliehkraft der Fahrt drückt mich nach vorn gegen den Haltegurt. Ich sehe rechts und links nach den Kameraden-Maschinen. Wir sind alle gut abgekommen und nehmen gleich direkten Kurs.

In diesen Tagen ist der Himmel voll von Ju 87. Die eine Staffel geht, die andere kommt, eine andere wird jetzt gerade über dem Ziel sein und angreifen. Die Sowjets dürfen nicht fünf Minuten zur Ruhe kommen. Wir müssen ihren Aufmarsch verwirren, sie zermürben, damit dann unsere Erdtruppen die Lage des Gegners ausnützen und nachstoßen können.

Wir sind noch eine viertel Flugstunde von dem befohlenen Zielraum entfernt. Es ist uns hier im Osten zur Gewohnheit geworden, über die Bord-Bord-Verständigung die gerade vom Angriff zurückfliegenden noch in der Luft befindlichen Staffeln nach besonderen Beobachtungen zu fragen.

Dumpf tönt die Antwort auf unsere Frage: „Achtung! Achtung! — Hier Rose! (Täglich wechselnder Rufname der Staffel) — Beobachtung! Beobachtung! — Starke Panzeransammlungen etwa 3 km ostwärts Jachny! Starke Panzeransammlungen etwa 3 km ostwärts Jachny!"

Jede Besatzung unserer Staffel hat mitgehört und weiß nun Bescheid, daß der Angriff auf ein neues Ziel geführt wird. Der Staffelführer gibt auch sofort den Befehl: Einzelangriffe auf Panzeransammlungen bei Jachny!

Da trifft etwa zur gleichen Zeit beim Geschwader folgende Meldung der Gruppe v. Sch. ein, die mit der Führung der eigenen Abwehr- und Angriffsmaßnahmen gegen den sowjetischen Durchbruchsversuch beauftragt war: „Nach Bereitstellung versucht Gegner vor Gruppe v. Sch. am 9. 8. erneut im Angriff mit Panzer und Infanterie Richtung Biela—Cerkiew durchzubrechen. Schwerpunkt des mittags beginnenden Angriffes NW.-Janowka in NW.-Richtung."

Diese Meldung, die uns auch noch auf dem Funkwege erreicht, ist also die Bestätigung der Beobachtung der Kameraden-Staffel. Wir erhalten noch vom Geschwader den Auftrag, den Angriff der Sowjetpanzer auf unsere Linie abzustoppen, da der Gruppe v. Sch. keine eigenen Panzer im Augenblick verfügbar seien, ein Durchbruch der Sowjets daher ohne unseren Eingriff gelingen könnte.

Nach geringer Kursänderung fliegen wir direkt auf das Ziel zu. Schon von weitem ist es uns sichtbar: Dort unten Gehölz, das lichterloh brennt. Der Angriff der Kameraden-Staffel muß gesessen und mehrere Panzer in



Brand geworfen haben, die dann das von der wochenlangen Sonnenglut trockene Gesträuch entzündeten. Panzer selbst können wir aus dieser Entfernung noch nicht erkennen. Aber in wenigen Minuten . . .

. . . sind wir direkt über dem Zielraum. Er ist eigentlich ein Riesenfeld mit sanften Höhen und Tiefen, von Feldwegen durchschnitten, auf denen die Panzer mit ihrer braun-grünen Tarnfarbe nur schwer zu erkennen sind. Da liegen an den Bahndämmen unsere eigenen Truppen. Rote und weiße Leuchtkugeln steigen auf und zeigen uns so sichtbar die Begrenzung des Kampfraumes, damit wir nicht in eigene Truppen werfen. Die Panzer sollen also — so scheint es uns — durch diese unsere Stellung an den Bahnlinien durchbrechen.

Wie ein Habicht-Schwarm kreisen wir über dem Zielraum, uns nicht gerade Zeit lassend, aber doch genau unsere Ziele auswählend. Da sind sie, die Panzer! Nicht einer, nicht zehn, nicht zwanzig, sondern fast einhundert bis zu den schweren 52-to-Ungetümen. Zum Teil stehen sie, noch von Buschwerk getarnt oder von Korngarben. Und zwischen den Panzern sowjetische Feldstellungen, bespickt mit Infanterie, die vom Bahndamm aus von unseren eigenen Truppen nicht zu sehen ist, da sich vor ihnen das Feld leicht wellt. Etwas weiter hinten viele Lkws, Tank- und Munitionswagen, die den Nachschub der Sowjets zu sichern haben. Die Sowjets haben hier wirklich ihren Durchbruchsversuch gut vorbereitet.



Der Staffelführer gibt das Zeichen zum Angriff. Jeder hat sich sein Ziel gewählt, dort wo die dicksten Ansammlungen sind.

„Wir stürzen", ruft mir Oblt. R. durch die Eigenverständigung zu. Ich kann gerade noch den Gurt hinter mir einrasten, gegen den ich beim fast senkrechten Sturz mit dem Rücken gepreßt werde. Da kippt auch schon unsere Ju 87 nach vorn ab. Wir stürzen . . . stürzen . . . stürzen! Ich sehe mich nach rechts um. Unter mir kommt das Feld immer näher. Da erkenne ich auch unser Ziel. Eine Ansammlung von fünf Panzern, die

Das ist die Wirkung eines Stuka-Angriffes: Zahllose Fahrzeuge der Sowjets sind am Ufer eines Flusses aufgefahren. Wie ein Bienenschwarm sieht vom Flugzeug aus die Masse der Wagen, Lkws, Pkws, Panzer usw. aus, die über die Pontonbrücke (Bild links) über-

ebenfalls mit hoher Fahrt zu entkommen versuchen. Oblt. R. verfolgt sie, während des Stürzens den Flug korrigierend, und dann ein leichter Ruck in der Maschine: die Bomben sind gelöst. In der nächsten Sekunde zieht mich die Fliehkraft des Abfangens nach vorn. Ich stemme mich mit beiden Händen gegen die Trommelhalter. Ich spüre, wie mein Gesicht länger wird, es scheint mir bleischwer, für den Bruchteil einer Sekunde. Dann ist alles wieder normal. Ich jage aus meinem MG nach hinten einige Feuerstöße heraus, um jetzt — da wir nach dem Abfangen das beste Ziel bieten — die Erdabwehr niederzuhalten. Dann ziehen wir wieder hoch. Da stürzen neben uns die andern, der Reihe nach, so daß dort unten alle paar Sekunden die Bomben krachen. Während die einen stürzen, gehen die andern hoch, in dauerndem Wechsel bis zum dritten und letzten Wurf.

Nun hat sich auch der Dunst von Staub und Sand, der Qualm der Explosion etwas verzogen. Wir erkennen die Wirkung unseres Angriffes. Volltreffer in einen Panzer! Die anderen vier? Zwei stehen neben dem getroffenen. Sicher sind ihnen von Splittern die Raupenketten zerfetzt. Sie kommen nicht mehr weiter. Da rennen auch die Besatzungen der beschädigten Panzer über das Feld. Die beiden anderen Panzer rattern davon. Wir verfolgen sie. Und — nachdem wir wieder Höhe gewonnen haben, stürzen wir uns auf sie. Wir ärgern uns, daß die Bomben schlechter liegen als vorhin und nur ein Panzer mit weißer Rauchfahne weiterfährt. Er brennt! Der andere entkommt. Dann setzen wir noch eine Bombe in eine Ansammlung der Lkws. Längst sind die Besatzungen von den Fahrzeugen gesprungen. Zwei Fahrzeuge gehen in Flammen auf. Die übrigen sechs Maschinen der Staffel haben nicht weniger Erfolg.



Dort unten ist die Hölle los. Noch brennen die getroffenen Panzer und Lkws, und weiter breitet sich das Flammenmeer wogend über das Gehölz, bedroht andere Panzer, die dort in Bereitstellung liegen. Sowjetische Infanteristen müssen ihre Feldstellungen räumen. Dieses Chaos wird

setzen wollen. Plötzlich erscheinen deutsche Sturzkampfflugzeuge, und in Minutenfrist ist aus den wartenden Kolonnen ein heilloses Chaos geworden. Hunderte von zertrümmerten, explodierten, zerfetzten Fahrzeugen zeugen von der Wirkung der deutschen Bomben.

dann noch vergrößert, als wir mit unseren MG zu Tiefangriffen ansetzen. Mancher Sowjet bleibt getroffen liegen, Lkws werden durchsiebt, und auch die Panzer nehmen wir nochmal an. Die Besatzungen dort unten mögen glauben, daß wir im Tiefflug Bomben werfen wollen. Sie flüchten. Während wir tief über die Sowjettruppen fliegen, erkennen wir, wie groß das Aufgebot des Feindes hier ist. Dort hinten sind immer noch mehr Panzer. Noch mehr Lkws, noch mehr Truppen, die die von uns vernichteten sofort ersetzen können! Es scheint uns unheimlich, mit welchen Massen die Sowjets aufzuwarten haben. Da wird es heute noch viel Arbeit geben.

Unsere Bomben sind wir los, unsere MG-Munition ist verschossen. Also umkehren. Neu tanken, neu beladen!

Etwas abseits des Zielraumes sammeln wir uns. Alle sieben Ju 87 sind wieder beisammen.

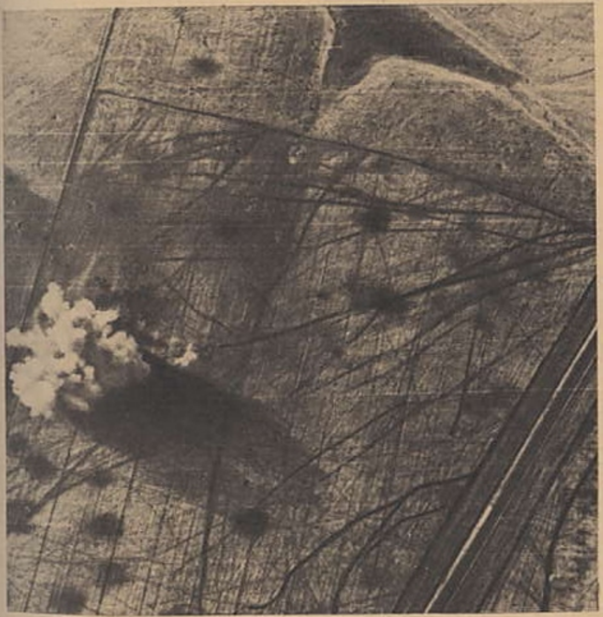
Eine Rückzugstraße weniger! Deutsche Kampfflugzeuge haben mit ihren Bomben eine Brücke getroffen und für jeden Transport und Rückzug unbrauchbar gemacht. Das nennt man Maßarbeit!



Auf dem Rückfluge begegnen wir nicht einer, sondern gleich drei Staffeln, die auf dasselbe Ziel angesetzt sind. Und dann geht es weiter so: Rollende Angriffe bis zur Abenddämmerung. Es hat sich gelohnt. 62 Panzer und über 200 Lkws, dazu noch die vielen getroffenen und zerstörten Feld- und Artilleriestellungen der Sowjets – das ist das einzigartige Ergebnis unseres Geschwaders. Es ist durch unsere Angriffe gelungen, einen planvollen Durchbruchsversuch der Sowjet-Panzer zu verhindern, während die Einzelaktionen in schneidigem Einsatz unserer Panzerjäger abgeschlagen wurden.

So geht es tagelang, vom 9. bis zum 16. August 1941, in immer wiederholtem Einsatz, bis nach einer Woche, am 16., die Schlacht um Kanew beendet und der Ort von unseren Truppen besetzt ist. Harte Tage sind vorüber . . .

Stukas über einer Artilleriestellung. Von den Rädern der schweren feindlichen Fahrzeuge ist das Feld durchfurcht. Links: Ein Munitionslager hat einen Treffer erhalten und geht in die Luft.





Im Kampf mit „Ratas", sowjetischen Jagdflugzeugen, die nach amerikanischen Mustern konstruiert sind. Die weißen Rechtecke zeigen die feindlichen Jäger an, denen es jedoch nicht gelingt . . .



die deutschen Kampfflugzeuge zum Abdrehen zu zwingen. Die in der Dämmerung gestarteten Maschinen erreichen Moskau, die Hauptstadt der Sowjets, und laden dort ihre Bombenlast ab.



Nächtliches Panzerduell

Im Lauf der Kämpfe um Pleskau kam es zu einem nächtlichen Duell zwischen deutschen und sowjetischen Panzern, die einen Durchbruch durch die deutsche Einkesselung versuchten. In einem dramatischen Gefecht, in dem der Kampfplatz nur durch das Mündungsfeuer der Kanonen und die Stichflammen der in Brand geschossenen Sowjet-Panzer beleuchtet wurde, endete der Ausbruchsversuch der Sowjets mit dem Verlust des größten Teils ihrer Kampfwagen.



Kriegsschauplatz Ostsee

Die Kriegsmarine im Kampf gegen die Sowjets

Von Konteradmiral Gadow

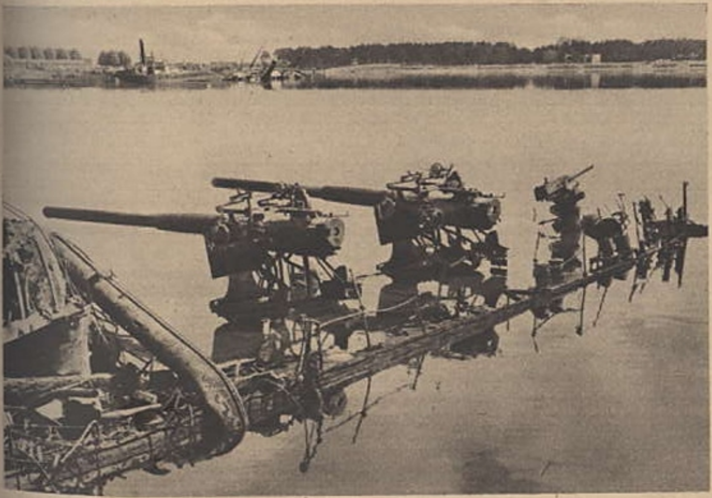
Ende August 1941.

Als Polen Ende September 1939 auch aus seiner Seestellung an der Danziger Bucht vertrieben war, konnten wir von einer „Neutralisierung der Ostsee" sprechen. Sowjetrußland hatte jene Verträge mit dem Reich geschlossen, über deren geheime Endabsicht heute Klarheit besteht, und damit entfiel immerhin im nordischen Seeraum zwischen Schleswig und Finnland die Notwendigkeit, eine Seefront zu unterhalten, wie sie im Weltkrieg bis zum Jahre 1917 erforderlich gewesen war und bei namhaften Erfolgen auch ihre Opfer gefordert hatte. Die deutsche Kriegsmarine konnte daher bei Beginn des jetzigen Krieges alsbald alle wesentlichen Kräfte freimachen für den Kampf gegen den Hauptgegner und sich darauf beschränken, die Ostseeausgänge bei Dänemark und Schweden auch weiterhin eng zu bewachen. Die von polnischer Seite hinterlassenen Minensperren waren beseitigt, die polnischen Küstenbefestigungen in deutsche Hand übergegangen, die Deutschen bis Pillau und Memel hinauf in Kriegsbereitschaft. Damit stand ein bedeutendes Seegebiet zu unserer freien Verfügung und wurde unter Benutzung und Ausbau von Gotenhafen als Stützpunkt für viele Zwecke nutzbar gemacht, wie sie der Krieg mit sich bringt: Versuche, Probefahrten, Übungen aller Art u. ä. Dazu kam die Errungenschaft, daß damals aus dem Ostseeraum jeder Seeverkehr mit dem Feinde unter Kontrolle gehalten und nach Prisenordnung behandelt werden konnte. Das bedeutete den Verlust aller Zufuhren für England aus Sowjetrußland, dem Baltikum, Finnland und teilweise Schweden. Die spätere Besetzung Dänemarks und Norwegens rundete diese Einbuße an wichtigen Zufuhren zum vollen Betrage ab. Als Sowjetrußland durch das Friedensdiktat gegen Finnland vom 12. März 1940 wieder in den Besitz seiner vorgeschobenen Stellungen in Wiborg und Hangö und durch seine „Verträge" im Baltikum in den Besitz der estnischen und lettischen Häfen über Riga und die Inseln bis hinab nach Libau gelangt war, konnte das mit einem gewissen Unbehagen angesehen werden, ohne jedoch ernste Bedenken zu erwecken. Schon damals sagte sich die militärische Überlegung, daß diese Posten im Ernstfalle nicht zu halten sein würden. Das hat sich nun bestätigt.

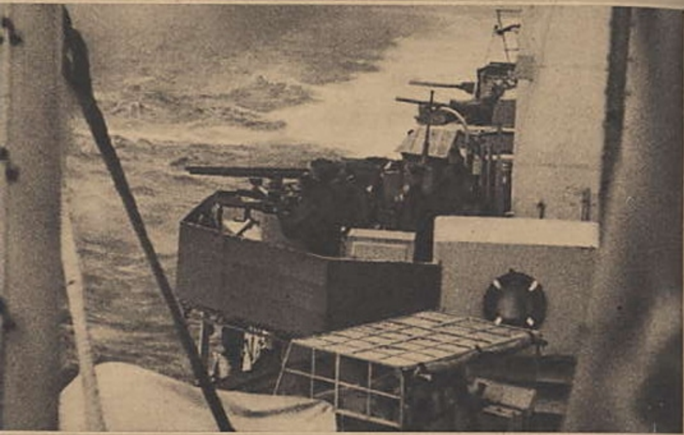
Für seine Kriegführung in der Ostsee war schon das zaristische Rußland auf Defensive und gelegentliche Ausfälle angewiesen. Mit wie wenig Vertrauen schon damals die Außenstellungen betrachtet wurden, darunter der mit vielen Millionen Rubeln Kostenaufwand erbaute Kriegshafen Libau (Lettland), zeigte die sofortige Sprengung und Aufgabe dieses Stützpunktes bei Insichtkommen von zwei kleinen deutschen Kreuzern am 2. August 1914. Im weiteren Verlauf hatten die Russen gelegentlich kleinere Erfolge ihrer schnellen Kreuzer oder durch geschicktes Auslegen von Minensperren und unter Beihilfe englischer U-Boote, denen die Durchfahrt durch die neutralen dänisch-schwedischen Gewässer gelungen war, aber im ganzen blieben sie eingekesselt. Eine nachhaltige Störung des deutschen Erzverkehrs mit dem schwedischen Hafen Lulea in der Bottensee konnte durch Ausnutzung der Küstengewässer vermieden werden. Das Ende kam dann näher mit dem Vordringen der VIII. Armee im Baltikum und der Wegnahme der Baltischen Inseln durch Flotte und Heer am 12. Oktober 1917.

Diesmal spielte sich ganz ähnliches ab, bereichert durch Mitwirkung der Luftwaffe, für unsere Seekriegführung dagegen erschwert durch das Stärkeverhältnis. Man muß sich einmal vorstellen, welche Ansprüche dieser über den Atlantik bis zum Indischen Ozean und zur Südsee, das Mittelmeer und jetzt auch das Schwarze Meer und die Ostsee zu führende Krieg an die Kriegsmarine stellte, die bekanntlich erst seit 1935, dem Jahre der Wehrbefreiung, an ihren zeitgemäßen Ausbau herangehen konnte. Der Krieg in der Ostsee wurde mit Zerstörern, Torpedobooten, U-Booten und Schnellbooten sowie Minenlegern und Minensuchbooten geführt.

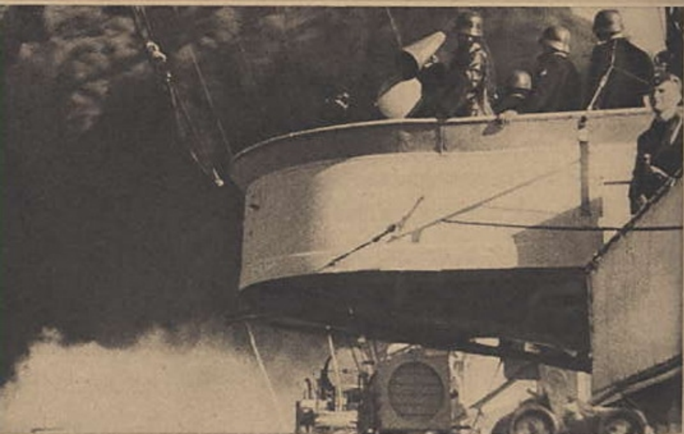
Ein von uns völlig vernichteter und versenkter sowjetischer Zerstörer im Hafen von Libau.



Sowjetische Vorpostenboote sind gesichtet.

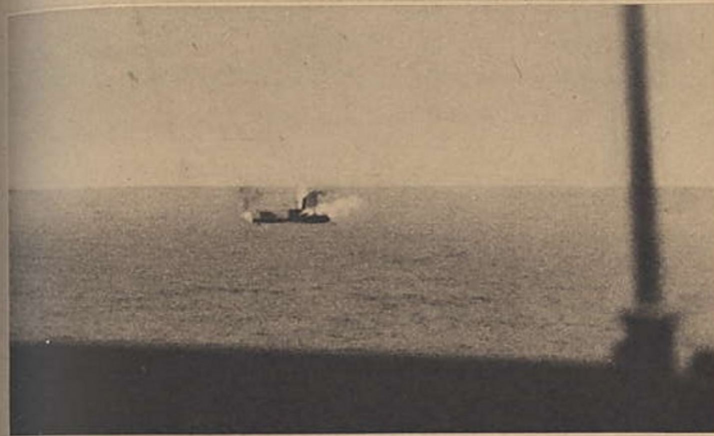


Kommandos und Klingelsignale ertönen, die Gefechtsstationen werden besetzt, das deutsche Kriegsschiff ist klar zum Gefecht. Dicke Rauchschwaden erschweren dem Feind die Sicht.



Das Gefecht beginnt . . .

Ein Feindboot hat einen Volltreffer erhalten.



Zwei weitere Schüsse liegen zu weit, aber das Sowjetschiff ist bereits erledigt. – Zielwechsel: Das nächste Feindschiff! Die erste Salve liegt zu kurz. Aber wenige Schüsse und . . .



. . . auch dieses Boot ist erledigt.

Offenbar war es dabei zuerst wichtig, den Sowjetgegner durch eigene vorgeschobene Minensperren in das nördliche Seegebiet zurückzudrängen. Das ist geschehen, und daneben im nördlichen Seeraum unter Schonung schwedischer Verkehrsbedürfnisse ein Warngebiet erklärt worden, in dem jedes Fahrzeug der Gefahr sofortiger Versenkung ausgesetzt ist. Wichtig blieb die Erhaltung der Erztransporte aus Nordschweden, wofür die Befestigung der Aaland-Inseln am Eingang der Bottensee durch Finnland Sicherheit bot. Die im angrenzenden „gepachteten" Hangö von den Finnen eingeschlossene sowjetrussische Besatzung konnte dagegen wenig ausrichten und blieb vor allem um die Seeverbindung mit Kronstadt bemüht.

Im ganzen kann man sagen, daß dieser Seeraum Schritt für Schritt auf gleicher Höhe mit dem Vormarsch des Heeres erobert werden mußte. Die Kriegsmarine hatte die von Land aus eroberten Häfen zu besetzen und den Nachschub dorthin zu organisieren, zunächst noch unter einer fühlbaren Gegenwirkung, über die allerdings die Wiedereinsetzung der Kriegskommissare auch bei der Flotte den bekannten Schatten warf. Die ersten kurzen Gefechte zeigten auf sowjetrussischer Seite keinen großen Tatendrang und trugen ihnen Verluste ein, darunter 1 Kreuzer, 1 Torpedokreuzer, mehrere Zerstörer, U-Boote, Schnellboote und andere Einheiten. Auch unserseits gab es einige Verluste, jedoch waren die sowjetischen Meldungen über zahlreiche Versenkungen von Transportern und Kriegsschiffen reine Phantasieprodukte.

Es ist nur natürlich, wenn viele sich über das Endschicksal dieser sowjetischen Ostseeflotte den Kopf zerbrachen. Gesetzt den Fall, diese Flotte wagte einen verzweifelten Ausfall, ähnlich dem aus Port Arthur im August 1904, und zwar unter Inkaufnahme von namhaften Verlusten durch Minen, Schnellboote, U-Boote, Luftwaffe u. a., so bliebe ihr nur übrig, sich etwa in Schweden internieren zu lassen oder kämpfend bis zum Untergang umherzuirren. Ein Durchbruch durch Sund und Belte, um nach England zu gelangen, mußte als wenig aussichtsvoll und sehr verlustreich angesehen werden. Durch den Stalinkanal zum Weißen Meer konnten nur kleinere Fahrzeuge entkommen, jedoch war dieser nördlich des Onega-Sees bereits durch die deutsch-finnische Luftwaffe unbrauchbar gemacht. Als ähnlich ergebnislos im Endeffekt war der Versuch anzusehen, über die Binnenkanäle zur Wolga und zum Kaspischen Meer zu gelangen. Auf jeden Fall fehlte es dieser Ostseeflotte an der Möglichkeit, irgendeine strategische Wirkung auf den Kriegsverlauf auszuüben, womit ein grundsätzliches vernichtendes Urteil über die sowjetischen Seemachtsbestrebungen überhaupt verbunden ist.

*

Als das zweite Kriegsjahr sich seinem Ende zuneigte, war die Umzingelung der ehemaligen Hauptstadt Leningrad bereits im Gange. In den ersten beiden Septemberwochen 1941 hatten deutsche und finnische Truppen sie vollendet und die Stadt von allen Landverbindungen abgeschnitten. Für die Ostseeflotte der Sowjets war diese Operation der Deutschen und der verbündeten Finnen naturgemäß von verhängnisvoller Bedeutung.



Generaloberst Ritter von Schobert, der am 12. September 1941 in Erfüllung seines wahrhaften Soldatenlebens den Heldentod fand. Er war Oberbefehlshaber einer Armee, die er in den Feldzügen gegen Polen und Frankreich von Sieg zu Sieg und in dem schweren Kampf gegen das bolschewistische Rußland bei Kinkisepp, Permomaisk und Nikolajew zu entscheidenden Erfolgen führte.



Der Chef des Generalstabs des Heeres, Generaloberst Halder, im Führerhauptquartier

Die Beute von Nikolajew

Am 17. August fiel der erste sowjetische Hafen am Schwarzen Meer in deutsche Hand: Nikolajew! Eine große sowjetische Staatswerft hatte die Stadt zu einem der militärisch wichtigsten Plätze am Schwarzen Meer gemacht. Ein Schlachtschiff, ein Schwerer Kreuzer, U-Boote und andere Kriegsschiffe lagen in den Hellingen, als deutsche Soldaten nach hartem Kampf die Stadt besetzten. Alle Bauten, erklärten die Sowjets nach dem Verlust der Stadt, seien restlos zerstört, dem Feind sei keine Beute zurückgelassen worden. Diese vor allem für den Verbündeten der Sowjets, England, erfundene Zwecklüge konnte sehr schnell widerlegt werden. Wie der Bericht und die Aufnahmen auf diesen Seiten zeigen, hatten die Sowjets keine Gelegenheit mehr gehabt, die Werften zu zerstören. Was die Bolschewisten zum Kampf gegen Europa in Nikolajew vorbereitet und auf Stapel gelegt hatten, fiel unbeschädigt in die Hand unserer Truppen.

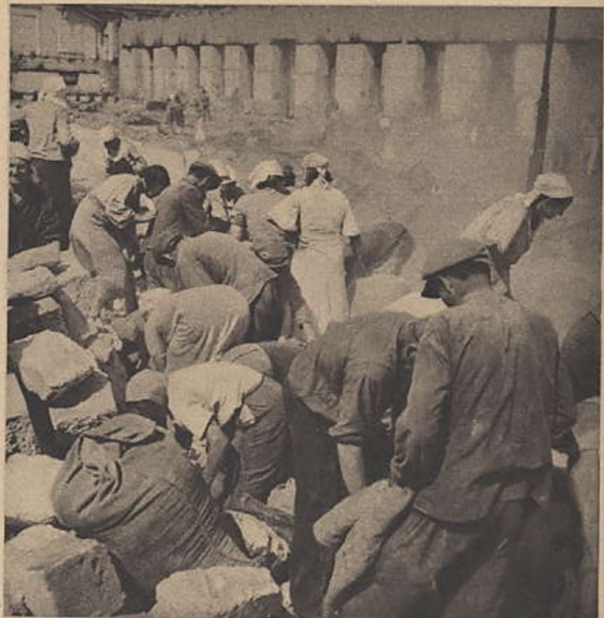
Mit großer raumgreifender Bewegung war nach Abschluß der Schlacht um Uman eine der Panzerdivisionen der Gruppe von Kleist in fast genau nordsüdlicher Richtung gegen das Schwarze Meer vorgestoßen und hatte den Hafen Nikolajew im Osten und Süden umfaßt. Tagelang wurde um die Stadt gerungen, die die Sowjets schon lange Zeit vorher in mächtigen Verteidigungszustand versetzt hatten. Ohne Unterbrechung rannten unsere Panzer gegen den mit Artillerie und anderen schweren panzerbrechenden Waffen gut ausgerüsteten Gegner an, bis Nikolajew am 17. August als erster Hafen am Schwarzen Meer in unsere Hand fiel. Damit verloren die Sowjets, die ja nur über ganz wenige bedeutende Häfen am Schwarzen Meer verfügen, den einen ihrer wichtigsten Umschlaghäfen für Getreide (der andere ist Odessa) und für die Eisenerze des großen Beckens um Kriwoj Rog, das schon einige Tage vor Nikolajew erobert wurde. Werften für Kriegsschiffbau, riesige Getreidesilos und die Erzkais gerieten unter unsere Kontrolle.

Als wir zwei Tage nach dem Fall von Nikolajew die Stadt von Norden her – aus der Einöde der menschenleeren Steppe kommend – erreichten, standen wir vor einer zerstörten Holzbrücke, die einen schmalen Bugarm überquerte. Dem Ziel greifbar nahe, konnten wir es doch nicht erreichen und mußten in weitem Bogen zurück durch die Steppe den Bugarm umfahren, bis Nikolajew, das sich weit ausgebreitet am Liman des Bug hinzieht, erneut vor uns lag. Eine Straßenbahnlinie, deren Masten schief über die Straße hingen und deren Schienen vom Steppenwind bloßgelegt waren, führte uns in eine Stadt, in der graue, schmutzige einstöckige Häuser sich an völlig verwahrlosten Straßen hinzogen, auf denen einige staubbedeckte Akazien vergeblich versuchten, die glühendheißen Strahlen einer fast tropischen Sonne abzuhalten. Diese Stadt bot einen trostlosen Anblick und unterschied sich kaum von den verfallenden Dörfern der Steppe. Die im Straßenkampf zerstörten und ausgebrannten Häuser taten

ein übriges, um dieses Bild einer bolschewistischen Arbeiterstadt in der ganzen Trostlosigkeit ihrer Unkultur zu unterstreichen.

Vor dem Einrücken deutscher Truppen hatten die sowjetischen Verteidiger die Stadt zur Plünderung dem Mob „freigegeben". Soweit sie noch Zeit hatten, waren „Zerstörungsbrigaden" durch die Straßen gezogen, hatten Häuser in Brand gesteckt, Wohnungen verwüstet, und der johlende Mob hatte sich der wenigen vorhandenen Lebensmittel der staatlichen Verkaufsstellen bemächtigt. Plakate, die zahlreich an den Lichtmasten hingen, forderten die zivile Bevölkerung zum Eintritt in die Volkswehr auf. Sie hatten vergeblich geworben, denn die Arbeiterschaft war zum Teil geflüchtet, und der Rest hatte wenig Lust verspürt, sich von Panzer-

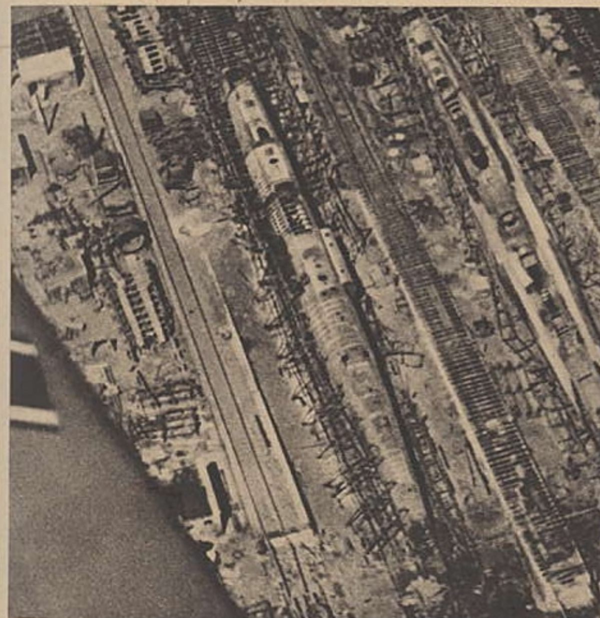
Die Sowjets hatten in Nikolajew, wie in allen kriegswichtigen Bezirken, sogenannte „Zerstörungsbrigaden" eingesetzt, die allerdings nur in seltenen Fällen ihre Aufgabe wirklich erfüllen konnten. Ein Teil eines Lebensmitteldepots in Nikolajew war der Brandstiftung durch die Sowjets zum Opfer gefallen. Die seit Jahren halbverhungerte Bevölkerung der Stadt stürzte sich auf die schwelenden Trümmer, um die noch unversehrten Reste an Getreidekörnern zu bergen.



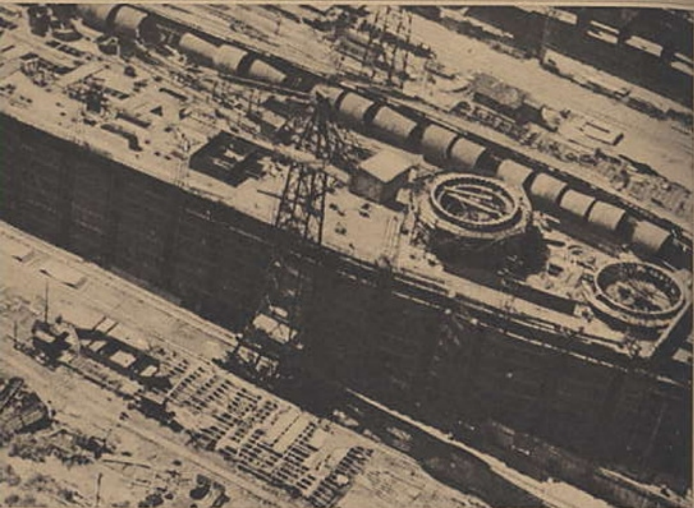
sprenggranaten zerreißen zu lassen. So hingen diese Plakate jetzt und schrien mit grellen Farben ihre Werbung in eine zerstörte Stadt.

Im Hafen, auf den Hellingen der Staatswerft, fanden unsere Truppen den riesigen Rohbau eines 35000-Tonnen-Schlachtschiffes vor, das zwar schon 1937 auf Stapel gelegt worden war, aber bis heute noch nicht die Panzerplatten der Außenhaut angelegt bekommen hatte. Bei dieser diffizilen Aufgabe, die ein solcher Koloß an die Ingenieurkunst stellt, hatte anscheinend die arbeitsmäßige Organisation der Sowjets, die sonst so große Meister in der „Organisation der Zerstörung" sind, versagt. Neben dem Schlachtschiff lag der schlanke Rumpf eines 10000-Tonnen-Kreuzers, dessen Backbordseite sich unter der glühenden Hitze der nebenan abge-

Die sowjetische Propaganda wollte es nicht wahr haben, daß den Deutschen in Nikolajew eine einzigartige Beute in die Hände gefallen war: im Bau befindliche Kriegsschiffe auf den Hellingen der sowjetischen Staatswerft. Aber das Auge der Kamera ist unbestechlicher als die Propagandazentralen in Moskau, London und Washington: Unsere Aufnahme zeigt Unterseeboote auf den Hellingen von Nikolajew, die ebenso wie die anderen großen Bauten völlig unbeschädigt sind.



Das Schlachtschiff —

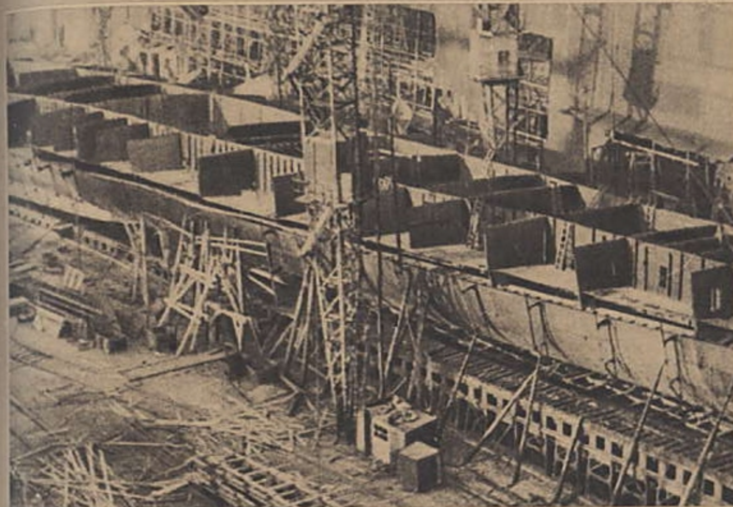


Ein Luftbild des im Bau befindlichen 35000-t-Schlachtschiffes, von dem die Sowjets behauptet hatten, daß es gänzlich zerstört sei. Deutlich sind auf der Aufnahme die völlig intakten Aufbauten auf dem Deck des riesigen Schiffes für die Montierung der schweren Schiffsgeschütze zu erkennen. Nichts ist zerstört, es kann da weiter gearbeitet werden, wo die Sowjets aufgehört hatten.

brannten Werfthalle unerheblich verzogen hatte. Das ganze Werftgelände war übersät von graugrünen Stahlhelmen und zerschlagenen Gewehren. Ein schwerer Granatwerfer lag noch neben dem zusammengestürzten Gerüst einer Werkhalle, Kisten mit Handgranaten standen verborgen unter Stahlplatten, und die weißen Bänder aufgerissenen Verbandzeugs schlängelten sich über den schwarzen Boden des Werfthofes. Hier hatten die Sowjets besonders heftigen Widerstand geleistet.

Um das Gelände der Werft stehen die elenden Hütten der Arbeiter. Lehmkästen, in deren Enge oft eine unvorstellbare Zahl von Menschen wohnt. Ordnung und Sauberkeit sind ihnen unbekannte Begriffe. Stumpf, energielos sitzen sie vor den Brettertüren ihrer Häuser, einem Schicksal ergeben, das sie nicht mit eigener Kraft abwenden konnten. In einem dieser Elendslöcher begegnen wir einer Deutschen, einer Frau von vielleicht 35 Jahren, die lange Zeit wegen ihrer deutschen Abstammung von den Roten ins Gefängnis geworfen worden war. Sie erzählt uns von der systematischen Verhetzung der Arbeiter durch die Juden und Bolschewisten und daß sie alle an die Greuelmärchen der abgeschnittenen Ohren und Nasen

der Kreuzer



Der 10000-t-Kreuzer der Sowjets, der sich auf den Hellingen der Staatswerft von Nikolajew befand. Der Bau ist bereits so weit vorgeschritten, daß die Schotts montiert werden konnten. Auch bei diesem Schiff gelang es den sowjetischen „Zerstörungsbrigaden", wohl aus Zeitmangel, nicht, den halbvollendeten Schweren Kreuzer zu vernichten; unbeschädigt fiel er in unsere Hand.

geglaubt hatten. Jetzt, nach zwei Tagen bereits, wäre allerdings die Stimmung vollkommen zu unseren Gunsten umgeschlagen, nachdem selbst die Verhetztesten unter ihnen einsehen mußten, daß deutsche Soldaten nicht gegen Zivilisten kämpfen. Der Erwerb des Vertrauens dieser Arbeiterschaft ist die zweite gewonnene Schlacht um Nikolajew.

Unten am Liman führt eine primitive Floßbrücke über die über 1 Kilometer breiten schmutziggrauen Wasser des Bug. Auf ihr marschierten Tag und Nacht die Divisionen unserer Armeen, von den Sümpfen des Pruth im Westen und von den reichen Feldern der Nordukraine kommend, durch die graue Stadt Nikolajew. Regiment um Regiment, Kolonne um Kolonne, Geschütz um Geschütz rollte polternd über die dicken Bohlen dieser Floßbrücke, die zwar von den Sowjets zerstört, von unseren Pionieren aber schnell wieder zusammengesetzt wurde. Vergeblich versuchten am Morgen bolschewistische Bomber, diese Brücke anzugreifen. Im heftigen Flakfeuer mußten sie vorzeitig abdrehen.

Unaufhörlich fließt der Strom unserer Divisionen über den Hafen Nikolajew hinaus nach Osten. Nach Osten!

Sechs Tage in der Hölle von Gory

Von Kriegsberichter Werner Spitta

Der Weg einer deutschen Vorausabteilung, bestehend aus Panzerkampfwagen und motorisierter Infanterie, führte von Nowgorod über wegloses, vom Feind gut verteidigtes Gelände nordwärts bis zur Newa. Am Flusse Mga lag die Ortschaft Gory, die von den Sowjets geräumt war. Als die Vorausabteilung auftragsgemäß die Bahnstrecke nach Leningrad gesprengt und die wichtige Brücke gesichert hatte, ging der Feind zum Gegenangriff über und schloß die Ortschaft ein. Sechs Tage dauerte die Einschließung, bis durch den Einsatz von Stukas der Feind überwältigt werden und der Vormarsch weitergehen konnte.

Nachdem durch Handstreich die Mga-Brücke in den Besitz unserer Vorausabteilung gefallen war, griffen die Bolschewisten im Morgengrauen die Brücke mit „Hurra" an. Ein unübersichtliches Kusselgelände, dazu noch

Befehlsgemäß ist das Dorf Gory erreicht. Pak sichert die Zufahrtsstraßen. Panzer der Sowjettruppen, denen es gelang, Gory einzuschließen und die Vorausabteilung abzuschneiden, werden unter Feuer genommen und vernichtet, wie auf dem Bild unten, oder zur Umkehr gezwungen.



wellig, begünstigte ihre Aktion, so daß sie erst auf kürzeste Entfernung von unseren MG-Garben gefaßt und reihenweise niedergemäht wurden. Auch die Panzerspähwagen mußten zur Verteidigung eingesetzt werden und feuerten aus allen Rohren. Panzergranaten fuhren mit ungeheurer Sprengkraft in die Sowjets. Rechts am steilen Flußufer tauchten hinter den Büschen ein paar Gestalten aus dem grauen Dunst auf, aber unsere Kradschützen waren auf der Hut. Dann ließ das Pfeifen und Krachen der Geschosse nach, und als wir eine Stunde später das Gelände durchkämmten, bedeckten Dutzende von toten Sowjets das Feld des morgendlichen Überfalls. Wenn sie geahnt hätten, daß nur ein paar Kradschützen, 3 Panzerspähwagen und eine Kompanie Infanterie das Dorf und die Brücke verteidigten, hätten sie wohl nicht so bald aufgegeben. Doch das sollte nur ein Auftakt, eine kleine Kostprobe für das Inferno der kommenden Tage sein. Zwar gelang es, weitere Teile der Vorausabteilung über unwegsames Sumpfgelände, auch Artillerie, Pak und 2 Kompanien Infanterie im Laufe des Tages nachzuziehen, auch einige Panzer stießen zu uns, doch zogen die Sowjets rings um uns Truppen und Waffen in zehnfacher Überzahl aus den Wäldern, so daß wir am Abend klar erkannten: wir sind eingeschlossen!

Was sich nun vom 31. August bis 6. September abspielte, war eine einzige Kette bolschewistischer Angriffe von allen Seiten, ein Feuer- und

Eine der wichtigsten Aufgaben der Vorausabteilung war, die zweigleisige Eisenbahnstrecke, die für den Nachschub der Sowjets von großer Bedeutung war, in die Luft zu sprengen. Der Auftrag wurde ausgeführt und die Bahnstrecke unterbrochen, bevor Gory eingeschlossen war.



Eisenhagel sowjetischer Panzer, Pak, Granatwerfer, Artillerie, MG, dazwischen Gewehrgranaten, Bomben und Garben der „Ratas". Fahrzeuge werden beschädigt oder vernichtet, zwei Munitionslager brennen aus, es gibt täglich Ausfälle. Nach einem schweren Angriff am Nachmittag des 3. September wird es kritisch für uns: die Sicherungen am Wald im Süden müssen bis an den Dorfrand zurückgezogen werden. Es wird bereits erwogen, die Fahrzeuge zu vernichten samt den schweren Waffen und sich zu Fuß durch die Wälder und Sümpfe durchzuschlagen. Doch Gory wird gehalten, entscheidet der Kommandeur.

Die aus Stein erbaute Schule, in der die Verwundeten liegen, erhält mehrere Treffer; man bringt sie in aller Eile in den Keller und stützt ihn mit starken Bohlen ab. Die Verwundeten bedürfen dringend weiterer Behandlung. Kurz entschlossen werden sie auf Zugmaschinen und Sankas verladen und von 6 Panzern im Geleitzug nach dem Hauptverbandsplatz in Mga gebracht. Und welches Aufatmen, als diese Fahrzeuge auf dem Rückweg mit Brot und Munition ankommen!

Die Kanonade hält an. Ein Haus nach dem andern brennt nieder oder birst auseinander; keine Fensterscheibe bleibt heil. Stunde auf Stunde sitzen wir im Erdbunker und können uns kaum mehr vorstellen, dieser Hölle zu entrinnen. Es ist, von ganz kurzen Pausen abgesehen, ein Fortissimo, in dem der Teufel Dirigent zu sein scheint. Ein Einsatz unserer Stukas

In der Schule Gorys werden während der sechstägigen Einschließung durch die Sowjets die Verwundeten untergebracht. Aber eine Granate nach der anderen trifft das Haus, und die Verwundeten müssen abtransportiert und unter Panzerbedeckung nach Mga gebracht werden.



bringt eine kleine Entlastung für die Nacht. Doch keiner schläft, jeder ist mit der Waffe auf seinem Posten. Ein Geschütz fällt durch feindlichen Volltreffer aus, ebenso zwei Spähwagen und etliche Panzer. Schäden an drei Panzerkanonen schwächen unsere Feuerkraft, dazu ist schon wieder der Mangel an Munition spürbar. Die Reihe der Birkenkreuze auf dem Heldenfriedhof wird länger. Männer, Draufgänger der Vorausabteilung, die Smolensk und Witebsk mitmachten, fassen diese nervenzermürbenden Ereignisse knapp in die Worte: „Das hat uns der Satan eingebrockt!"

Und dann schwillt der Lärm und das Detonieren der Geschosse zum Höhepunkt an, als am Himmel schon die Umrisse unserer Geschwader am Morgen des 6. September auftauchen. Einen Augenblick bricht das Getöse ab; aber dann bricht ein Ungewitter über die feindlichen Linien herein, wie es sich menschliche Phantasie nicht ausmalen kann. In Schwärmen kommen die stählernen Vögel herangebraust und stürzen herab auf ihre Opfer. Die Erde bebt stundenlang, Blitze zucken auf, dumpfe Donner rollen durch die Wälder, verstärkt vom Widerhall, eine Erdfontäne steigt neben der anderen auf und löst sich in spukartige Nebelgebilde auf, eine chaotische Symphonie. Als wir in der Nacht des 7. September zum Angriff auf die Newa antreten, bedecken Tausende von toten Sowjets das Feld und die Wälder. Aber von den Unsrigen ist auch manch tapferer Soldat in der Hölle von Gory geblieben.

Auf dem Höhepunkt des Kampfes bringen Stukas die erste Entlastung für die Eingeschlossenen. In Schwärmen kommen die stählernen Vögel herangebraust, und dann bricht ein Ungewitter auf die feindlichen Linien herein, wie es sich menschliche Phantasie nicht ausmalen kann.





Straßen in der

Staub . . .

Sowjetunion

Schlamm



„Auftrag geht weiter ..."

Mit einer Betriebsstoffkolonne an die Front

Von Leutnant Piso

„Mein Wagen brennt", gelt markerschütternd ein Schrei durch das verlassene sowjetische Dorf. Mit einem Ruck steht der Zug; alles starrt wie gebannt nach vorn, man glaubt, den eigenen Herzschlag zu hören.

In einem steilen Hohlweg, den die verkommenen Strohhäuser eines bolschewistischen Dorfes säumen, steht Fahrzeug hinter Fahrzeug, beladen mit Diesel und Benzin.

Seit Stunden lastet die Sonne mit über 50° auf uns und hat die ganze Luft über den Fässern in eine schillernde, tanzende Bewegung versetzt. Der Mann am Steuer weiß, was das bedeutet, er kennt diese Gefahr.

Ganz dicht vor mir war dieser Ruf. Da, Wessels, der Fahrer vom 1/9, läuft wie ein gehetztes Wild um seinen Wagen. Immer wieder hebt er die Hände hoch, er riecht Brandgeruch und kann nicht feststellen, wo sich der Flammenherd befindet, er weiß nur eins: Der Wagen ist mit Benzin beladen. Jetzt reißt er die Plane auf, und da — — wie eine Fanfare schlägt eine Stichflamme aus dem Wagen, zehn, nein fünfzehn Meter hoch.

Wessels ist zurückgefahren.

Ich halte beide Hände schützend vor das Gesicht. Das Scheinwerferglas meines Wagens splittert — diese Hitze!

„Ich kann nicht zurück mit meinem Wagen", schreie ich verzweifelt; hinter mir steht Fahrzeug an Fahrzeug. Überall die schwelenden Gase, die ihre langen Arme nach vorn strecken, als wollten sie das Unheil noch schneller heranziehen.

Wessels ist wieder aufgesprungen, er taumelt wie ein Betrunkener nach vorn, beide Hände vor das Gesicht haltend. Sieht er denn nicht die Flammen, die gegen seinen Körper schlagen und züngelnd hinter ihm hereilen? Jetzt springt er in seinen Wagen.

Mein Gott, geht es mir durch den Kopf, das ist die letzte Rettung.

Zweimal tritt Wessels auf den Starter, dann heult der Motor auf, die Flammen aber schlagen noch höher. Den Körper hat er dicht gegen das Lenkrad gepreßt; denn schon lecken die Flammen ins Führerhaus. Sie wollen ihr Opfer nicht frei geben . . .

Und jetzt, wie von überirdischer Gewalt erfaßt, fliegt dieses Flammenmeer nach vorn, fliegt Wessels an den vor ihm stehenden Fahrzeugen vorbei! Da liegt vor ihm ein freier Dorfplatz. Wessels steht schon auf dem Trittbrett, sein Drillichrock brennt; wie ein Flammenreiter ist er nach vorn geflogen.

Ein Ruck geht durch seinen Wagen, ein Kreischen der Bremsen — das Fahrzeug steht, und während Fetzen der brennenden Plane wie von einem Sog erfaßt in die Luft gerissen werden, springt Wessels mit brennenden Kleidern ab.

Da kommt die erste Explosion.

Wessels wird zu Boden geschleudert. Eine Stichflamme von dreißig Metern geht senkrecht in die Höhe, ein gewaltiges Bild, ein speiender Berg, ein Vulkan!

Wir sind vorgelaufen, alles ist in Bruchteilen von Sekunden geschehen. Jetzt springen zwei Kameraden vor, Handtücher vor dem Gesicht, und reißen Wessels aus der Nähe der Flammen.

Wie aus einem Traum erwachend öffnet Wessels die Augen, seine Haare sind angebrannt, die Augenwimpern sind abgesengt. „Brennt nur mein Wagen?"

Und als wir das bejahen, geht ein Lächeln über sein Gesicht.

„Lori, unser Kompaniehund", sagt er, „ist mitverbrannt, er hatte sich zu tief hinter die Polster verkrochen, wegen der Hitze; ich konnte ihn nicht mehr fassen."

Wir reichen ihm die Hand, unserem Wessels; wenn er sich nicht rücksichtslos eingesetzt hätte, wäre unser ganzer Zug, wären 30 Fahrzeuge, alle mit Betriebsstoff beladen, verbrannt.

An der Front aber warten Kameraden auf Betriebsstoff; für sie bedeutet Betriebsstoff Tod und Leben, für uns alle schnelle, siegreiche Beendigung des Krieges.

Die Signalpfeife des Zugführers schrillt. Eine schneidige Stimme dringt durch bis zu den letzten Fahrzeugen: „Auftrag geht weiter, wir müssen die Verzögerung wieder einholen, Sie wissen, was der Einsatz fordert."

Alles springt an die Fahrzeuge; Wessels bleibt mit dem San.-Uffz., der ihm gerade Tropfen in die Augen träufelt, bei dem Wrack, das vor wenigen Minuten noch ein stolzer Kruppwagen war.







Das Reich und seine Verbündeten

Im Kampf um die Freiheit Europas steht an der Seite des Deutschen Reiches vor allem Italien, das mehrere Divisionen an die Ostfront entsandt hat. Das Bild zeigt den Duce bei einem Besuch des Führerhauptquartiers und den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht während des Ostfeldzugs.

Die alte deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft des Weltkrieges hat ihre zweite Feuertaufe im Feldzug gegen die Bolschewisten, die Feinde Europas, erhalten. Das Bild zeigt den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht mit dem Reichsverweser des Königreichs Ungarn, Admiral v. Horthy.





Das Reich und seine Verbündeten

In der Schicksalsstunde Europas kämpft die Wehrmacht Rumäniens neben den deutschen Kameraden um die Zukunft ihres Volkes an der Ostfront gegen die Sowjetunion. Das Bild zeigt den rumänischen Marschall Antonescu an der Ostfront. Rechts: Generalfeldmarschall v. Rundstedt.

Feldmarschall Mannerheim, der Befreier Finnlands, an der Nordfront. Fast alle Völker Europas sind – entweder durch offene Teilnahme am Krieg wie die Verbündeten des Großdeutschen Reiches oder durch Entsendung von Freiwilligen – an dem Kampf um die Freiheit des Kontinents beteiligt.



Am 1. September 1941, dem Datum, mit dem dieses Buch abschließt, zeigte Europa ein wesentlich anderes Gesicht als ein Jahr zuvor (man vergleiche die Karte auf Seite 11). Das Gebiet der dem Reich befreundeten Nationen reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die Südküste des Mittelmeeres; der Rest des westlichen Europa ist bis auf die neutralen Staaten von der deutschen Wehrmacht und den Verbündeten des Reiches besetzt. Gegen den bolschewistischen Weltfeind ist fast ganz Europa angetreten, und am Anfang September ist ein Gebietsteil der Sowjetunion in deutscher Hand, der größer ist als das Großdeutsche Reich. In der Zeit der Reinigung des Kontinents vom Feind wurden ferner mehr als 13 Millionen BRT feindlichen Schiffsraumes versenkt. Stolz und siegesbewußt konnte das deutsche Volk auf die Bilanz des zweiten Kriegsjahres zurücksehen.

Es geschah

vom 1. September 1940 bis 31. August 1941

(Daten nach den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht)

1940

1. Sept.	Bei Luftkämpfen über der britischen Insel 116 feindliche Flugzeuge abgeschossen.
3. Sept.	Abkommen zwischen USA. und England: Austausch von 50 amerikanischen Zerstörern gegen englische Flottenstützpunkte an der amerikanischen Westküste.
7. Sept.	Beginn der Vergeltungsangriffe auf London. Eine Million Kilo Bomben abgeworfen.
27. Sept.	Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan in Berlin unterschrieben.
Mitte Okt.	Deutsche Instruktionstruppen in Rumänien.
27. Okt.	„Empress of Britain" durch Bombentreffer in Brand gesetzt und durch Torpedotreffer versenkt.
1. Sept. bis 31. Okt.	Es wurden insgesamt 1308600 BRT feindlichen Frachtraums versenkt.
8. Nov.	Überwasserstreitkräfte vernichteten im Nordatlantik einen ganzen Geleitzug mit zusammen 86000 BRT.
14. Nov.	Erster Großangriff der Luftwaffe auf Coventry.
19. Nov.	Erster Großangriff auf Birmingham.
20. Nov.	Ungarn tritt dem Dreimächtepakt bei.
23. Nov.	Rumänien dem Dreimächtepakt beigetreten.
24. Nov.	Die Slowakei tritt dem Dreimächtepakt bei.
1. Nov. bis 30. Nov.	Besonders zahlreiche Großangriffe auf London, Birmingham, Bristol, Coventry, Liverpool, Southampton und andere Rüstungs- und Industriezentren Englands.
2. Dez.	U-Boote versenkten aus einem nach England fahrenden Geleitzug 15 Schiffe mit zusammen 110000 BRT.
1. Dez. bis 31. Dez.	Großangriffe auf London, Portsmouth, Manchester und andere englische Rüstungs- und Industriezentren.

1941

1. Jan. bis 31. Jan.	Täglich Luftangriffe und bewaffnete Aufklärung über England. Einzelangriffe auf Malta und Suez. Im Atlantik und Mittelmeer durch Kriegsmarine und Luftwaffe Angriffe auf Geleitzüge, Kriegs- und Handelsschiffe.
Mitte Febr.	Deutsche Truppen landen in Tripolis (Afrika).
24. Febr.	Erster Zusammenstoß deutscher und englischer motorisierter Kräfte in Libyen.
1. Febr. bis 28. Febr.	Es wurden insgesamt 740000 BRT versenkt, davon in einer Woche 432600 BRT.
1. März	Bulgarien tritt dem Dreimächtepakt bei.
2. März	Deutsche Truppen marschieren in Bulgarien ein.
14. März bis 17. März	Großangriffe auf englische Rüstungszentren in Glasgow, Liverpool, Hull, Bristol, Avonmouth und Portsmouth.
17. März bis 23. März	Großangriffe auf Malta.
24. März	El Agaila durch deutsche und italienische Truppen besetzt.
25. März	Unterzeichnung des Beitritts Jugoslawiens zum Dreierpakt in Wien.
27. März	Militärischer Staatsstreich in Jugoslawien.
1. März bis 31. März	Es wurden insgesamt 718000 BRT versenkt.
2. April	Agedabia besetzt.

4. April Benghasi durch deutsche und italienische Truppen eingenommen.

6. April Deutsche Truppen überschreiten die jugoslawische und griechische Grenze. Festung Belgrad bombardiert.

7. April In Ostafrika ist Derna erreicht.

9. April Metaxas-Linie durchbrochen. Griechische Ostarmee kapituliert. In Jugoslawien Marburg und Nisch besetzt. 20000 Gefangene in Südserbien. Saloniki genommen.

10. April Agram besetzt. Feindliche Kräfte in Südserbien vernichtet.

11. April Karlstadt und Waraschdin genommen. Serbische Nordarmee löst sich auf. Deutsche und italienische Verbände treffen nördlich des Ochrida-Sees zusammen.

13. April Deutsche Panzertruppen marschieren in Belgrad ein. In Nordafrika werden das Fort Capuzzo und Sollum genommen.

15. April Soldaten des Heeres nehmen die Inseln Thasos und Samothrake.

16. April Serajewo besetzt. Britische Verbände am Olymp zum Kampf gestellt.

17. April Kapitulation der gesamten serbischen Armee. 15000 Offiziere und 244000 Mann gefangen.

18. April 12.00 Uhr Waffenruhe auf den serbischen Kriegsschauplätzen. In Griechenland werden Larissa und Trikkala genommen. Gebirgsjäger hissen die Reichskriegsflagge auf dem Olymp.

22. April Englische Nachhuten in den Thermopylen zum Kampf gestellt. Zahlreiche Transporter mit flüchtenden britischen Truppen durch Bombentreffer versenkt bzw. beschädigt. Die Epirus- und Mazedonienarmee kapituliert.

23. April Thermopylen-Stellung durchbrochen.

24. April Thermopylen-Paß in deutscher Hand. 13 Transportschiffe mit flüchtenden Briten versenkt (50000 BRT). 17 weitere beschädigt.

25. April Die Insel Lemnos wird besetzt.

26. April Fallschirmtruppen landen bei Korinth und nehmen die Stadt. Leibstandarte „Adolf Hitler" erobert Patras.

27. April 9.25 Uhr rücken deutsche Truppen in Athen ein. Bei der Säuberungsaktion auf dem Peloponnes werden 5000 Briten, darunter ein General, gefangengenommen.

1. April bis 30. April Zahlreiche Luftangriffe auf Malta und die britische Insel. Bisher höchste Versenkungsziffer mit 1000211 BRT.

1. Jan. bis 1. Mai Die Kriegsmarine versenkte 1471000 BRT, die Luftwaffe 764000 BRT, beschädigt wurden 1200000 BRT

2. Mai Deutsche Truppen dringen in die Befestigungslinie von Tobruk ein.

5. Mai Im Ägäischen Meer werden die Inseln Mytilene und Chios besetzt.

20. Mai Deutsche Fallschirmjäger und Luftlandetruppen landen auf Kreta.

24. Mai Schlachtschiff „Bismarck" versenkt den britischen Schlachtkreuzer „Hood".

27. Mai „Bismarck" sinkt im Kampf mit überlegenen britischen See- und Luftstreitkräften mit seinem Flottenchef, Admiral Lütjens, 400 sm. westlich Brest. Kretas Hauptstadt Chanea in deutscher Hand.

29. Mai Stadt und Flugplatz Heraklion auf Kreta genommen. Der Kommandierende General der griechischen Armee bietet Kapitulation an.

1. Mai bis 31. Mai Es wurden insgesamt 746000 BRT versenkt.

1. Juni Kreta ist frei vom Feind. Bei Sfakia wird der letzte britische Widerstand gebrochen und 3000 Gefangene werden eingebracht.

4. Juni Alexandria erstmalig bombardiert.

13. Juni Syrien von englischen Truppen angegriffen.

16. Juni bis 18. Juni Panzerschlacht bei Sollum. Über 200 britische Panzerkampfwagen vernichtet.

22. Juni 3.15 Uhr Beginn des Kampfes gegen die Sowjetunion. 322 Flugzeuge in der Luft, 1489 am Boden vernichtet.

23. Juni Festung Grodno genommen.

24. Juni Brest-Litowsk, Wilna und Kowno genommen.

26. Juni Dünaburg in deutscher Hand.

24. Juni bis 26. Juni Panzerschlacht bei Kowno

29. Juni Im Raum von Bialystok sind zwei sowjetische Armeen eingeschlossen.

1. Juni bis 30. Juni Es wurden insgesamt 768950 BRT versenkt.

1. Juli Zwischen Dünaburg und Riga ist die Düna überschritten.

29. Juni bis 3. Juli Vernichtungsschlacht bei Bialystok und Minsk: 323898 Gefangene, 3332 Panzerkampfwagen, 1809 Geschütze.

11. Juli Witebsk in deutscher Hand.

12. Juli Stalin-Linie zwischen Mogilew und Witebsk durchbrochen.

16. Juli Smolensk in deutscher Hand.

21. Juli Erster Luftangriff auf Moskau.

23. Juli bis 24. Juli Britische Luftangriffe auf die Kanalküste. 87 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

29. Juli Bessarabien feindfrei.

30. Juli U-Boote versenkten im Atlantik aus einem Geleitzug 19 Handelsschiffe mit 116500 BRT, einen Zerstörer und eine Korvette.

1. Juli bis 31. Juli Es wurden insgesamt 407600 BRT versenkt.

6. Aug. Schlacht bei Smolensk siegreich beendet, 310000 Gefangene, 3205 Panzerkampfwagen, 3120 Geschütze.

7. Aug. 6., 12. und 18. sowjetische Armee südöstlich Uman in der Ukraine vernichtet. 103000 Gefangene, 317 Panzerkampfwagen, 1100 Geschütze, 5250 Lastkraftwagen, 12 Eisenbahnzüge und 200000 Gefallene.
Am Kanal 24 britische Flugzeuge abgeschossen.

9. Aug. Bei Roslawl eingeschlossene Verbände vernichtet, 38000 Gefangene, 250 Panzer, 359 Geschütze.

12. Aug. Am Kanal 42 britische Flugzeuge abgeschossen.

13. Aug. Deutsche und rumänische Truppen erreichen das Schwarze Meer.

14. Aug. Odessa und Nikolajew eingeschlossen. Krywoi Rog genommen.

10. Aug. bis 14. Aug. Roosevelt und Churchill treffen sich zu Beratungen im Atlantik in der Nähe der neufundländischen Küste.

16. Aug. Nikolajew von deutschen und ungarischen Truppen genommen. Ein Schlachtschiff, ein Kreuzer und mehrere U-Boote im Bau erbeutet, 9 Truppentransporter versenkt.

18. Aug. Ukraine westlich des Dnjepr in deutscher Hand.

19. Aug. Im Raum von Odessa wurden 60000 Gefangene eingebracht, 84 Panzerkampfwagen und 530 Geschütze erbeutet.

21. Aug. Schlacht im Raum von Gomel beendet: 84000 Gefangene, 848 Geschütze, 144 Panzerkampfwagen, 2 Panzerzüge. Nowgorod, Kingisepp und Narwa genommen.

22. Aug. Seit Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion wurden 1250000 Gefangene eingebracht und 15000 Geschütze, 14000 Panzerkampfwagen und 11250 Flugzeuge vernichtet oder erbeutet.

24. Aug. Tscherkassy genommen: 10000 Gefangene. – Die britische Luftwaffe verlor seit 22. Juni 1044 Flugzeuge.

25. Aug. Einmarsch britischer und sowjetischer Truppen in den Iran. U-Boote versenkten im Atlantik aus einem Geleitzug 21 Schiffe mit 122000 BRT.

27. Aug. Dnjepropetrowsk genommen. Bei Welikje Luki wurde die 22. Sowjet-Armee vernichtet. 30000 Gefangene, 400 Geschütze, 40000 Gefallene.

28. Aug. Reval in deutscher Hand; 11432 Gefangene, 293 Geschütze, 91 Panzerkampfwagen, 2 Panzerzüge.

25. Aug. bis 29. Aug. Besuch des Duce im Führerhauptquartier.

29. Aug. Wiborg genommen.

30. Aug. Bei Reval sind durch deutsche Minen 21 Sowjet-Transporter mit zusammen 48000 BRT gesunken. Die Luftwaffe versenkte 22 Handelsschiffe mit 74000 BRT in der Ostsee.

1. Aug. bis 31. Aug. Es wurden insgesamt 537200 BRT versenkt.

Bildvermerke

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter: Peter (1), Pilz (1), Stempka (1), Theyer (2) (Atl.) – Kriegsberichter: Fischer (2), Göbel (1), Große (1), Hagens (1), Jesse (1), v. Kayser (1) (Wb.) – Dr. Wolff (2), Kriegsberichter: Bollhardt (1), Gallian (1), Kilian (1), Krimmer (1), Reichelt (1), Rauchwetter (1), Weibgen (1) (PBZ.) – Kriegsberichter: Bischhaus (1), Winkel (2) (H. H.), Brunnengräber (1) (Sch.) – Kriegsberichter: Frhr. v. Esebeck (8), Borchert (2), Dr. Feitl (7), Förster (1), Gregor (1), Greiner (4), Grimm (4), Habedanck (15), Dr. Lorenz (1), Ruge (1), Spitta (4), Waske (5). – Meyer (5), Lt. Piso (1) Steinhoff (1), Warnke (1). – Archiv (15), Luftwaffe (5), Ufa (1). – Atlantik (10), Associated Press (5), Hoffmann (12), Pressebildzentrale (6), Scherl (1), Weltbild (16), PK.-Deutsche Wochenschau (18).

Vierfarbiges Bild vom Obersten Befehlshaber der Wehrmacht nach einem Gemälde vor Prof. Triebsch (H. H.). Gemälde: Padua, Willisch (aus der Großen Deutschen Kunst ausstellung 1941). Zeichnungen: Matejko, Arlart, Roesner, Friedel, Tornow. Karten Dassel, Hempel, Hüger.